The book cover features a dark, cracked glass texture over a landscape photograph of a valley with hills. The text is arranged in a grid-like fashion, with the author's name at the top right, the title in large bold letters in the center, and the subtitle at the bottom left.

WALTER WASSERMANN

**BEWAHRUNGEN
UND
ERFAHRUNGEN**

in Europa
und im Nahen Osten

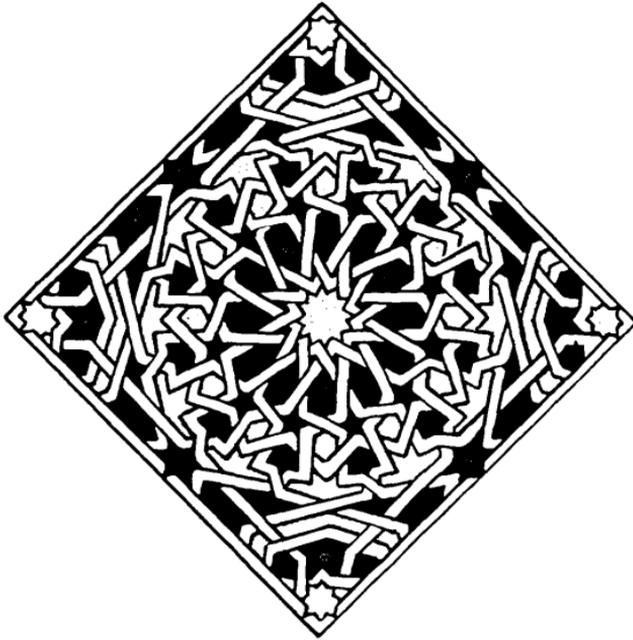
Titelbild:
Balkontüre der Wohnung von Familie Wassermann
in Schwiet/ Libanon 1976

**BEWAHRUNGEN
UND
ERFAHRUNGEN**

in Europa und im Nahen Osten

WALTER WASSERMANN

LICHT DES LEBENS • VILLACH • ÖSTERREICH



Alle Rechte vorbehalten

Bestell Nr.: VB 6831 G

1. Auflage 1995

Licht des Lebens • Postfach 13 • A-9503 Villach • Österreich

Inhalt

Vorwort: Fünfzig Jahre danach 7

I. BEWAHRUNGEN UND ERFAHRUNGEN MIT CHRISTUS IN EUROPA (1945-1955)	9
1.) Bewahrt im Inferno des Krieges	10
2.) Flucht und Heimkehr	19
3.) Befreit vom Schock des Krieges zum Dienst für Christus	31
4.) Erfahrungen in der evangelischen Jugendarbeit	45
II. BEWAHRUNGEN UND ERFAHRUNGEN MIT CHRISTUS IM LIBANON (1955-1968)	69
1.) Hineinwachsen in eine neue Kultur	70
a.) Aussendung in den Libanon und Ankunft in Beirut	70
b.) Im Bergdorf Jemelije	77
c.) Begegnungen und Bewahrungen in Beirut	84
2.) Erfahrungen mit Christus an der Johann-Ludwig-Schneller-Schule in Khirbet-Kanafar/Bekaa (1959-1963)	96
3.) Erweiterte Verantwortung als Schulinspektor in der Evang. Karmelmission/Libanon	125

a.) Im Flüchtlingslager Debajeh	125
b.) Im Bergdorf Majdalona	132
c.) Bei den Beduinen in der Bekaa	140
4.) Führungen und Kontakte in Hadath/Beirut	145
a.) Die evangelische Gemeinde in Hadath	145
b.) Das Krankenhaus in Nebek/Syrien	147
c.) Die Gefängnisseelsorge von Pastor Salim Jakoub	150
d.) Judenmission in Beirut	156
e.) Die Ras-Beirut Gemeinde	160

III. BEWAHRUNGEN UND ERFAHRUNGEN MIT CHRISTUS IN ARABISCHEN LÄNDERN (1968-1975)

1.) Die Einführung der fortlaufenden Bibellese im Nahen Osten	162
2.) Radiosendungen umsonst	170
3.) Auf jede Frage eine Antwort	174
4.) Traktate erreichen die Massen	181
5.) Glaubenszeugnisse aus der arabischen Welt	187
6.) Unsere Autofahrt in den Irak und nach Kuwait.	195
7.) Kernworte der Bibel in Kunstschrift.	206
8.) Eine Bibelschule im Fernkurssystem	211
9.) Die erste Reise in den Sudan.	213

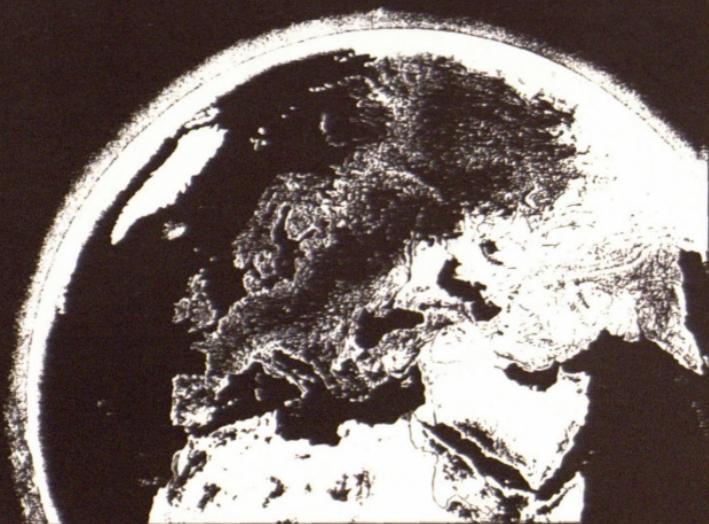
10.) Die Entstehung des Beiruter Verlags	221
11.) Unsere erste Reise nach Marokko	225
12.) Die Produktion evangelistischer Kassetten	233
13.) Dienste an Blinden	237
14.) Weshalb unsere Medienmission so schnell wuchs.	240

IV. GNÄDIGE BEWAHRUNGEN IM LIBANESISCHEN BÜRGERKRIEG (1975-1976).....	245
--------------------------------------------------------------------------------------	------------



**Siehe,
ich habe dir geboten,
daß du getrost und freudig seist.
Laß dir nicht grauen
und entsetze dich nicht;
denn der Herr, dein Gott, ist mit dir
in allem, was du tust.**

(Josua 1,9)



Fünfzig Jahre danach (1945-1995)

Wir haben alle viel Grund zum Danken. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, am 8. Mai 1945, sind den Völkern unserer Erde 50 Jahre relativen Friedens geschenkt worden. Örtlich flammten zwar immer wieder Kriege auf, aber der Aufbau der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Länder ging trotz der sich sprunghaft vermehrenden Weltbevölkerung weiter. Der Wohlstand in den Industrienationen wächst langsam weiter. Die Entwicklungsländer werden jedoch immer ärmer.

Wir leben inmitten einer technischen Revolution: Vor 150 Jahren war der Wechselstrom entdeckt worden - heute spaltet man Atome, um Kernenergie zu erzeugen. Vor 100 Jahren wurde der erste Flugzeug erfunden - heute werden Raumstationen ins All geschossen. Vor 50 Jahren leistete eine zwei Zimmer füllende elektronische Rechenmaschine weniger als heute ein Laptop-Computer, den Reisende im Flugzeug mitnehmen, um die Zeit während des Fluges zu nutzen.

Diese atemberaubende Entwicklung hat auch der Weltmission Christi viele Türen zu den Völkern geöffnet. Jesus sandte seine Boten in einst für das Evangelium verschlossene Gebiete. Die Medien erreichen und prägen die wachsenden Massen. Trotzdem glauben immer noch 67 Prozent der Menschheit nicht an Christus, viele haben noch nie von ihm gehört; 22 Prozent aller Menschen folgen dem Islam.

Die Völker Afrikas lernen heute Lesen und Schreiben und saugen das Evangelium auf wie ein trockener Schwamm. Viele von ihnen wollen die gute Botschaft Christi mit Weisheit und Mut zu ihren Nachbarn bringen. Selbst der Islam, der durch die Erhöhung des Ölpreises seit 1973 wieder erstarkte, war nicht in der Lage, das Missionstempo der Gemeinde Jesu zu stoppen. Während viele liberale Kirchen in Europa sich in ihrem Pessimismus zersetzen und einzelne Kirchenführer in Asien und Afrika einem kultureigenen Evangelium huldigen, hat Jesus in aller Stille in China, Korea und Indonesien, sowie in Ost- und Westafrika Zehntausende von Zeugen erweckt und berufen, die das Evangelium mutig und begeistert weitertragen. Sie sind sich dabei bewußt, daß Gefängnis, Folter oder der Märtyrertod auf sie warten, denn die antichristlichen Bewegungen und Mächte wachsen überall.

Dieses Buch will auf das Wirken Jesu unter den islamischen Völkern aufmerksam machen. Mitten in einer sterbenden Welt schenkt Jesus denen, die sich ihm zuwenden und ihm glauben, ewiges Leben.

Unser kritisches und sattes Christentum hat bei den Völkern Asiens und Afrikas wenig Anklang gefunden. Aus ihnen hat der Herr heute viele berufen, ihm den Weg zu bereiten; sie tragen mitten in die Wehen und Gerichte der Endzeit die Hoffnung einer neuen Welt hinein, die unter der Herrschaft des Lammes Gottes stehen wird. Der Ruf des Propheten Jesaja will uns alle aufrütteln, damit wir unsere ewige Bestimmung nicht versäumen: **„Bereitet dem Herrn den Weg!“** (Jesaja 40,3).



I
Bewahrungen
und Erfahrungen
mit Christus
in Europa
(1945-1955)



Bewahrt im Inferno des Krieges

Das Jahr 1944 ging zu Ende. Wir waren auf dem Flugplatz in Tulln bei Wien stationiert. Die Flugzeuge standen unter Tarnnetzen versteckt rund um den Flugplatz. Wir Flugschüler konnten jedoch nicht fliegen, weil kein Benzin vorhanden war. Der Unterricht blieb dementsprechend rein theoretisch. Zwischendurch hatten wir dicke Sammelbomben zu enteisen, in die Wasser eingedrungen war. Mit Hämmern hackten wir das Eis zwischen den kleinen Streubomben heraus. Eine Unachtsamkeit, ein Schlag daneben, und wir wären in die Luft geflogen.

Es war kurz nach Ostern 1945. Die Russen marschierten auf Wien zu. Eines Abends wurden wir alarmiert. Wir mußten feldmarschmäßig antreten, wurden auf LKWs geladen und in die Nacht hinausgefahren. Der Russe war durchgebrochen! Wir Flugschüler, die von Bodeneinsätzen kaum eine Ahnung hatten, sollten mithelfen, den Vormarsch des Feindes aufzuhalten. Im Morgengrauen kamen wir südlich von Wien bei Achau in einer stillgelegten Ziegelei an. Von dort aus sollten wir auf einzelne Frontabschnitte verteilt werden. Unser Hauptmann wählte einige von uns aus, auf einen nahe gelegenen kahlen Hügel zu steigen und nach den Russen Ausschau zu halten. Geduckt schlichen wir hinauf, legten uns auf den Boden und suchten mit unseren Ferngläsern das Gelände vor uns ab. Wir konnten aber nichts entdecken. Plötzlich schlug 150 Meter links von uns eine Granate ein. Wir konnten die Rauchschwaden deutlich sehen. Wenige Minuten später piff eine weitere Granate heran und schlug etwa 100 Meter rechts von uns ein. Wären wir erfahrene

Infanteristen gewesen, hätten wir sofort begriffen, daß sich der Richtkanonier einer russischen Batterie auf uns einschob. Wir aber suchten nichtsahnend das Gelände vor uns mit Feldstechern ab. Wir wußten damals noch nicht, daß der Russe auf der linken Flanke bereits hinter uns lag. Plötzlich vernahmen wir in der Ferne einen Laut, wie wenn jemand Korken von Flaschen zieht oder wie wenn Katzen fauchen. Wir beobachteten aber immer noch das Gelände vor uns.

Als ich den Himmel nach Tieffliegern absuchte, sah ich hoch oben im Blau etwas, das wie ein Bienenschwarm auf uns zuflog. Plötzlich begriff ich: Das war gar kein Bienenschwarm, sondern eine Geschößsalve, die auf uns zuraste und zusehends größer wurde. Ich konnte gerade noch schreien: „Kopf runter!“, dann brach das Inferno los. Rings um uns schlugen kleine Granaten mit Bersten und Krachen ein. Ich wurde von den Detonationen geschüttelt und erwartete jeden Augenblick das Geschöß, das mir in den Rücken fahren und mich zerreißen würde. Ich hatte ein eigenartiges Ziehen in der Wirbelsäule, als müßte die nächste Granate genau dort einschlagen. Und dann kam er, der erwartete Schlag ins Kreuz. Ich dachte: Jetzt bist du tot! Aber, ich lebte! Ich konnte noch denken, noch Hände und Füße bewegen! Und dann wurde es totenstill. Ich dachte, da ist keiner mehr aus unserem Spähtrupp am Leben. Vor mir, rechts und links, in ein, zwei Meter Entfernung konnte ich die Einschläge sehen. Eine Granate war hinter mir eingeschlagen, beinahe zwischen meinen Füßen. Benommen erhob ich mich. Dasselbe taten plötzlich auch meine Kameraden. Sie lebten alle noch! Eine Salve von

Stalinorgeln hatte uns eingedeckt. Der Richtschütze hatte gute Arbeit geleistet. Er traf uns genau, kein Geschöß ging daneben. Weshalb aber lebten wir noch? Wir hatten auf einem Lehmhügel gelegen. Die Granaten explodierten nicht sofort auf einem harten Boden, sondern fuhren etwa einen halben Meter in den weichen Lehm und explodierten um den Bruchteil einer Sekunde zu spät. Die meisten Splitter waren im Lehm steckengeblieben. Nur einige Lehmbrocken spritzten fontänengleich in die Luft. Einer dieser Brocken hatte mich im Rücken getroffen, als er zurückfiel. Ich rieb die Prellung und blickte um mich. Nicht einer von unserem Spähtrupp war getroffen oder verwundet worden. Wir starrten uns stumm an und hatten die Größe der Gefahr noch immer nicht begriffen.

Die Russen, die bereits links hinter uns im Dorf lagen, hatten uns genau beobachtet. Sie luden rasch ihre Stalinorgeln nach und feuerten eine zweite Salve auf uns ab. Diesmal hörte ich das Fauchen und erkannte den Schwarm der schwarzen Pünktchen früher. Ich schrie den Kameraden zu: „Volle Deckung! Kopf runter!“ Dann begann das Inferno von neuem. Es detonierte, krachte und gellte uns in den Ohren, daß ich dachte, jetzt - jetzt ist es aus! Dann trat eine ohrenschmerzende Stille ein. Das Sausen in unseren Ohren kam von unserem eigenen Herzschlag.

Nun endlich begriffen wir: Nichts wie weg von hier! Sofort und so schnell wie möglich! Das dürre Gras um uns herum brannte. Die Granaten hatten es entzündet. Wir hetzten den Hügel hinab und flüchteten in die schützende Ziegelei. Unser Hauptmann, der uns abkommandiert hatte, stand

kreidebleich in der Tür und umarmte die ersten von uns, die hereindrängten. Er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie wir mitten im Hagel der Stalinorgelsalven lagen. Er konnte es nicht fassen, daß alle noch lebten und kein einziger verwundet war. Ich selbst erfaßte damals auch noch nicht, was diese Bewahrung bedeutete und ging benommen zu meiner Abteilung zurück. Heute danke ich Jesus, daß er damals seine heiligen Engel sandte, um unseren ganzen Trupp zu bewahren. Nach menschlichem Ermessen hätte jeder von Splintern durchsiebt oder durch Volltreffer zerrissen werden müssen.

Wir kamen auch weiterhin nicht zur Ruhe und Besinnung. Schon rollten offene LKWs heran, die uns an einen anderen Abschnitt der Front befördern sollten. Die Russen beobachteten unsere Verladung und versuchten, den Abtransport durch Granatfeuer zu stören. Wir kamen aber heil weg und wurden in einer flachen Talmulde neben einem Bach, begleitet von Granateinschlägen, ausgeladen. Wir rannten an den Büschen und Bäumen entlang, die den Bach säumten, nahmen Deckung vor jeder Granate, die heranpiff, und sprangen weiter, wenn sie explodiert war. Ich kam an einer Kuhle vorbei, in der vor wenigen Minuten einer meiner Kameraden Deckung gesucht hatte. Er war nicht mehr da. Nichts mehr war von ihm zu sehen. Ein Volltreffer hatte ihn zerrissen. Wir mußten weiter. Da war keine Zeit zum Nachdenken. Schließlich erreichten wir unser Ziel, eine Flakstellung auf einem Hügel zwischen Lachsenburg und Guntramsdorf. Dort war eine Batterie schwerer Flugabwehrgeschütze stationiert. Wir sollten sie

gegen die anrückenden russischen Truppen verteidigen.

Atemlos sprangen wir in die vorbereiteten Schützengräben, die die Batterie umgaben. Ein höllischer Krach, der beinahe die Trommelfelle platzen ließ, fiel über uns her. Wir wußten im Anfang nicht, was los war. Die ständigen Explosionen dröhnten und krachten lauter als die Geschosse der Granatwerfer und Stalinorgeln, die den Boden rings um uns immer wieder aufrissen. Wir kauerten in den Laufgräben und versuchten uns darüber klar zu werden, was eigentlich los war. Ein alter Landsturmmann aus der Steiermark, der schon vor uns in diesem Laufgraben gesessen hatte, erklärte uns: „Das sind unsere eigenen Flugabwehrkanonen!“ Sie ragten jetzt nicht mehr steil zum Himmel empor, um Flugzeuge abzuschießen, sondern sie waren in die Horizontale geschwenkt worden, um dem Vormarsch der Russen in zwei bis drei Kilometer Entfernung Einhalt zu gebieten. Wir, in den Laufgräben, lagen etwa zehn Meter vor den Mündungen der langen Rohre und jedesmal, wenn unsere Batterie schoß, drang der infernalische Abschlußknall direkt in unsere Ohren. Ich wundere mich noch heute, daß mein Gehör damals nicht wesentlich geschädigt worden ist.

Der alte Landwehrmann hatte schon den ganzen Tag in unserem Schützengraben zugebracht. In der Steiermark besaß er einen schönen Bergbauernhof. Aus einem Sack holte er eine Büchse mit hausgemachter Leberwurst heraus, schnitt sich dazu große Scheiben von dem mitgebrachten Schwarzbrotlaib und vollendete, auf dem Boden hockend, in aller Seelenruhe seine Jause. Die Granaten schlugen

fortwährend rings um uns ein. Die Flakbatterien hinter uns brüllten und dröhnten, daß der Boden zitterte. Er aber ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

Anscheinend hatte er meine Blicke bemerkt, die immer wieder von seinem Schwarzbrot angezogen worden waren und sagte: „Du scheinst auch seit Tagen nichts Rechtes mehr in deinen Bauch bekommen zu haben.“ Er reichte mir seine Wurstbüchse und seinen Laib. Das schmeckte herrlich!

Als ich wieder aufblickte, lag neben mir ein abgerissener, nackter Fuß. Ich wußte nicht, woher er plötzlich kam und warf ihn aus dem Graben hinaus. Dann blickte ich um mich und suchte den Landwehrmann aus der Steiermark. Ich fand ihn nicht mehr. Nur sein Koppel samt einigen Uniformfetzen baumelten noch am Lauf eines Maschinengewehrs, das auf einem Stativ stehend über den Grabenrand ins Blaue hinausragte. Ein Volltreffer aus einem Granatwerfergeschosß hatte den Bauern unweit von mir in Stücke gerissen. Das Inferno war so laut, daß ich den Einschlag der Granate nicht bemerkt hatte. Leider kenne ich den Namen und die Adresse dieses Bergbauern aus der Steiermark nicht. Aber wenn Jesus es mir in der Ewigkeit erlaubt, möchte ich ihn suchen und ihm danken. Denn **„Wer einem dieser Geringen auch nur einen Becher kalten Wassers zu trinken gibt, dem wird es nicht unbelohnt bleiben“** (Matth. 10,42; Mark. 9,41).

Die Russen hatten die strategische Bedeutung unserer Flakbatterie erkannt und belegten sie ununterbrochen mit einem Hagel von Geschossen. Unserem Hauptmann, der unweit von uns in einem betonierten Unterstand saß, zerriß

der Luftdruck einer platzenden Granate die Lunge, ohne daß er selbst getroffen worden war.

Wir blieben einen Tag und eine Nacht auf diesem vorgeschobenem Posten. Dann wurden wir plötzlich herausgezogen, um die Reichsbrücke in Wien zu bewachen. Die meisten Brücken über die Donau im Raum von Wien waren bereits gesprengt oder durch Bomben zerstört worden. Deshalb war die Reichsbrücke das Nadelöhr in die Hauptstadt, auf das Freund und Feind zudrängten.

Einer aus unserem Zug sah, wie ein Sturmboot vom Südufer her auf unsere Seite herüberfuhr. Er dachte zunächst, es seien eigene Pioniere, die eine Übung durchführten. Als das Boot jedoch näher kam, erkannte er an den Uniformen und Gesichtern, daß es Russen waren. Er schoß auf sie mit seinem Maschinengewehr, was herausging. Das Sturmboot drehte ab und verschwand auf der Südseite. Bei uns aber war die Hölle los! Panzer, Kanonen und Spähwagen fuhren auf, um die Brücke, das Tor der Hoffnung, für das sich zurückziehende Heer zu schützen.

Am 13. April 1945 fiel Wien in die Hände der Russen. Wir hörten von der anderen Seite der Donau herüber immer wieder Schreie von Frauen und Mädchen, die vergewaltigt wurden. Die Brände in der Innenstadt schufen eine gespenstische Kulisse. Das Riesenrad zeichnete sich gegen die Feuersbrunst als makabre Silhouette ab.

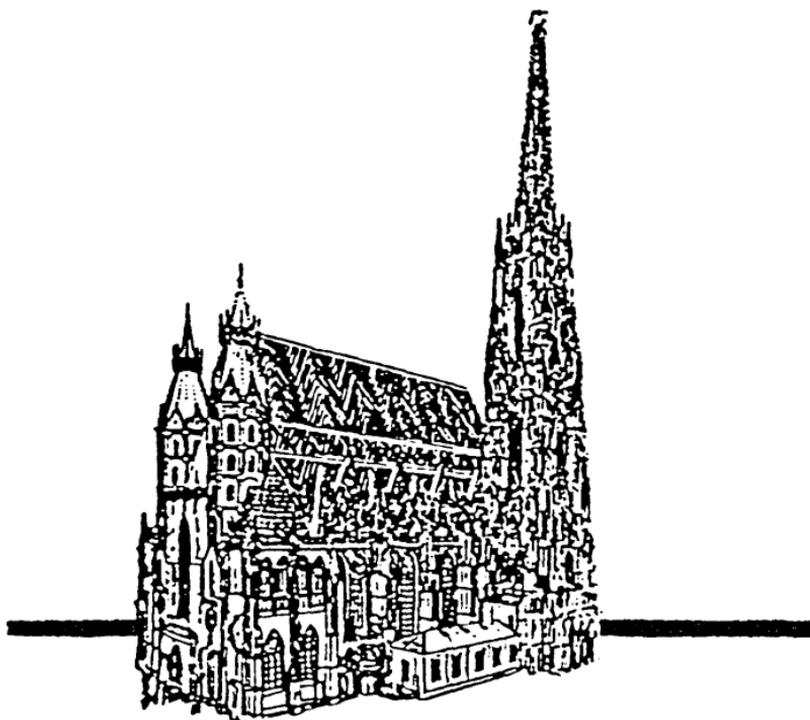
Eines Nachts wurden mein Freund und ich beauftragt, mit dem Fahrrad auf der Dammkrone der Donau so weit wie möglich in Richtung Aspern zu fahren, um auszukund-

schaften, wie weit die Uferseiten schon von Russen besetzt seien. Wir warfen unsere Knarren auf den Rücken und fuhren los. Nichts hinderte unser Vorwärtskommen, und so strampelten wir etwa drei Kilometer ostwärts. Es war eine klare, mondhelle Nacht. Die „Nähmaschine vom Dienst“ - so nannten wir ein langsam dahinfliegendes gepanzertes russisches Bombenflugzeug, das nachts oft über uns dahintuckerte - zog in der Höhe ihre Kreise. Plötzlich wurde es still. Ich hatte wieder ein eigenartiges Ziehen im Rücken und spürte, daß etwas auf uns zukam. Ich schrie: „Runter! Volle Deckung!“ Wir warfen uns samt unseren Rädern die Böschung auf der Donauseite hinab und hatten kaum den Grasabhang berührt, da explodierten unter ohrenbetäubendem Krachen zwei Bomben auf der anderen Seite des Dammes. Der Pilot hatte unsere einsame Radpatrouille im hellen Mondlicht entdeckt und uns mit seinen Todeseiern eingedeckt. Doch siehe, wir lebten!

Der Russe schaffte den Durchbruch nach Sankt Pölten im Osten von Wien. Wir wurden wieder auf LKWs geladen und in einer wolkenlosen Nacht durch die Wachau über Kloster Melk in den Süden von Sankt Pölten gebracht. Mehrere Male sahen wir im Mondlicht degradierte deutsche Offiziere an Laternenpfählen baumeln. Sie hatten opponiert und waren von der SS aufgehängt worden.

Zwischen Eschenau und Lilienfeld sollten wir eine neue Front aufbauen. Auf den Hügeln lag noch Schnee. Wir bekamen den Auftrag, an einer langen Hecke Wache zu beziehen. Es war erbärmlich kalt, und wir hatten keine Winterausrüstung. Unsere Schuhe waren völlig durchnäßt.

Aus einem nahen Schober holten wir Heu und Stroh und stopften unsere Hosenbeine und Westen aus, so daß wir wie wandelnde Heupuppen daherkamen. Später konnten wir in einem Haus Unterschlupf finden. Als wir zu einer Bergnase vorstießen und Granatwerfermunition in beiden Händen schleppten, fuhren einige Granaten in unserer Nähe in den Waldboden. Ein Freund aus Kaufbeuren stöhnte kurz auf und drehte sich um die eigene Achse. Dann war er still. Ein Splitter hatte seine Wirbelsäule durchschlagen. Einige von uns beerdigten ihn am Waldrand. Wäre der Splitter in die Munitionskisten gefahren, die wir mit uns trugen, wäre unsere ganze Abteilung in die Luft geflogen.



Die Domkirche St. Stephan in Wien, (Turm 1433 vollendet), wurde zum Symbol der Verteidigung Europas gegen den Islam mit der ersten Belagerung Wiens 1529 und der zweiten 1683.

Flucht und Heimkehr

Am 8. Mai 1945 hörten wir im Radio die Nachricht, daß der Krieg aus sei. Unser Feldwebel eröffnete uns: „Ihr könnt jetzt nach Hause gehen!“ Viele nahmen Gewehre, Revolver, Handgranaten und Munition mit, um sich auf dem langen Heimweg verteidigen zu können. So zogen wir schwerbeladen in Richtung Westen. Die ersten 20 Kilometer verliefen ohne Störung. Dann aber holten uns die Russen mit ihren Panzern ein, die wild um sich schossen. Wir rannten keuchend einen Berghang hinauf und warfen die beschwerlichen Waffen weg. Grüppchen bildeten sich. Der Russe beherrschte die Täler, wir aber schlugen uns auf den bewaldeten Berghöhen durch, denn die Russen wagten sich noch nicht in die Wälder. Nachts wanderten wir zügig westwärts. Das Sternbild der Kassiopeia half uns, den Polarstern zu orten und die Himmelsrichtungen zu lokalisieren. Alle anderen Sterne waren durch Wolken verdeckt.

Einmal ging ich nachts einer Gruppe auf einem Waldweg voran und stürzte plötzlich in einen Steinbruch. Außer Prellungen blieb ich unverseht; kein Glied war gebrochen. Die Gruppe umging den Steinbruch und beschloß, von jetzt an bei Nacht im Tal zu gehen, mitten durch die Dörfer hindurch. Alles ging gut, bis unser Schlußmann mit dem Fuß an eine herumliegende Blechbüchse stieß, die laut scheppernd auf die andere Straßenseite rollte. Sofort fuhren die schlafenden russischen Wachen auf. Im Nu waren wir umringt und in eine Ecke getrieben worden. Meine Kameraden hatten ihre Waffen noch wegwerfen

können, mich aber erwischte es voll. Der russische Verantwortliche der Abteilung nahm mir mit einem schmatzenden Laut das Qualitätsfernglas vom Hals, mit dem man Flugzeuge in großen Höhen zum Erkennen nahe heranholen konnte. Als er meinen geladenen Revolver entdeckte, drehte er beinahe durch. Er riß ihn aus dem Futeral und fuchtelte mit der Mündung wild vor meinem Gesicht herum. Als ich ihm erklären wollte, daß der Revolver geladen sei, schwoll das Murmeln der herumstehenden Soldaten zum warnenden Brummen an. Zum Glück war die Waffe gesichert, mein Schädel wäre sonst mehrfach durchsiebt worden. Ich wurde von meinen Freunden getrennt, einer Sonderwache übergeben und zum Erschießen vor ein Haus gestellt. Die Wachen sollten jedoch warten, bis der diensthabende Offizier erschien und den Befehl zur Exekution geben würde. Das dauerte recht lange. Meine Kameraden wurden inzwischen in ein Gefangenenlager gesteckt. Mein Bewacher wurde bei Tagesanbruch gegen einen alten Russen ausgewechselt, der im Ersten Weltkrieg bereits Gefangener bei den Deutschen gewesen war. Er hätte mein Großvater sein können. Er wollte mich, den jungen Mann, mit seinem gebrochenen Deutsch trösten. Er sagte: „Du keine Angst haben, nur einmal erschossen!“ Er sprach das mit großer Güte und freundlichem Erbarmen, so daß man seine Liebe spüren konnte.

Als der diensttuende Offizier noch immer nicht auftauchte, dauerte es meinem alten Wächter zu lange. Er ging um die Ecke ins nächste Haus, um nach dem Offizier zu

suchen. Ich dachte, warum soll ich hier stehen bleiben, um nur „einmal“ erschossen zu werden? Ich ging langsam weiter, als ob ich etwas besorgen sollte. Als meine Freunde im Gefangenenlager mich vorbeigehen sahen, winkten sie mir vielsagend zu. Ich drehte um und ging mit normalem Schritt auf das offene Lagertor zu. Der wachhabende Russe blickte mich schräg von unten an und ließ mich durch. Meine Freunde zogen mir schnell die Uniform aus und schoben mich in die Mitte der gefangenen Soldaten, deren Zahl einige Hundert betrug. Damit war ich in der Masse untergetaucht und verschwunden. Ich weiß nicht, ob ich gesucht wurde, und wie sich der Alte aus der Schlinge zog. Ich war gerettet.

Am nächsten Tag begann der Abtransport der Gefangenen in Richtung Wien. Die Russen ließen durch einen Dolmetscher verbreiten, daß in Wien geheizte Pullmanwagen der Eisenbahn bereit stünden, um alle Kriegsgefangenen gemäß dem Genfer Abkommen nach Hause zu fahren. Ich sagte zu meinen Freunden: „Glaubt bloß diesen Schwindel nicht. Die Russen transportieren euch in ihre Heimat zum Wiederaufbau ihrer zerstörten Städte. Ich fliehe bei der nächsten Gelegenheit. Wer geht mit?“ Sie antworteten: „Sei still! Wir haben Spitzel unter uns. Wir fliehen nicht mit dir. Wir wollen erst einmal sehen, wie sich die Dinge entwickeln.“ Einige aber steckten mir mehrere Hundertmarkscheine zu, weil mir von den Russen bei der Gefangennahme die Armbanduhr und alles, was ich noch in den Taschen hatte, weggenommen worden war.

Wir zogen in einer endlosen Kolonne mit wenigen Bewachern die Straße entlang. Bei Anbruch der Nacht

wurden wir in einem ehemaligen Munitionslager zusammengetrieben. Die Russen drohten: „Wenn ihr einen Aufruhr macht oder einer flieht, jagen wir euch alle mit den im Freien lagernden Munitionskisten in die Luft.“ Da gab es keine Möglichkeit, zu entkommen; schon um der Sicherheit der Kameraden willen.

Einer der Mitgefangenen verstand etwas von der Zusammensetzung der gelagerten Munition. Er öffnete eine Kartusche, holte aus dem Säckchen Pulver dünne Stäbchen heraus und zeigte uns, wie man damit Kaffee oder Suppe kochen konnte. Man mußte die Pulverstäbchen nur langsam in die Glut des Feuers schieben, dann brannten sie wie Wunderkerzen ab. Auf diese Art vertrieben wir uns die naßkalte Nacht und kochten Suppe für unsere ganze Gruppe. Die Russen hatten nur den Kadaver eines toten Pferdes zum Essen freigegeben, dessen Leib bereits dick aufgequollen war. Niemand aß davon.

Am anderen Morgen ging es weiter. Die Bewachung war wieder knapp. Die Gefangenen trotteten in langem Zug hintereinander her. Ich machte das zwei Stunden lang mit. Dann sagte ich zu meinem Freund: „Ich gehe jetzt. Wer begleitet mich?“ Keiner wagte es. Ich aber ging zum nächsten Busch an der Straßenböschung und tat, als ob ich meine Notdurft verrichten müßte. Kein Wächter schrie oder schoß. Der Zug der Gefangenen zog ohne mich weiter. Ich aber stand auf und ging mit normalem Schritt auf einen nahegelegenen Bauernhof zu, als ob ich dort arbeitete. Im Hof jedoch scherzten Mädchen und Mägde mit den neu einquartierten Russen. Da ging ich schnell weiter und

verschwand im nahen Wald. Von meinen Kameraden habe ich nie wieder jemand gesehen noch je von ihnen gehört. Sie wurden in Viehwagen nach Rußland transportiert und mußten dort die verbrannte russische Erde wieder kultivieren.

So wanderte ich allein über die Höhen der Berge in Richtung Westen. Mein größtes Problem war der Hunger. Seit Kriegsende hatten wir keine Verpflegung mehr bekommen. In den Dörfern, Höfen und in den Tälern saßen die Russen. Mir wurde es im Lauf der Zeit vor Hunger schwindelig. Einmal kam ich bei Nacht an einen einsamen Bauernhof. Als ich vorsichtig und wiederholt anklopfte, hörte ich im Innern des Hauses ein Rumoren und Klappern von Schuhen; dann wurde es still. Später begriff ich, daß die Frau des Hauses mit ihren Töchtern und Mägden auf der Rückseite des Hauses zum Fenster hinausgestiegen und geflohen war, weil sie fürchteten, Russen stünden vor der Tür.

Nach einiger Zeit öffnete ein gebeugter alter Bauer die Tür und musterte mich vorsichtig. Als ich mich für die Störung entschuldigte und um Unterkunft bat, wies er mich in die Scheune, wo ich schlafen konnte. Am frühen Morgen kam er zu mir und bat mich, die große Futterschneidmaschine mit ihrem eisernen Schwungrad zu drehen, um für die Kühe Futter zu schneiden. Mit meiner letzten Kraft und mit dem ganzen Gewicht meines Körpers brachte ich das Rad in Schwung und drehte es, bis alles Futter geschnitten war. Anschließend lud mich der gebeugte Alte zu einer Jause ein und stellte vor mich selbstgebackenes Brot, frische Milch und gerauchten Schinken. Ich aß soviel ich konnte und hatte

damit einen durchschlagenden Erfolg. Die Leber konnte nach dem langen Fasten das gerauchte Fett nicht verkraften. So zog ich langsam weiter, schwächer als zuvor.

Am nächsten Morgen kam ich an einen breiten, still dahinfließenden Fluß, auf dem noch Nebelschwaden lagen. Am liebsten wäre ich über die steinerne Brücke gegangen, aber dort zeichnete sich die Silhouette bewaffneter russischer Soldaten ab. So blieb mir nichts anderes übrig, als oberhalb des Dorfes durch den Fluß zu waten. Das kalte Wasser stieg mir bis zur Brust. Am anderen Ufer zog ich meine Kleider aus, hing sie am Waldrand über einige Büsche in die Strahlen der aufgehenden Sonne und versteckte mich, wie einst Adam, hinter einem Baum. Es dauerte nicht lange, da kam auf dem Uferweg ein bewaffneter Russe entlang. Als er die nassen Kleider an den Büschen hängen sah, bekam er einen Schock, drehte sich um und rannte davon, um Verstärkung zu holen. Ich aber packte meine feuchten Klamotten und rannte barfuß in den Wald hinein. Schnell zog ich mich wieder an und verschwand in Richtung Westen.

Als ich in die Nähe von Steyr kam, stieß ich auf ein kleines, alleinstehendes Häuschen, klopfte an und sah eine ältere Mutter die Tür öffnen. Sie sagte: „Sie sind auch einer von den umherirrenden Soldaten, die nach Hause wollen. Kommen Sie rein, wärmen Sie sich und ruhen Sie sich aus.“ Sie kochte mir eine warme Suppe, dünstete mir ein Stück Fleisch und bereitete mir eine leichtverdauliche Mahlzeit, die erste seit Tagen. Dann sagte sie: „Ich gebe Ihnen, was ich habe, damit sich in Rußland auch jemand über meinen Sohn erbarmt und ihn speist, wenn er Hunger hat. Er ist dort in

Gefangenschaft geraten. Ich weiß nicht, wo er geblieben ist und wie es ihm geht.“ Mir kamen die Tränen in die Augen. Die Frau warnte mich durch die reißende Ennz zu schwimmen. Diese sei im April durch eisiges Schmelzwasser angestiegen, außerdem würden die Russen auf jeden Kopf im Wasser schießen, falls einer versuchen sollte, schwimmend das andere Ufer zu erreichen, wo die Amerikaner kampierten.

Gestärkt und dankbar ging ich vorsichtig weiter. Ich kam bis zur Ennz und suchte am Ufer nach einem Boot, einem Baumstamm oder Autoreifen, mit dem ich bei Nacht über den reißenden Fluß gelangen könnte. Ich war nicht der einzige, der an dieser Grenze zwischen Ost und West entlang ging. Ich hörte von einem älteren Soldaten, der auf die andere Seite wollte, daß einige Kilometer nördlich von Steyr ein Dorf liege, dessen Bewohner auf beiden Seiten des Flusses wohnen und täglich für kurze Zeit die Genehmigung zu einem kleinen Grenzverkehr bekamen. Sofort zogen wir in dieses geteilte Flußdorf. Wir fanden die Brücke mit den bewaffneten Wächtern und den Schlagbäumen auf beiden Seiten. Am späten Morgen versammelten sich einige Dutzend Bewohner mit Passierscheinen auf der russischen Seite und warteten, bis der Schlagbaum sich öffnete. Wir mischten uns unter die Wartenden. Als der russische Soldat den Schlagbaum öffnete, drängte die angestaute Menge in die schmale Brücke hinein. Einige hielten im Vorbeigehen dem Russen ihren Passierschein vor die Nase. Wir grüßten ihn freundlich und waren schon in der Mitte der Brücke, als dem Wächter dämmerte, daß da etwas nicht stimmte. Er

schrie, wir sollten alle sofort zurückkommen und fuchtelte mit seiner Kalaschnikow herum. Doch alle gingen ruhig weiter, ohne sicher zu sein, daß er ihnen nicht ein Magazin Munition in den Rücken jagen würde. Der amerikanische Soldat auf der anderen Seite hatte mitbekommen, daß seinem russischen Kollegen die Kontrolle entglitten war, öffnete schadenfroh und lachend seinen Schlagbaum und ließ uns unkontrolliert hindurch. Da waren wir nun endlich in der amerikanischen Besatzungszone angelangt und der Gefahr der Deportation nach Rußland entronnen. Wir hörten allerdings von den Einheimischen, daß wir schnell von der Hauptstraße verschwinden sollten, denn die Amerikaner mit ihren Jeeps würden alle flüchtigen deutschen Soldaten aufsammeln und in Sammellager stecken.

Der eiskalte rauschende Todesfluß lag hinter uns. Wir atmeten befreit auf und gingen am hellichten Tag zu Fuß auf der Straße von Steyr nach Gmunden. Als wir schon in der Nähe von Gmunden waren, stoppte uns eine amerikanische Streife, forderte uns auf, in ihren Jeep zu steigen und fuhr uns die restlichen Kilometer bis zum Traunsee. Auf der Uferpromenade in Gmunden wurden wir in den Wagen der Stadtbehörde zur Beförderung von Gefangenen gesteckt, in dem die kleinen Fenster vergittert waren. Ein angetrunkener schwarzer amerikanischer Soldat stieg zu uns ins Wageninnere und fing an, den vorne Sitzenden ins Gesicht zu spucken. Ich wußte nicht, was ich getan hätte, wenn ich an die Reihe gekommen wäre. Aber ihm ging kurz zuvor die Spucke aus. Fluchend verließ er den Wagen. Heute verstehe

ich ihn. Er hatte in den vergangenen Wochen große Ängste bei den Kämpfen gegen die Deutschen durchgemacht. Seine Angst entlud sich im Haß.

Wir wurden ins Stadtgefängnis von Gmunden gefahren und in Zellen gesteckt, wo alle die Reste ihrer Notrationen untereinander austeilten. Wenig später wurden wir in ein großes Auffanglager bei Vöcklabruck transportiert, wo Zehntausende deutscher Soldaten auf Wiesen oder in Wäldern auf dem blanken Boden kampierten. Ich hatte das Glück, unter einem abgestellten LKW zwischen dessen Rädern eine Bleibe zu finden und wurde damit von Regen, Tau und Nebel verschont. Irgendwie ergatterte ich einige Kartoffeln, etwas Fett und eine Büchse mit weißem Zucker. Die Kartoffeln konnte ich auf einem Blechdeckel braten, den Zucker aß ich mit dem Löffel hinterdrein. Damals wußte ich noch nicht, daß weißer Zucker bei der Verdauung dem Körper Vitamin B entzieht, so daß bei mir ein typhusähnlicher Durchfall einsetzte. Ich kam nach einigen Tagen ins Notlazarett und wurde mit Kohle und süßem Grießbrei gefüttert. Mein Zustand wurde immer schlimmer, so daß ich manchmal nur noch auf allen Vieren zur Toilette kriechen konnte.

Zum Schluß wurde ich ins Hauptlazarett transportiert, wo die Behandlung nicht viel besser war: Kohle und Grießbrei! Das machte ich zwei Tage mit. Dann roch ich, daß die anderen Kranken eine deftige bayrische Nationalkost bekamen. Ich dachte, schlimmer kann es mit mir nicht mehr werden und stellte mich kurzerhand in die Schlange der Genesenden, die an jenem Tag bayrische Knödel und

duftendes Rotkraut bekamen. Von Stund an war mein Durchfall verschwunden. Langsam kam ich wieder zu Kräften. Ich erfuhr auch, daß die Schwerkranken und Amputierten vorzeitig entnazifiziert und in Sondertransporten in Richtung ihrer Heimatstädte gefahren wurden.

Ich betätigte mich sofort als Krankenhelfer und half einem Gehbehinderten durch die Stationen der Entnazifizierungsbüros zu kommen. Gleichzeitig legte ich meine eigenen Papiere vor und hatte plötzlich einen Entlassungsschein in den Händen. Ich half dem Behinderten auf den LKW und stieg zu ihm hinauf, und ab gings über Braunau am Inn, an München vorbei, bis 20 km vor Ulm. Dort konnte der Behinderte vorläufig unterkommen, bis seine Angehörigen ihn abholen würden.

Ich marschierte allein weiter nach Ulm. Dort kam ich an der alten Meisterschule vorbei, von der wir einst kurz vor dem technischen Abitur eingezogen worden waren, weil wir uns geweigert hatten, in die Waffen-SS einzutreten. Die Schule existierte nicht mehr. Eine Bombe hatte sie weggeblasen; ein großer Trichter gähnte an der Stelle. Am Ulmer Münster vorbei, das etliche Schäden aufwies, führte mein Weg zum Bahnhof. Personenzüge fuhren damals noch keine. Aber ein Güterzug mit Kohlenwagen stand auf dem Bahnhof, und die Lokomotive zeigte in Richtung Stuttgart. Ich kletterte mit einigen anderen Heimkehrern in einen leeren Waggon, in dem noch Kohlenstaub lag, und ab gings über Geislingen, Göppingen nach Plochingen.

Ich hatte gehört, Plochingen sei in den Händen der

Franzosen. Diese würden ehemalige Soldaten gefangen nehmen und in Arbeitslager nach Frankreich transportieren. An einer solchen Spezialbehandlung hatte ich aber kein Interesse und sprang in der Einfahrtskurve in Plochingen vom fahrenden Zug. Dabei überschlug ich mich, brach jedoch keine Knochen. Nur einige Schürfwunden und Prellungen blieben zurück.

Hastig schritt ich über die zerstörte Neckarbrücke in Richtung Wernau. Doch da nahte sich Gefahr in Gestalt eines französischen Geländewagens, den ein Senegalese chauffierte. Was sollte ich tun? Wo konnte ich mich verbergen? Da sandte der Herr Jesus ein älteres Ehepaar und eine jüngere Frau, die meine Situation erkannten. Sie winkten mich zu sich heran und stellten sich so nahe zu mir, als hätten wir ein engeres Verhältnis zueinander. Der patrouillierende französische Soldat sah uns an und grinste, als er vorbeifuhr. Ich aber eilte weiter in Richtung Kirchheim/Teck, das damals zur amerikanischen Besatzungszone gehörte. Ich hatte das Pech, daß die Ausgangssperre dort bereits um 18 Uhr begann. Als ich die Plochinger Steige hinabließ, hatte ich nur noch acht Minuten Zeit. Wer sich danach noch auf der Straße befand, lief Gefahr, erschossen zu werden. Die wenigen Minuten reichten bestimmt nicht, auf die andere Seite der Stadt zu gelangen. Da ich aber dort aufgewachsen war und jeden Winkel kannte, schlich ich mich durch Gärten und Seitenstraßen bis zu dem Haus, in dem meine Mutter wohnte. Sie hatte seit Monaten nichts mehr von mir gehört und strahlte vor Freude, als ich sie umarmte und leise sagte:

Es ging manchmal knapp am Tod vorbei! Heute, 50 Jahre danach, weiß ich mehr: Die anhaltenden Gebete meiner gläubigen Mutter hatten eine bewahrende Kraft.

Wenn Jesus einem Menschen eine Aufgabe zugedacht hat, können alle bösen Mächte seinen Boten nicht hindern oder töten, bis er diesen Dienst durchgeführt hat.

Nicht meine Initiative hatte mich bewahrt, sondern das Wort des Apostels Paulus hat sich in meinem Leben bewahrheitet: **„Setzt alles daran, daß ihr gerettet werdet, mit Furcht und Zittern, denn Gott ist's, der in euch beides wirkt, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen“** (Phil. 2,12+13).

Die bitteren Erfahrungen der letzten Kriegstage waren im Grunde genommen eine hilfreiche Vorbereitung auf die kommenden Belastungen, Bedrohungen und Gefahren.

Heute danken wir Gott, daß er mich im Inferno des letzten Kriegsmonats in seiner Gnade und Güte bewahrt hat, obwohl ich damals noch keinen lebendigen Glauben an ihn hatte.



Befreit vom Schock des Krieges zum Dienst für Christus

Nach der Heimkehr aus dem verlorenen Krieg versuchten wir erst einmal, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. Die Geräusche von heranzischenden und pfeifenden Granaten, die wir zu hören meinten, begleiteten uns noch lange. Wir reagierten entsprechend unbewußt. Bei der Suche nach einem Arbeitsplatz bekam ich wegen zusammengebrochener Produktion, Einstellungsstopp und schwacher Kaufkraft der Reichsmark überall nur Absagen. Wir lebten von der Sozialhilfe meiner Mutter. In der Inflation nach dem Ersten Weltkrieg waren ihre Rücklagen und Versicherungen wertlos geworden. Seither arbeitete sie als Heimarbeiterin, um uns zu ernähren. Sie ist dabei nie bitter geworden. Oft hörte ich sie in der Küche beim Abwaschen singen:

*„Du, meine Seele, singe, wohlauf und singe schön
dem, welchem alle Dinge zu Dienst und Willen stehn!
Ich will den Herren droben hier preisen auf der Erd;
ich will ihn herzlich loben, solange ich leben werd.“*

Sie sang alle Verse auswendig. Besonders liebte sie den Vers:

*„Ach, ich bin viel zu wenig, zu rühmen seinen Ruhm;
der Herr allein ist König, ich eine welke Blum.
Jedoch weil ich gehöre gen Zion in sein Zelt,
ist's billig, daß ich mehre sein Lob vor aller Welt.“*

Ich konnte im Dritten Reich mit solchen Liedern nichts anfangen. Wir waren gelehrt worden, andere Lieder zu singen, etwa „Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen“. Beim Militär mußten wir Kampflieder schmettern und alle Verse auswendig singen.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und seinem tiefgreifenden namenlosen Entsetzen aber war in uns der Glaube an die bisherige Weltanschauung zerbrochen. Wir hatten als junge Männer Hitler vertraut und gedacht: Er will schon das Richtige, nur seine Berater, das sind Verbrecher.

Nach dem Krieg jedoch begriffen wir, daß Hitler selbst ein Verbrecher war, der seine Generäle und Gauleiter in seinen Bann gezogen, sie inspiriert und manchmal geradezu hypnotisiert hatte. Der Pflichtgruß „Heil Hitler!“ zerbrach in uns. Das Heil kam nicht von Hitler. Von ihm waren letztlich nur Unheil, Zerstörung und Tränen gekommen.

Schon früher, als ich in einer hellen Aprilnacht südlich von Wien über den Grabenrand unserer Stellung hinausgeschaut hatte, und in der vor uns liegenden Ebene nur brennende Höfe, brennende Dörfer und brennende Städte sah soweit das Auge reichte, begann in mir das Weltbild vom ewigen Reich deutscher Nation zu zerbrechen. Die Lügen der NS-Propaganda hatten sich als Massenverführung entpuppt, um die letzten Reserven unseres Volkes zu mobilisieren.

Da saßen wir nun, die Überlebenden, vor dem Scherbenhaufen unserer Hoffnungen. Nichts aus unserem bisherigen Leben hatte Bestand, außer einigen guten Erinnerungen an die Kindheit.

Bei mir fing die Erneuerung mit dem an, was meine Mutter, der Religionsunterricht und die Jungschar des CVJM einst in mich hineingelegt hatten. Die Kirche war nicht untergegangen. Die Lehren und Prinzipien des Evangeliums

hatten Ewigkeitswert. Hier gab es etwas, das nicht wankte, das feststand und ein tragfähiges Fundament hatte. Einzelne Verse aus den Weihnachtsfeiern der Kindergottesdienste stiegen wieder in mir auf:

**„Das Volk, das im Finstern wandelt,
sieht ein großes Licht,
und über denen,
die da wohnen im finstern Lande,
scheint es hell.“**

(Jesaja 9.1)

Es gab also noch Hoffnung, auch für die Hoffnungslosen unserer zerschlagenen Nation. Der Befehl des Propheten erreichte mich und mit mir viele andere Heimkehrer:

**„Mache dich auf, werde licht; denn dein Licht kommt,
und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir!
Denn siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich
und Dunkel die Völker;
aber über dir geht auf der Herr,
und seine Herrlichkeit erscheint über dir.“**

(Jesaja 60,1-2)

Der Gedanke an Schuld ging mir nicht besonders durch Kopf und Herz. Mich plagte auch nicht so sehr die Erinnerung an einzelne Vergehen oder konkrete Sünden; vielmehr hatte ich das Gefühl, mit allen anderen zusammen verkehrt gelebt zu haben und jetzt unter dem Gericht des lebendigen Gottes zu stehen und verloren zu sein.

Mir kam die Möglichkeit der Buße in Erinnerung. Aber was heißt „Buße tun“? Ich suchte mein altes Spruchbuch

hervor. Da stand, Buße tun heißt: Sünde erkennen, bereuen, hassen, lassen, bekennen und wiedergutmachen. Ich war schon bereit, meine Fehler zu bereuen, hatte aber damals noch keine konkrete Sündenerkenntnis. Ich überlegte mir, ob ich vielleicht von dem Vorrecht, Buße zu tun, ausgeschlossen war. Esau fiel mir ein, der unter Tränen vergeblich versucht hatte, Buße zu tun, und sie nicht fand (Hebr. 12,16-17; 1.Mose 27,30-40). Judas tauchte vor meinen Augen auf, der seinen Verrat als Sünde bekannt und die 30 Silberlinge den Hohenpriestern zurückgebracht hatte. Aber seine Buße wurde höhnisch abgelehnt. Da warf er seinen Verräterlohn in den Tempel und hängte sich auf (Mt. 27,3-5).

Meine Unruhe wuchs. Ich besuchte wieder den Jungmännerkreis des CVJM, wo ich andere Heimkehrer fand, die, gleich mir, einen Weg zum Leben suchten.

Zu Hause bohrte ich in meinem alten Spruchbuch weiter, suchte und fand die „Schlüssel zum Himmelreich“. Dort las ich die Worte Jesu:

**„Nehmt hin den heiligen Geist!
Welchen ihr die Sünden erlaßt,
denen sind sie erlassen;
und welchen ihr sie behaltet,
denen sind sie behalten.“**

(Joh. 20,22+23)

Da wurde es in mir licht. Von der Stunde an lebte ich in einem neuen Leben. Etwas Existentielles war bei mir anders

geworden. Ich wußte nicht sofort, was mit mir geschehen war. Eine tiefe Freude, Getrostheit, Friede und Hoffnung erfüllten mich. Jesus hatte mich angeredet. Er hatte mich sanft angeblasen und mir seinen Heiligen Geist geschenkt. Ich war wiedergeboren und war mir dessen nicht bewußt. Er hatte mir das ewige Leben und einen Auftrag geschenkt. Ich war wie im Traum, doch die Freude seiner Kraft war real.

Ich fing an, in der Bibel zu lesen wie ein Verdurstender, der klares Wasser aus einem Bach schlürft. Ich hatte keinen Schreibtisch, ich saß in der Küche unserer Mansardenwohnung und verschlang Gottes Wort. Ich suchte geistliches Schwarzbrot in Gemeinden und Gemeinschaften. Einzelne Freunde nahmen sich meiner an. In dem Sägewerk Goll in Kirchheim/Teck sangen wir Glaubenslieder zum Harmoniumspiel der älteren Schwester. Zum Kurrendesingen in der Adventszeit gingen wir nachts auf die Straßen und sangen alle Verse der wichtigsten Adventslieder vierstimmig auswendig. Als Berlin durch die Russen vom Westen abgeriegelt wurde, fertigten wir im Sägewerk Goll eine größere Menge von Spielzeug an. Viele halfen dabei mit. Den Erlös des Basars konnten wir Pastor Christian Berg von „Brot für die Welt“ übergeben, damit Medikamente für die eingeschlossene Großstadt gekauft werden konnten.

In Ötlingen bei Kirchheim/Teck begannen wir mit einer evangelistischen Jugendarbeit. Von Gutenberg über Schopfloch nach Ochsenwang und Hepsisau versammelten wir an den Wochenenden Jugendliche ums Wort Gottes und zum Spiel. Als ein Jagdhaus des früheren Gauleiters Murr am

Waldrand bei Hepsisau freigegeben wurde, konnten wir es durch die Vermittlung von Otto Ostertag in Bissingen/Teck benutzen und instand setzen. Matratzenbezüge stiftete uns der Direktor der Firma Kolb & Schüle; große Kochtöpfe kamen von Einzelhändlern in Kirchheim/Teck; Kartoffeln für Freizeiten erbettelten wir mit einem gemieteten LKW durch die Vermittlung einiger Pfarrfrauen von Großbauern im Hohenlohischen. Ernst Schiele von der Landeszentrale des Evangelischen Jungmännerwerks in Stuttgart besuchte uns immer wieder und ermutigte uns durch Gottes Wort. Er sorgte für Tiefgang und Schwung.

Der Heilige Geist aber schuf nicht nur neues Leben in uns; er bewegte uns nicht allein zur Verkündigung des Evangeliums und zu sozialen Diensten; er ist selbst heilig und heiligt alle, in denen er Wohnung macht. Er deckte mir meine Sünden auf und trieb mich, sie zu bekennen. Alles begangene Unrecht mußte ans Tageslicht. Wo ich als Junge gestohlen hatte, bei meinem Lehrer, bei unserer Hausbesitzerin, bei meiner Mutter, bei den Eltern meiner Freunde, bei meinem früheren Chef -, überall mußte ich mich entschuldigen und anbieten, den entwendeten Betrag so bald als möglich zu erstatten. Aller Stolz zerbrach bei diesen Bittgängen. Wo ich mit jemandem Unsittliches geübt hatte, mußte ich mich bei ihm entschuldigen und ihn bitten, Jesus als seinen Retter anzunehmen, damit auch er von aller Unreinheit frei würde. Wenn ich mich über jemand ärgerte oder mir ein Soldatenfluch über die Lippen kam, bekam ich keinen inneren Frieden, bis ich mich mit dem anderen versöhnte und mich vor Gott beugte.

Diese innere Entrümpelung erfolgte bei mir nicht, damit ich Vergebung meiner Sünden empfinde. Im Gegenteil! Weil ich bereits aus Gnaden ins Licht gestellt worden war, und die Vergebung aller meiner Sünden „umsonst“ empfangen hatte, trieb mich der Geist Jesu, alles zu bekennen und in Ordnung zu bringen, was in Ordnung gebracht werden konnte. Niemand kann ein neues Haus auf alten Schutt oder zugedeckte Gräber bauen. Das Fundament mußte erneuert werden. So erlebte ich die Vollmacht des Johanneswortes:

„Wenn wir im Licht wandeln, wie er im Licht ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander, und das Blut Jesu, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.“

„Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Wenn wir aber unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit.“

„Wenn wir sagen, wir haben nicht gesündigt, so machen wir ihn zum Lügner, und sein Wort ist nicht in uns“ (1.Joh.1,7-10).

Die Bereinigung der Vergangenheit nach der erfahrenen Wiedergeburt durch das Wort Jesu Christi stellte mich auf die zuverlässige Basis der Gerechtigkeit Gottes. Nicht ich mußte ein neues Leben, ein besseres Weltbild oder meine eigene Gerechtigkeit schaffen, sondern Jesus vertiefte meine neue Existenz in dem Maße, wie der Heilige Geist mich in eine wachsende Buße führte. Dabei erlebte ich die Wahrheit eines

Ausspruches von Martin Luther: „Buße tun ist ein fröhliches Geschäft.“ Das bedeutet Aufräumen, Ausräumen, Ausmisten, Generalreinigung und den Beginn eines neuen Lebens.

Leider fand ich den ganzen Winter 1945/46 über keinen Arbeitsplatz. So versuchte ich als Vertreter eines Großhändlers per Fahrrad Feuerzeuge aus Geschoßhülsen zu vertreiben. Die Feuerzeuge aber wurden vom Hersteller nie geliefert. Später begann ich auf unserem Dachboden kunstgewerbliche Arbeiten. Ich fertigte kleine Holzkreuze aus hellem Fichtenholz und stellte sie auf dunkelbraun gebeizte Holzsockel. Die Holzabfälle dazu schenkte mir das Sägewerk Goll. Das nasse Holz wurde bei der Firma Rohrer im Dampf nebenher mitgetrocknet. Der Seniorchef der Firma Graupner erlaubte mir an Samstagen umsonst die Benutzung seiner elektrischen Spezialsägen und Hobelmaschinen, ohne daß er mich zuvor gekannt hätte. Ich war früher als Segelflieger etwas in der Handhabung solcher Maschinen geschult worden. So produzierte ich nach dem Krieg Kreuze als Summe meiner neuen Weltanschauung. Der Verkauf ging stockend. Einige Tausend konnten jedoch in Haushalten und Gemeinden untergebracht werden.

In der Jugendarbeit lernte ich das ABC des geistlichen Einsatzes kennen. Für die Andachten und Bibelarbeiten mußte ich mich selbst vorbereiten. Das führte mich in die Tiefe des Wortes Gottes. Zur Anleitung der Helfer war eine Mitarbeiterschulung nötig geworden. Gebetserhörungen ließen uns die Hilfe Christi erfahren. Wir besaßen noch

kein Telefon. Ich sollte einmal dringend mit einem Mitarbeiter reden, wußte aber nicht, wo er steckte, und ich war selbst unterwegs. So betete ich um eine Begegnung mit ihm. Nach wenigen Minuten kam sein Vater auf dem Fahrrad um die Ecke. Er überbrachte seinem Sohn die Nachricht. Einmal waren wir bei einer Evangelisation in Stuttgart und fuhren mit dem letzten Zug heim. Otto Friedrich sollte dringend seine Mappe von zu Hause in Mettingen bei Esslingen holen. Wir beteten im Zug, daß irgend jemand die Mappe rechtzeitig zum Bahnhof bringen möge. Als der Vorortzug stoppte, stand sein Bruder vor dem Wagen und reichte ihm die Mappe herein. Solche Erfahrungen stärkten unseren Glauben und ermutigten uns zu vermehrtem Gebet.

Einmal fragte ich einen Gemeindeältesten, weshalb er immer getrost und voller Zuversicht erscheine, wo doch alle wüßten, daß seine Frau bettlägerig sei und seine Kinder fragwürdige Wege gingen. Der leidgeprüfte Mann lächelte und sagte: „Ich stehe jeden Morgen früh auf und frage mich, wofür ich heute danken kann. Dann danke ich Jesus für meinen Arbeitsplatz, für die Gesundheit, für die gute Luft, für das Wasser, für den Glauben, den er mir geschenkt hat, für seine Kraft und seinen Trost. Ich danke ihm für meine Freunde und Brüder in der Gemeinde. Wenn ich mich so am Morgen im Danken übe, werden meine anderen Probleme klein und mein Heiland groß.“

Mir wurde mit der Zeit klar, daß ich für unsere wachsende Evangelisationsarbeit eine biblische Ausbildung brauchte. Zuerst besuchte ich den Dekan der theologischen Fakultät

in Tübingen. Er lehnte freundlich ab, weil ich das Abitur nicht abgeschlossen hatte. Wir waren drei Monate vor der Reifeprüfung eingezogen worden, da wir uns geweigert hatten, in die Waffen-SS einzutreten. Das Johanneum in Wuppertal vertröstete mich auf später. Sie dachten wahrscheinlich, daß ich noch zu jung im Glauben sei. Endlich akzeptierte mich die Sekretärschule des Reichsverbandes des CVJM in Kassel-Wilhelmshöhe, wo ich 1947 eintrat.

Alle Teilnehmer meines Jahrganges waren ehemalige Soldaten und hatten dem Tod oft ins Auge geschaut. Deshalb wurde Lic. Dr. Karl Grzegorzewski, ein früherer Militäregeistlicher und Altphilologe, mit der Leitung dieser Bibelschule zur Ausbildung von Jugendreferenten beauftragt. Er brachte unseren eingerosteten Denkkapparat wieder in Schwung, erzog uns zur genauen Exegese der Bibeltex-te, paukte neutestamentliches Griechisch mit uns und gab uns eine Einführung in die Geschichte der Philosophie, damit wir unsere Vergangenheit und Gegenwart besser verstehen konnten. Jeder sollte seine eigene Bibel ganz durchlesen und sich den Inhalt der einzelnen Abschnitte einprägen. Ein Kirchengeschichtler zeigte uns, wie sich die Dogmen der Kirche im Lauf der Geschichte entwickelt hatten. Ein Arzt lehrte uns praktische Psychologie aus den Erfahrungen seiner Sprechstunde. Gustav Adolf Gedat weitete unseren Blick für das Handeln Jesu in anderen Kontinenten. Werner Jentsch befreite uns von den Minderwertigkeitskomplexen einer verlorenen Generation. Johannes Busch unterrichtete gelegentlich praktische Seelsorge, und Dr. Stange führte uns

in die geistlichen Prinzipien der Jugendarbeit ein. Er sagte: „Ein Jugendreferent muß die Sprache der Jugendlichen beherrschen, sie besser verstehen, als sie sich selbst, und mit ihnen eine Bibelarbeit halten können, der sie bis zum Schluß gespannt zuhören.“ Später habe ich begriffen, daß genau dies, im übertragenen Sinn, auch die Kriterien für einen Missionar sind.

Was hat mir diese zweijährige Ausbildung gebracht? Zunächst eine gründliche Kenntnis der Bibel. Dann neutestamentliche Maßstäbe zur Unterscheidung der Geister. Des weiteren eine auf Jesu Tod und Auferstehung basierende Methode der Evangelisation, außerdem eine Befreiung zu ungesetzlichem Denken. Der in Jeremia 23, Vers 6 geoffenbarte Gottesname „**der Herr ist unsere Gerechtigkeit**“ ist mir zur Quintessenz meiner damaligen Ausbildung und zu einem Thema meines Lebens geworden. Nicht ich kann oder muß meine eigene Gerechtigkeit schaffen; sie liegt außerhalb von mir und meinen Möglichkeiten und wird mir und allen Menschen aus Gnade umsonst angeboten. Aus Liebe hat Jesus auch meine Schuld auf sich genommen und meine Strafe am Kreuz erlitten, damit ich ewig mit ihm leben könnte. Seine Liebe ist mein Leben. Mein Leben soll ein Lob für seine Liebe werden!

In der Werkpraxis bekam ich im ersten Jahr den Auftrag, an jedem Wochenende nach Hofgeismar zu fahren, um dort die evangelische Jugendarbeit nach dem Krieg wieder aufzubauen. Sie existiert durch Jesu Gnade als örtlicher CVJM noch heute. Einmal war nur ein einziger Junge zur Versammlung gekommen. Ein anderes Mal waren es vier

oder ein Dutzend. Entscheidend war das Durchhalten und Anhalten am Gebet. Die Treue im Kleinen schafft Gemeinde.

Im letzten Jahr meiner Ausbildung in der Bibelschule griff Jesus entscheidend in mein Leben ein. Meine Mutter starb am 25. November 1948. Alle, die an ihrer Beerdigung teilnahmen, empfingen einen starken Segen. Kurz vor ihrem Tod hatte ich meine Lebensgefährtin, Gertrud Deininger, aus der deutschen Kolonie Waldheim in Palästina, im Hause meiner Mutter kennengelernt. Beide Frauen haben mich entscheidend geprägt.

Meine Mutter, Katharine Leibfarth, hatte mich an Kindes Statt angenommen und mich nicht im Kinderheim gelassen, obwohl sie durch die Inflation ihr ganzes Vermögen verloren hatte. Sie lebte mit der Bibel und aus der Bibel. Dort war die Quelle ihrer Weisheit. Sie sagte gelegentlich: „Es ist besser, Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun.“ Ayatollah Khomeini hat 50 Jahre später das Gegenteil propagiert: „Es ist besser, Unrecht zu tun als Unrecht zu leiden.“ Mir wurde inzwischen klar, daß meine Mutter eine höhere Weisheit besaß als der legendäre Ayatollah. Ihre Treue im Kleinen, ihre Opfer und ihre Gebete wirken noch heute in meinem Leben nach.

Meine Frau war als Kind der dritten Generation von schwäbischen Siedlern in Haifa geboren worden. Sie wuchs auf dem Hof ihrer Eltern in Waldheim in der Nähe von Nazareth auf und reiste 1942 im Austauschverfahren gegen englische Internierte nach Deutschland. Vierundzwanzig Stunden nach ihrer Ankunft in Stuttgart wurde der Hauptbahnhof zerbombt. Die idealistische Heimat-

verbundenheit der Auslandsdeutschen zerbrach schnell in ihr. Sie hatte nach leidvollen Erfahrungen in den letzten Kriegsjahren und in der Nachkriegszeit die Möglichkeit gefunden, am Hauswirtschaftlichen Seminar in Kirchheim/Teck ihre Ausbildung als Hauswirtschaftslehrerin mit dem staatlichen Examen abzuschließen.

Im Freizeithem in Hepsisau, das wir zuvor instand gesetzt hatten, kam sie während einer Bibelfreizeit, bei der sie für alle kochte, zum lebendigen Glauben an Jesus Christus, und zwar durch ein gezogenes Spruchkärtchen, auf dem stand:

**„Da ich den Herrn suchte,
antwortete er mir
und errettete mich
aus aller meiner Furcht.“**

(Psalm 34,5)

Wir verlobten uns Weihnachten 1948 in Lindau-Schachen in der Villa Helena am Bodensee, wo sie als Lehrerin, im Rahmen des evangelischen Mädchenwerkes Stuttgart, junge Mädchen in Kochen und Hauswirtschaft unterrichtete. Am 15. Oktober 1949 konnten wir im gleichen Haus heiraten, da wir beide keine Heimat in Deutschland besaßen. Ihre Auslandserfahrung, Sprachkenntnisse, Belesenheit, kritische Wahrhaftigkeit, Treue, Fleiß und Opferbereitschaft machten sie zur Teilhaberin an allen meinen Diensten.

Unser Hochzeitsspruch, den uns drei Freunde, unabhängig voneinander, ausgewählt und zugesandt hatten, wurde zum Thema unseres gemeinsamen Lebens:

**„Siehe, ich habe dir geboten,
daß du getrost und freudig seist.
Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht;
denn der Herr, dein Gott, ist mit dir
in allem, was du tust.“**

(Josua 1,9)

Wir ahnten damals noch nicht, was an Demütigungen, an Grauen und Entsetzen noch auf uns wartete. Aber, wo Jesus der Dritte im Bunde ist, da ist der Segen gewiß.

So hat Jesus uns beiden in den Jahren von 1945 bis 1949 den lebendigen Glauben, einen Beruf und den Lebensgefährten geschenkt. Das war die Basis für unsere gemeinsame Zukunft. Wir danken dem Herrn Jesus Christus dafür.



Erfahrungen in der evangelischen Jugendarbeit

Die Leitung des Evangelischen Jungmännerwerks in Stuttgart berief mich nach Abschluß meiner Bibelschul Ausbildung nach Ravensburg nahe des Bodensees. Ich sollte in diesem überwiegend katholischen Gebiet die verstreute evangelische Jugend sammeln, evangelisieren und in Christus befestigen.

Am Anfang war die Wohnungssuche schwierig, da ich als evangelischer Seelsorger bei den Beamten der katholischen Stadtbehörde in Ravensburg nicht besonders erwünscht war. Mit Gottes Hilfe fand ich ein Zimmer, das Büro, Wohnraum, Schlafplatz und Lagerraum in einem wurde.

Meine Braut und ich sahen uns gezwungen, „zweimal“ zu heiraten: das erste Mal standesamtlich in Ravensburg am 3. September 1949, damit sie das Recht bekam, nach Ravensburg zu ziehen; das zweite Mal kirchlich in Lindau am Bodensee am 15. Oktober 1949, nachdem die Zuzugsgenehmigung für meine Frau aufgrund der nachgewiesenen Einzimmerwohnung erteilt worden war. Die ersten Monate unserer Ehe verbrachten wir in diesem Mehrzweckzimmer, das von den Jungen und jungen Männern ständig frequentiert wurde. Von Privatsphäre war wenig zu finden. Der Dienst ging vor.

Als wir unser erstes Kind erwarteten und immer noch keine Wohnung gefunden hatten, blieb uns kein anderer Weg, als die Hilfe der französischen Besatzungsbehörde in Anspruch zu nehmen und um die Zuteilung einer Wohnung

zu bitten, was uns der Offizier auch mit beißendem Spott gewährte. Als sich dann die Geburt unseres ersten Sohnes Christoph nach 24 Stunden Wehen weiter verzögerte, und seine Herztöne schwächer wurden, bat die Ärztin meine Frau, sich auf den Küchentisch zu legen und holte den Jungen mit einer Geburtszange ans Licht der Welt. Sein Köpfchen war durch die Zange stark verformt und sein Körper dunkelblau angelaufen. Aber Jesus hat ihn wieder gesund werden lassen und ihn später zu seinem Diener gemacht.

Ravensburg hieß früher „Rabenburg“ und war der Stammsitz jenes Welfengeschlechts, das in der Zeit der Kreuzfahrer eine bedeutende Rolle in der deutschen Geschichte spielte. Dicht neben dieser Burg stand der „Mehlsack“, ein Vorratsturm der freien Reichsstadt, den die reichen Kaufleute gebaut hatten, um Einblick in das Treiben der Raubritter zu gewinnen.

In diesem mittelalterlichen Städtchen versuchte ich, die jungen Männer der Nachkriegsgeneration um Gottes Wort zu sammeln, Jugendliche im Reifealter zu Jesus zu führen und begeisterungsfähige Buben fürs Evangelium zu gewinnen.

Die meisten der unverheirateten jungen Erwachsenen waren damals noch von Hitlers Erziehung und Propaganda geprägt. Wir mußten ihnen helfen, erst einmal Vertrauen in die Bibel zu gewinnen. Dazu lasen wir die Texte gemeinsam und versuchten, sie in den Alltag unseres Nachkriegsdeutschlands hineinzustellen. Gottes Zorn und Gottes Gnade, seine Gerichte und sein Ruf zur Umkehr führten

uns immer wieder zur Person Jesu, seiner heiligen Majestät und seiner grenzenlosen Barmherzigkeit. Oft diskutierten wir auch aktuelle Alltagsfragen und suchten hilfreiche Antworten in Gottes Wort.

Die Jungen im Entwicklungsalter waren offen für das Evangelium, besonders wenn sie in der Gruppe zusammen lebten. Sie wollten mitarbeiten und etwas tun. Sie waren bereit, sich für eine sinnvolle Aufgabe einzusetzen. Vertrauen beantworteten sie mit Treue, Verständnis mit Anhänglichkeit.

Die Buben im Konfirmandenalter erwarteten eine spannende Geschichte, schwungvolle Spiele, lebendigen Gesang und kurze, packende Andachten. Sie kamen in Scharen und warteten geduldig auf den Beginn ihrer Stunde. Sie erwarteten ein Vorbild und suchten einen Leiter, der mit ihnen lebte und dem sie vertrauen konnten.

Für viele war es wichtig, daß sie mich jederzeit zu Hause besuchen konnten, um ihre kleinen und großen Sorgen mit mir zu besprechen. Einzelseelsorge ist nur möglich, wo Vertrauen gewachsen ist. Karl Otto Horch aus Faurndau bei Göppingen sagte einmal: „Wer einen Jungen für Jesus fischen will, muß sein eigenes Herz an die Angel hängen.“

Mein Wirkungsbereich war nicht auf die Städte Ravensburg und Weingarten beschränkt, sondern umfaßte das württembergische Allgäu von Bad Waldsee über Bad Wurzach, Leutkirch bis nach Wangen und Isny. Auch die Memminger machten bisweilen bei unseren Treffen mit. Am Bodensee existierten einzelne Jugendgruppen und

selbständige CVJMs in Lindau, Langenargen, Tettmang, Meckenbeuren, Friedrichshafen und Manzell. Aktive junge Christen aus Wilhelmsdorf, Überlingen und Konstanz erwarteten, daß man sie nicht vergaß, sondern in die Planung mit einbezog. Evangelische Großbauern luden uns zu Treffen auf ihre alleinstehenden Höfe ein. Der Herr Jesus schenkte damals ein geistliches Erwachen unter der evangelischen Jugend im Oberland.

Leider besaß ich nur ein gebrauchtes Fahrrad, das mich lange Strecken bergauf und bergab zu Besuchen und Diensten trug. Oft konnten die Freunde nur abends, an Wochenenden oder an Feiertagen zusammenkommen. Das Ergebnis war ein Einsatz, der alle Kräfte von mir forderte. Einmal fuhr ich bei warmem Wetter bergauf nach Wilhelmsdorf. Mir fielen vor Müdigkeit die Augen zu, und ich fand mich später im Straßengraben wieder - gebrochen hatte ich nichts!

Nach einiger Zeit wurde mir ein Leicht-Motorrad (NSU 125 ccm) genehmigt. Es brachte einige Erleichterungen mit sich. Auf langen Strecken in Eis und Schnee bekam ich jedoch erstarrte Knie und halberfrorene Hände. Damals gab es noch keine ideale Motorradausrüstung, und auch die Straßendienste waren mangelhaft. Eines Nachts fuhr ich auf schneeglatter Straße von Wangen nach Leutkirch. Bei einer Unebenheit zuckte der Lenker ein wenig, und schon rutschte ich auf dem Bauch - das Motorrad immer neben mir - etwa 20 Meter auf der Straße dahin. Ich blickte auf das neben mir dahingleitende Motorrad und hoffte, daß es nicht auf mich zudrehte. Als wir beide wieder zur Ruhe kamen, stand ich

auf, klopfte den Schnee von meiner Kleidung, trat das Motorrad an, und weiter ging's. Die Jugendgruppe in Leutkirch wartete.

In einer wolkenverhangenen Sommernacht fuhr ich auf derselben Straße zurück. Ein Motorradfahrer mit aufgeblendetem Licht kam mir entgegen. Als er auf meiner Höhe war, erkannte ich plötzlich mit Entsetzen, daß es kein Motorrad, sondern ein LKW war, dessen linker Scheinwerfer nicht brannte. Der LKW verfehlte mich um Zentimeter. Der Fahrer fuhr unbekümmert weiter. Mir aber stockte beinahe das Herz. Ich stieg vom Motorrad, kniete nieder und dankte dem Herrn Jesus für die Bewahrung.

Als ich begriffen hatte, daß es zeitlich nicht möglich war, alle weit auseinander liegenden Gruppen und die vielen Einzelnen regelmäßig zu besuchen, rief ich die im katholischen Oberland zerstreut Lebenden zu Wochenendtreffen und Freizeiten zusammen. An Festtagen und in den Schulferien trafen wir uns, um ein ihrem Alter entsprechendes Programm durchzuführen. Das gab uns Gelegenheit zu konzentrierten Bibelarbeiten, seelsorgerlichen Gesprächen, gemeinsamem Singen und zum Gebet, zu Austausch, näherem Kennenlernen, Freundschaften zu pflegen und Entscheidungen für Christus zu treffen. Solche Freizeiten bildeten das Rückgrat unserer evangelistischen Jugendarbeit. Der einzelne war aus Familie, Schule und Alltag herausgenommen worden und konnte in einer geistlichen Gemeinschaft leben, in der das Hören auf Gottes Wort geübt wurde.

Das Oberland bot uns landschaftlich einzigartige

Möglichkeiten für Zeltlager, Wanderungen oder Badetage. Die Teilnehmer brachten für kurze Treffen ihre eigene Verpflegung mit und fuhren weite Strecken mit ihren Fahrrädern. Bei längeren Freizeiten trug jeder seinen Teil zu den Unkosten bei. Solche Treffen waren aber nicht ungefährlich. Manche Gefahr lauerte auf den langen Wegen und während der Freizeiten. Wir baten den Herrn Jesus um Schutz und Leitung für jeden Teilnehmer vom Augenblick seiner Abfahrt bis zu seiner Heimkehr und erlebten immer wieder Wunder der Bewahrung.

Eigenartig schön sind im Allgäu die zahlreichen kleinen Moorseen, die wie dunkelbraune Augen aus dem grünen Gras der Landschaft zum blauen Himmel emporschauen. Die Jungen mußten dort lernen, ein trockenes Lager zu bauen, indem sie in ihren Zelten ohne Plastikböden Tannenzweige aufeinander schichteten. Spiele und Wettbewerbe am Tag führten zur Entdeckung fliegender Teller aus Aluminium oder Plastik. Eine dieser „fliegenden Untertassen“ flog im Aufwind bis zu 80 Meter weit, und dies lange bevor die modernen Frisbees in Mode kamen. Schwimmen im Schilf und zwischen Seerosen will gelernt sein. Das sorgfältige Aufräumen des Lagerplatzes war ein fester Bestandteil solcher Treffen.

Wieder einmal nahte das Pfingstfest. Wir hatten alle Gruppen des Oberlandes zu einer dreitägigen Zusammenkunft am Alpsee eingeladen und erwarteten etwa 80 Teilnehmer. Ich freilich lag mit Fieber im Bett und konnte keine Vorbereitungen treffen. Da half nur beten und glauben. Viel zu spät fuhr ich mit dem Motorrad los. Ich bat

Jesus, er möge uns doch den rechten Platz zeigen. Am Alpsee angekommen, fuhr ich etwa einen Kilometer weiter, dann streifte mein Motorrad. Alles Herumhantieren, das Abkühlen des Motors, Kerzenwechsel und Schieben half nichts. Mir blieb nichts anderes übrig, als das Vehikel in einen nahen Busch zu schieben und langsam in Motorraduniform den Berg hinaufzuklettern. Etwa 150 Meter höher fand ich eine ebene Wiese, die wie ein Vorsprung über dem See thronte, daneben einen Bach mit einem kleinen Wasserfall, und nicht weit davon ein Bauernhaus. Der Bauer erlaubte uns das Zelten auf seiner Wiese und verkaufte uns reichlich Milch, Butter und Brot. Als ich wieder den bewaldeten Abhang zu meinem Motorrad hinunterrutschte, kamen bereits die ersten Teilnehmer mit ihren Fahrrädern an. Ich hielt sie an und stellte einen von ihnen als Posten auf, der die Vorbeifahrenden mit einem Plakat, auf dem das Kreuz auf der Weltkugel gemalt war, zu unserem Zeltplatz wies. Am Abend rauchten die Lagerfeuer, Lieder waren zu hören, und das Pfingstwunder konnte vor allen bezeugt werden. Der Herr Jesus hatte uns trotz meiner Krankheit einen Lagerplatz vorbereitet, und das Motorrad - wie einst den Esel Bileams - an der richtigen Stelle gestoppt.

An der Mündung der Argen in den Bodensee ertrank uns beinahe ein 15jähriger Junge. Unsere Wochenendfreizeit war zuende. Die meisten waren bereits mit ihren Rädern abgefahren. Er aber wollte unser selbstgefertigtes Paddelboot noch in einen Schuppen auf der anderen Seite des Flusses rudern und uns dann folgen. Er war ein zuverlässiger und ordentlicher Bursche, deshalb konnte ich ihm das Boot

anvertrauen. Er ruderte jedoch nach unserer Abfahrt einige Meter auf den offenen See hinaus. Eine Bö trieb ihn vom Ufer ab. Ein Gewitter kam auf, das Boot füllte sich mit Wasser und kenterte. Der Junge klammerte sich an das umgekippte Boot, bis ihn nach Stunden der Kapitän eines Bodenseedampfers in den Wellen sichtete und den völlig Erschöpften samt seinem Boot rettete. Der Junge erzählte uns kein Wort von dieser Sache. Doch seine Mutter kam nach einigen Tagen und machte uns Vorwürfe. Wir aber dankten Jesus, daß er den Jungen in seinem Übermut bewahrt hatte.

Ein anderes Mal zelteten wir in einer alten, vom Wald überwucherten Burg. Wir hatten gesegnete Stunden zusammen erlebt. Zwei junge Männer holten zum Schluß Wasser unten vom Fluß im Tal und löschten sorgfältig das Lagerfeuer. Alles wurde sauber aufgeräumt. Zwei Tage später erfuhr ich, daß das Feuer tief unter dem dichten Laub trotz Löschung weiter geglostet und beinahe einen Waldbrand verursacht hätte. Ein Förster hatte den Rauch gerochen, die Feuerwehr im nächsten Dorf alarmiert, die die verborgene Glut in der Tiefe ausgrub und löschte. Dem Herrn sei Dank, daß wir vor weiteren Folgen bewahrt wurden.

In der Zwischenzeit war unser zweiter Sohn, Wilfried, in einer anderen Wohnung in Ravensburg zur Welt gekommen. Er schrie bereits, als er noch nicht ganz geboren war. Ob sein Protest darauf hinwies, daß er später einmal protestantischer Pfarrer werden würde?

Die jungen Männer unseres Bezirks zog es zu den

höheren Bergen der Allgäuer Alpen. Wir wanderten mit, hatten den Heilbronner Weg mit der Mädelegabel bereits hinter uns, als eine Gewitterwolke uns einzuhüllen begann. Wir rannten so schnell wir konnten zur nächsten Hütte und kamen völlig durchnäßt dort an. Im Nebengebäude fanden wir Platz, wo wir warteten, bis unsere Kleider wieder trocken waren. Das war eine gute Gelegenheit zur Bibelarbeit. Wir sprachen über die Realität der Engel. Die einen bezweifelten ihre Existenz, die anderen bezeugten ihre Hilfe. Dann gingen wir in die Haupthütte, die mit Wanderern und Bergsteigern vollgestopft war. In einer Ecke fanden wir Platz, hatten jedoch kein Geld mehr, um uns eine warme Suppe zu bestellen. So bestellten wir Mineralwasser und aßen unsere mitgebrachten Brote. Die Bedienung lächelte und fragte: „Wenn ihr schon kein Geld habt, könnt ihr dann wenigstens einige zünftige Lieder singen?“ Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Das war die Chance zum Zeugnis! Wir fingen mit einem Volkslied an, das wir eingeübt hatten:

*„Bei einem Wirte wundermild,
da war ich jüngst zu Gaste.
Ein goldner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.“*

Als wir das Lied zu Ende gesungen hatten, brachte die Bedienung plötzlich jedem von uns eine dicke, heiße Suppe mit Würstchen. Ich wehrte ab und sagte, daß wir sie nicht bestellt hätten. Sie aber lächelte und sagte: „Das hat schon ein anderer bezahlt.“ Als wir uns später in unserem Heustadel schlafen legten, ging das Gespräch über die Realität der Engel weiter, nur, daß jetzt über „den Engel mit den Würstchen“ heftig diskutiert wurde.

Der Herr zeigte seine bewahrende Gnade bei manch anderer Gelegenheit und ermunterte uns zu vermehrtem Glauben und Zeugnis. Auf einer Berghütte bei Hohenschwanstein hörte ein etwas salopp gekleidetes Bedienungsfraülein unsere Lieder, stellte sich neben uns und sagte versonnen: „Früher habe ich auch so ein Lied vom Gehen durch die schöne, große Welt gesungen, aber ich habe die Worte vergessen. Kennt jemand von euch den Text dieses Liedes?“ Wir sangen ihr das Zeugnis der Fürstin von Reuß, und alle Gäste, die vor der Berghütte in der Sonne saßen, hörten zu:

*„Ich bin durch die Welt gegangen,
und die Welt ist schön und groß,
und doch ziehet mein Verlangen
mich weit von der Erde los.*

*Ich habe die Menschen gesehen,
und sie suchen spät und früh.
Sie schaffen, sie kommen und gehen,
und ihr Leben ist Arbeit und Müh.*

*Sie suchen, was sie nicht finden,
in Liebe und Ehre und Glück,
und sie kommen belastet mit Sünden
und unbefriedigt zurück.*

*Es ist eine Ruh vorhanden
für das arme, müde Herz,
sagt es laut in allen Landen:
Hier ist gestillet der Schmerz.*

*Es ist eine Ruh gefunden
für alle, fern und nah:
In des Gotteslammes Wunden,
am Kreuze auf Golgatha.“*

Im Montafon, in Österreich, hatten wir im Sommer eine

Bergfreizeit abgeschlossen. Die Teilnehmer waren bereits nach Hause gefahren, wir aber legten unser Gepäck und unsere Ausrüstung in den Milchaufzug und stiegen ins Tal hinab. Als wir unten am Aufzug standen und warteten, hörte ich plötzlich ein hohes, scharfes Surren, blickte hinauf und konnte eben noch unsere Mitarbeiter zur Seite stoßen. Der Milchlift hatte sich mit unseren Koffern selbständig gemacht. Wie eine Rakete schoß er an uns vorbei in den Boden. In letzter Sekunde hatte uns der Herr bewahrt.

Noch zu nachtschlafender Zeit stiegen wir in den Stubaier Alpen auf das Zuckerhütl, einen hohen Schneeberg, und erlebten hautnah ein Naturwunder. In den Strahlen der aufgehenden Sonne verdunsteten Schneekristalle und formten sich zu feinen Zirren, die sich im Morgenlicht zu flüssigen Gold- und Silberfäden verwoben, durcheinanderflossen, dahinschwebten und wieder verdunsteten. Wir hatten eine kleine Ahnung von der Herrlichkeit der Verklärung Jesu auf dem Berg Hermon bekommen und staunten über die Wunder Gottes in der Natur.

Solche Freizeiten, Ausflüge und Erlebnisse bildeten den äußeren Rahmen für christozentrische Bibelarbeiten, Gebetsgemeinschaften, seelsorgerliche Gespräche und geistliche Lieder, die uns zu einer Lebens- und Glaubensgemeinschaft zusammenwachsen ließen. Meine Frau kochte, soweit es ihr möglich war, flickte den Teilnehmern die Hosen und verband manche Wunde.

Das größte Problem bei dieser Jugendarbeit im Bodenseegebiet jedoch war die ständige Abwanderung der jungen Männer, da es nur wenig Arbeitsplätze gab, kaum

weiterführende Schulen vorhanden waren und eine katholisch geprägte Lokalpolitik die Evangelischen nicht förderte, so daß die meisten heranwachsenden Mitarbeiter gezwungen waren, in die Gegend von Stuttgart zu ziehen.

Für uns hatte diese ständige Abwanderung zur Folge, daß wir ununterbrochen neue Helfer suchen und Mitarbeiter schulen mußten. Nur so standen den verschiedenen Kreisen und Gruppen geistlich gesinnte Leiter und Vorbilder zur Verfügung. Spezielle Seminare und Freizeiten für Mitarbeiter boten eine Einführung in Bibelkunde, praktische Seelsorge und Heilsschritte wie Umkehr, Glauben, Heilsgewißheit, Heiligung des ganzen Lebens und das Warten auf die Wiederkunft Christi. Manchmal suchten die Mitarbeiter Antworten auf brennende Tagesfragen wie das Verhältnis der Geschlechter zueinander, unsere Stellung zu den Juden, wie man sich als Gast oder Gastgeber benimmt, was in der Politik biblisch oder falsch ist, etwa die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik in jener Zeit. Solche und ähnliche Fragen wurden häufig von verantwortlichen Helfern gestellt, damit sie ihrerseits in ihren Gruppen Antwort geben konnten. Wer in einer Zeitung oder einem Magazin einen hilfreichen Artikel fand, schnitt ihn aus und stellte ihn den anderen zur Verfügung. Gute Bücher wurden ausgetauscht. Eine Arbeitsgemeinschaft aktiver Mitarbeiter entstand. Da waren Schüler und Studienräte, Abteilungsleiter in Fabriken und Lehrlinge, Bauern und Arbeiter, gut und wenig ausgebildete Brüder dabei. Sie alle vereinte die Liebe zu Jesus. Ihm wollten sie dienen und nachfolgen.

Für unsere Mitarbeiter und deren Frauen führten wir eine

gemeinsame Busfahrt zum Vierwaldstätter See und nach Lugano in der Schweiz durch. Das war für uns aus dem Nachkriegsdeutschland wie eine Fahrt ins Märchenland. Wir sollten jedoch schnell wieder auf den Boden der Realitäten zurückgebracht werden. Auf unserer Rückfahrt durchs neblige Bergell hielten wir auf der Höhe des Malojapasses (1809m) im Engadin, um in der dortigen Herberge zu übernachten. Wir hatten uns schriftlich angemeldet. Die Herberge aber war außer Betrieb. Da standen wir nun am späten Abend im Nebel vor verschlossener Tür. Wir beteten, fuhren weiter, hielten an einem Zollgrenzposten und fragten die Wachhabenden, ob sie uns helfen könnten, für die Nacht ein Quartier zu finden. Sie wiesen uns zu einem Haus für Bedienstete neben einem stillgelegten Hotelpalast. Dort lagen Notmatratzen für Soldaten herum, die im Manöver hier kampierten. Erleichtert nahmen wir das Angebot an. Am anderen Tag war schönstes Wetter. Während einer gemeinsamen Bibelarbeit dankten wir dem Herrn für seine wunderbaren Führungen.

Kurze Zeit später konnten wir Ernst Schiele vom Evangelischen Jungmännerwerk in Stuttgart auf diese Unterkunft im Engadin aufmerksam machen. Daraus entstand später das bekannte CVJM-Heim in Sils Maria. So hat der Herr unsere Verlegenheit in eine Gelegenheit seiner Gnade verwandelt und eine Segensstätte für die Landesjugendarbeit daraus entstehen lassen.

In der Bildungspolitik der Bundesrepublik drängte man in jener Zeit die Jugendverbände der Parteien und Kirchen dazu, in Kreis-Jugend-Ringen zusammenzuarbeiten. Da die

Katholiken die Sozialisten im Oberland nicht ohne weiteres tolerieren konnten, was umgekehrt auch der Fall war, einigten sie sich auf den evangelischen Vertreter der Jugendarbeit als Vorsitzenden, der die Gegensätze ausgleichen sollte. In dieser Eigenschaft konnte ich während einer Großveranstaltung der Jugendverbände in Ravensburg im Konzerthaus darauf hinweisen, daß jede Erziehung und Jugendarbeit ihr eigentliches Ziel verfehlt, wenn sie nicht die Wiederherstellung des Gottesbildes im Menschen zum Ziel habe; denn **„Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und er schuf sie als Mann und Frau“** (1. Mose 1,27).

Der katholische Kultusminister, der an dieser Veranstaltung teilnahm, war von diesem Zeugnis beeindruckt und schlug mich wenig später für eine Studienreise in die USA vor, um die amerikanische Lebensweise kennenzulernen.

Wir hatten im Dritten Reich nur wenig Englisch gelernt. Betroffen standen wir bei unserer Ankunft im Herbst 1953 auf dem Flugplatz in New York vor unseren Gastgebern, als einer von ihnen uns mit den Worten begrüßte: „Weshalb hat Hitler die meisten Juden in die USA geschickt? Es wäre besser gewesen, er hätte sie alle in den Nahen Osten vertrieben.“

Wir wurden von einem Beauftragten des Außenministeriums durch die monumentalen Gebäude Washingtons geschleust und dann nach Chicago gefahren. In Springfield/Missouri studierten wir die Verwaltungsorgane

einer Kleinstadt, die Struktur der Vereine und Kirchen und fuhren dann über Salt Lake City nach San Mateo bei San Francisco. In diesem „goldenen Tor“ der USA zum Pazific besuchten wir Clubs, Schulen, Universitäten, Banken und Kirchen, um die amerikanische Lebensweise kennenzulernen. Ein Millionär stellte uns für einen Tag seine Traumvilla am Stillen Ozean zur Verfügung. Dort, am westlichsten Punkt unserer Reise angelangt, schwamm ich ins offene Meer hinaus. Die Strömung war indes so stark, daß ich auf ein Riff zugetrieben wurde, an dem sich die Wellen unter einem ausgehöhlten Felsvorsprung brachen. Mich durchfuhr es: Jetzt treibst du in den offenen Rachen des Todes hinein. Ich betete - und wurde plötzlich in ruhigeres Wasser abgetrieben und stand bald wieder auf festem Boden. Ich dankte dem Herrn für diese Bewahrung.

Über Los Angeles, den Grand Canyon und New Orleans führte uns unser Weg nach Washington zurück. Wir hatten die Gastfreundschaft, den Pragmatismus und den Gigantismus der Amerikaner kennengelernt, aber auch ihre Oberflächlichkeit im Unterricht an den Grund- und Oberschulen, sowie ihre optimistische Lebensphilosophie erfahren. Viele dachten damals noch, daß der Mensch im Grund genommen gut sei, alle nur in Komitees zusammensitzen und solange miteinander diskutieren müßten, bis sie einen Kompromiß gefunden hätten. Solche Demokratie funktioniert aber auch in den USA nur teilweise. Die sozialen Probleme in den Städten und auf dem weiten Land sind weitgehend ungelöst. Die schrankenlose Freiheit gebiert außerdem eine Kultur, in der die gottlosen Kräfte

immer wieder die Oberhand gewinnen.

Schließlich fuhren wir mit der „United States“ bei starkem Seegang gern wieder in die vom Krieg zerstörte Bundesrepublik zurück. Ich wußte damals noch nicht, daß diese Reise ein weiterer Abschnitt in der Ausbildung des Herrn für unsere zukünftigen Aufgaben war.

Heute frage ich mich: Was haben die fünf Jahre evangelistischer Jugendarbeit im Bezirk Ravensburg an Frucht für die Ewigkeit gebracht?

Als ich 25 Jahre später wieder die Städte im Oberland besuchte und nach den einstigen Jungen und jungen Männern fragte, mit denen wir in Jesu Gegenwart zusammengelebt hatten, waren die meisten der begabten, intelligenten und führenden Freunde von der Bildfläche verschwunden. Nur die Stillen, die Einfachen und weniger Beachteten waren geblieben und im Dienst Jesu gereift. Sie waren mir damals bei den Freizeiten und Besuchen kaum aufgefallen. Heute stehen einige von ihnen im Dienst Jesu als Kirchenälteste, Jugendleiter, Diakone oder Pfarrer. Damit hat sich auch im Oberland bewahrheitet, was Paulus einst an die Korinther schrieb:

„Seht doch, liebe Brüder, auf eure Berufung. Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Mächtige, nicht viele Angesehene sind berufen. Sondern was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er zuschanden mache, was stark ist; und das Geringe

vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, das, was nichts ist, damit er zunichte mache, was etwas ist, damit sich kein Mensch vor Gott rühme“ (1.Kor.1,26-29).

Ich selbst war in den fünf Jahren Diaspora-Jugendarbeit darin geübt worden, mit kleinen und kleinsten Gruppen, ja selbst mit einzelnen die Bibel zu lesen und ihnen die Liebe zu Jesus ins Herz zu pflanzen. Einzelseelsorge bleibt das Herzstück aller Gruppenarbeit.

Freizeiten, Seminare, Treffen und Konferenzen halfen, die im Land Zerstreuten in eine Gemeinschaft zusammenzufügen und sie durch intensive Schulung zu einem selbständigen geistlichen Leben zu führen.

Die Inspiration und Ermutigung von selbständigen Mitarbeitern ermöglichte den Fortbestand der einzelnen Gruppen im Oberland.

Eine Literaturvermittlung und ein regelmäßiger Rundbrief festigten die Verbundenheit zwischen solchen, die selten Gemeinschaft mit Gleichgesinnten finden konnten.

Damit hat uns Jesus in wesentliche Elemente unserer späteren Missionsarbeit in der Welt des Islam eingeführt.

Meine Frau, die in Palästina in einer deutschen Kolonie geboren war, stand mit verschiedenen Verbänden und Missionen in Verbindung, die Beziehungen zum Nahen Osten unterhielten. Sie bekam auch regelmäßig das Mitteilungsblatt „Palästina“ der Evangelischen Karmelmission zugesandt. Ich selbst war mit der Jugendarbeit im Oberland voll beschäftigt und fand wenig Zeit über

Weltmission nachzudenken.

Im Winterhalbjahr 1953/54 blätterte ich in einem der herumliegenden Hefte der Evangelischen Karmelmission und las, daß sie einen geeigneten Mann suchten, der ein Bibel- und Erholungsheim im Libanon als Zentrum für eine Mission unter Orientalen leiten würde. Durch mein Herz ging ein Stich. Ich wußte sofort: Du bist gemeint! Aber es war nicht gut möglich, mich an die Zentrale zu wenden und zu schreiben: Ich bin der geeignete Mann für euer Zentrum! Außerdem hatte ich keine Ahnung vom Libanon, konnte außer „Salam aleikum“ kein Wort Arabisch und hatte mich noch nie mit dem Islam befaßt. Das alles lag bisher jenseits meines Horizontes. Jetzt aber wurde es brennend aktuell.

Ein Freund der Karmelmission, Christian Stoll in Friedrichshafen, ein entfernter Verwandter meiner Frau, der in Haifa vor der Gründung des Staates Israel eine eigene Gärtnerei besessen hatte, antwortete mir, als er von unserer geistlichen Berufung hörte: „Was? Du willst zu den Arabern? Die meisten sind rückständig, schmutzig, verschlagen und werden dich hereinlegen. Und die Karmelmission ist auch nur ein Verein wie alle anderen, in dem immer wieder allzu Menschliches dominiert.“ Als ich ihm antwortete: „Ich habe weder ein spezielles Interesse an der Mission, noch will ich unbedingt in den Nahen Osten reisen, aber ich weiß, daß Jesus mich dort haben will“, sagte er: „Ich kann mit dem Vorsitzenden der Mission, Wilhelm Ziel, den ich gut kenne, reden und ihm von deiner Berufung erzählen.“

Bald darauf bekamen wir eine Einladung zu einem Vorstellungsgespräch. Nachdem meine Frau als Freundin

der Mission begrüßt worden war und viele Namen gemeinsamer Bekannten aus dem früheren Palästina wie ein Wasserfall an mir vorbeirauschten, wandte sich der Vorsitzende Wilhelm Sziel an mich mit der Frage: „Sind Sie wiedergeboren?“ Als ich bejahte, fuhr er fort: „Dann wird der Herr Sie in seinem Dienst leiten! Einen Anspruch auf Gehalt haben Sie bei der Karmelmission nicht. Wir sind eine Glaubensmission und geben weiter, was der Herr uns schenkt. Urlaub können Sie machen, wenn Sie erholungsbedürftig oder krank sind.“ Das war das Anstellungsgespräch. Einen Vertrag mit irgendwelchen Details oder Unterschriften gab es nicht.

Missionar Fritz Heinrici besuchte uns wenige Tage später, ebenso der Geschäftsführer der Mission, Erich Schmiedinghoff, sowie Fritz Hubmer vom Württembergischen Brüderbund und Missionar Martin Spangenberg, der bereits vor dem Zweiten Weltkrieg in Palästina gedient hatte. Sie fuhren zu einer Sitzung des Vorstandes der Karmelmission in die Rämismühle (Schweiz) und wollten sehen und hören, wer wir waren. Missionar Heinrici hatte die Mutter meiner Frau von seinen Diensten in Palästina her gekannt und war bei Gottesdiensten in Waldheim öfter in ihrem Haus abgestiegen. Als Elisabeth, eine seiner Töchter, während einer Hungersnot in Haifa geboren wurde, sandte die Mutter meiner Frau ihr regelmäßig von ihrer eigenen Milch, da sie zur gleichen Zeit ihr Neugeborenes stillte. Der Vorstand stimmte unserer Berufung zu, stornierte aber gleichzeitig den Kauf des Erholungsheims im Libanon, weil die Mission als Glaubenswerk keine Schulden machen wollte.

Als ich Dekan Schnauffer, meinen Vorgesetzten in Ravensburg, besuchte, um ihn von unserer Berufung in die Karmelmission zu unterrichten, überraschte er mich mit der Nachricht, einige Pfarrer in der Bezirksversammlung hätten unsere Ablösung vorgeschlagen, weil ihnen die Kosten für unsere Besoldung zu hoch erschienen. Andere hätten bemängelt, daß wir zuviel auf Freizeiten und Tagungen mit den jungen Männern unterwegs wären. Welche Gnade! Der Herr hat mir die Entlassung erspart. Ahnungslos war ich zur rechten Zeit zu meinem Vorgesetzten gekommen, um zu bitten, für den Dienst in der Karmelmission freigestellt zu werden.

Ein halbes Jahr lang vor unserer Ausreise in den Libanon hatte ich Vorträge über die Mission unter Moslems zu halten, obwohl ich so gut wie keine Ahnung von dieser Arbeit hatte. Ich mußte Bücher über den Islam, arabische Grammatik und Missionsliteratur in Eile durcharbeiten; denn Beter, die an der Mission interessiert sind, wollen über Hintergründe und Geschehnisse auf den Missionsfeldern genau unterrichtet werden.

Eine neue Welt tat sich mir auf. Von Anfang an war mir vom Evangelium her klar, daß der sogenannte Engel Gabriel, der Muhammad in Mekka besucht und inspiriert haben soll, nicht identisch sein kann mit dem wahren Engel Gabriel, der Maria in Nazareth 600 Jahre zuvor besucht hatte. Der Offenbarungselig im Koran behauptet 17mal, daß Gott niemals einen Sohn haben könne und Christus nie am Kreuz gestorben sei. Damit leugnet der Koran die Gottheit Christi und seinen Versöhnungstod. So erkannte ich schnell, daß der

Inspirator des Islam ein antichristlicher Geist ist, der den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist vehement leugnet und seine Erlösung ablehnt. Ich danke Jesus Christus, daß er mich vor einer humanistischen oder synkretistischen Beurteilung des Islam bewahrt hat und mir schon vor Beginn meiner missionarischen Tätigkeit zeigte, was der Islam ist: **eine antichristliche Großmacht** (1. Joh. 2,21-23; 4,1-4)!

Bei meinen Reisediensten im Vorland der Schwäbischen Alb und im Siegerland traf ich bei verantwortlichen Gemeinschaftsleuten auf die seltsame Auffassung, daß man Juden und Moslems nicht missionieren solle. Das sei die Aufgabe der Judenchristen kurz vor der Wiederkunft Christi oder im Tausendjährigen Reich. Ich widerlegte ihre Auffassung mit den Worten des Paulus in Römer 9,1-5. Dort schreibt er, daß er bereit sei, sein eigenes Heil zu opfern, um einige Juden für den Glauben an Christus zu gewinnen. Paulus hat nicht nur so geredet, sondern - man lese die Apostelgeschichte - auch so gehandelt. Er ging immer zuerst zu den Juden. Erst, wenn sie Jesus als ihren Messias abgelehnt hatten, predigte er den Heiden. Wie können wir es uns leisten, einer Milliarde Moslems nichts von dem vollendeten Heil in Christus zu erzählen? Jesus hat auch ihre Sünden getragen und sie mit Gott versöhnt, als er am Kreuz rief: „**Es ist vollbracht!**“ (Joh. 19,30). Sie kennen die Gnade nicht, die für sie bereit ist, oder lehnen ihr Heil in Christus aus Unwissenheit ab. Einige kämpfen und wüten sogar dagegen. Doch Jesus liebt auch die Moslems, nicht nur die frommen Christen. Einmal antwortete ich einem

Gemeinschaftsleiter in Reutlingen: „Ihr laßt Jesus allein, wenn er zu den verlorenen Sündern geht. Ihr folgt ihm nicht nach, um die Verlorenen in eurer Stadt zu retten. Dafür sitzt ihr in eurer Gemeinschaftsstunde, in der keine Sünder anwesend sein dürfen. **Gott will, daß alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen!**“ (1. Tim. 2,4). Ein langer und heftiger Streit entbrannte. Das Ergebnis war, daß dieser Mann Gottes zu unserer Aussendung in die Rämismühle fuhr und uns mit seinen Gebeten begleitete.

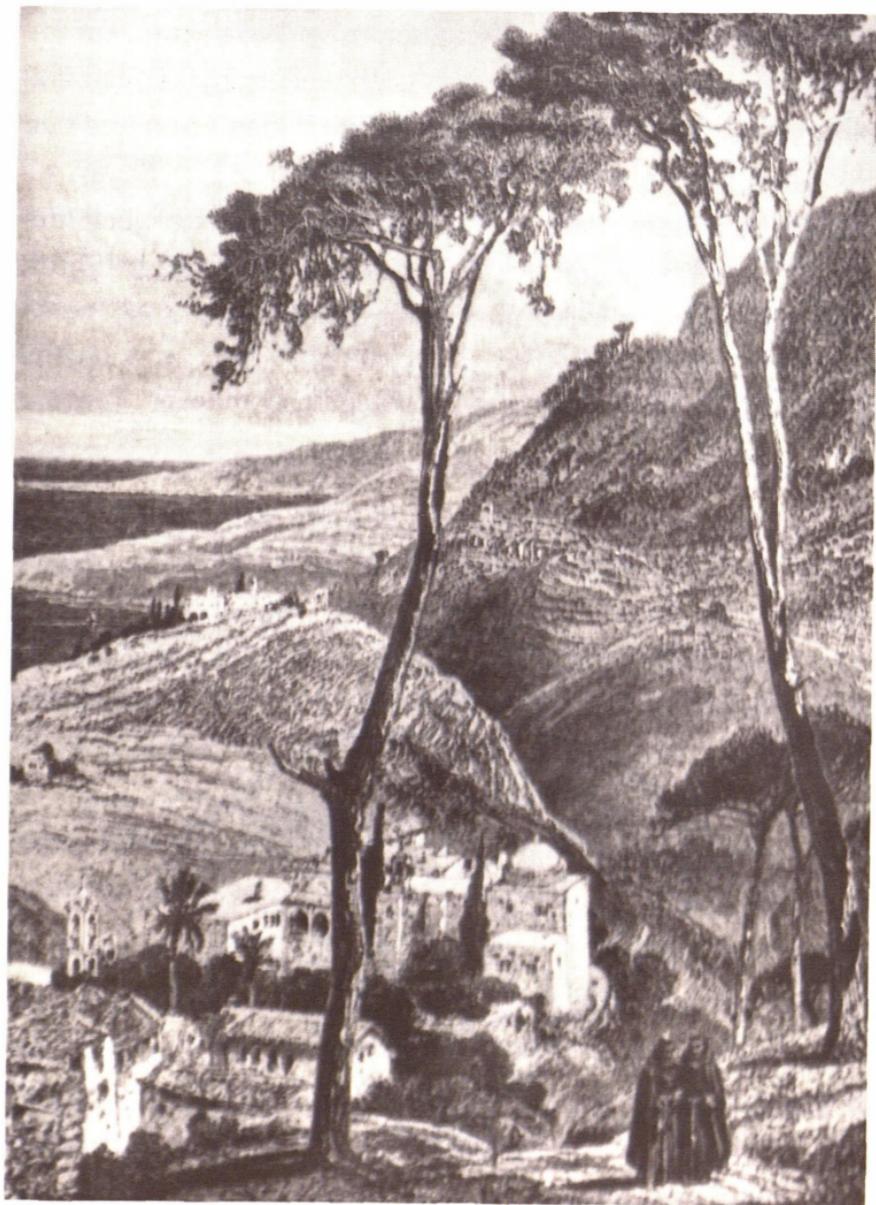
Es gehörte zu unserer Ausbildung und Erfahrung als Missionare unter Moslems, daß wir sowohl von liberalen als auch von fundamentalistisch gesinnten Christen angegriffen wurden. Den einen waren wir zu fromm und zu fanatisch, die anderen aber sahen in uns Anfänger im Glauben, die noch nicht in die letzte Tiefe der Erkenntnis vorgedrungen waren. Wir aber bemühten uns, die Moslems zu verstehen und ihre Sprache zu lernen, um ihnen das Evangelium recht weitersagen zu können.

Bevor unser dritter Sohn, Peter, im November 1954 ebenfalls noch in Ravensburg geboren wurde, litt meine Frau an Depressionen, die sich jedoch lichteten, als sie einer Seelsorgerin eine okkulte Belastung aus ihrer Jugendzeit gebeichtet und mit ihr gebetet hatte.

Als wir uns zur Ausreise in den Libanon rüsteten, schenkte uns die Jugendgruppe der 15-18jährigen in Ravensburg zum Abschied „Das Handwörterbuch des Islam“ von Wensinck und Kramers, Verlag E. J. Brill/Leiden, das wir in der Zwischenzeit als „Shorter

Encyclopaedia of Islam“ in englischer Sprache schon oft an unsere Mitarbeiter in Afrika und Asien weitergegeben haben. Dieses Buch bietet eine gute Einführung in den Islam und hat uns geholfen, Antworten des Evangeliums auf den Koran zu finden. Der Herr hatte für uns gesorgt - gerade auch für unsere geistig-geistliche Zurüstung zum Dienst unter Moslems - bevor wir ihn überhaupt gebeten hatten.





Die Berge des Libanon steigen in Jouniyeh
steil von der Küste des Mittelmeers auf



II
Bewahrungen
und Erfahrungen
mit Christus
im Libanon
(1955-1976)



Hineinwachsen in eine neue Kultur

Aussendung in den Libanon und Ankunft in Beirut

Am Sonntag, den 16. März 1955, wurden wir für unseren Dienst im Libanon in der Rämismühle bei Winterthur eingesegnet und ausgesandt. Die Evangelische Karmelmission ist ein Verband, der seine Heimatgemeinden seit ihrer Gründung in der Schweiz und in Deutschland hat. Heute tragen auch Gebetsfreunde in Österreich und im Elsaß die wachsenden Aufgaben mit.

Bei der Aussendung hielt der schweizer Prediger Mischler die Predigt. Die drei Hauptverantwortlichen der Mission wählten Kernworte aus der Bibel als Leitworte für unseren zukünftigen Dienst aus.

Missionar Fritz Heinrici sprach aus der Erfahrung vielfältiger Demütigungen und des Leidens auf dem Missionsfeld: **„Der Herr wird für euch streiten, und ihr werdet stille sein“** (2. Mose 14,14).

Der Vorsitzende, Wilhelm Sziel, bekannte: **„Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“** (1. Joh. 5,4).

Pfarrer Gustav Adolf Francke aus Uster in der Schweiz verhiess: **„Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln**

und nicht müde werden“ (Jes. 40,31).

In der Aussendungsfeier wurden außerdem die Schwestern Elisabeth Heinrici und Waltraud Grunert vom Deutschen-Frauen-Missions-Gebetsbund (D.F.M.G.B.) unter Handauflegung und Gebet der anwesenden Gemeinde in den Libanon ausgesandt.

Auf dem Bahnhof in Zürich blies Ernst Fuhr aus Reutlingen auf seinem Flügelhorn ein Abschiedslied, das die Bahnhofshalle mit Gottes Lob erfüllte.

Frau Gertrud Wassermann berichtet:

„Nachdem am Sonntag, den 16. März 1955, unsere Aussendungsfeier in der Rämismühle stattgefunden hatte, machten wir uns am 17. März reisefertig. Unsere Familie fand im Volkswagen von Ernst Fuhr aus Reutlingen Platz. Eine kleine Gruppe war gekommen, um Abschied zu nehmen: Sziels, Schmiedinghoffs und Heinricis von der Karmelmission, Frau von Dewitz vom D.F.M.G.B. und Fuhrs von Reutlingen. Schwester Waltraud Grunert, begleitet von ihrer Mutter und ihren Geschwistern, war ins Auto der Rämismühle eingestiegen. Da stimmten die Zurückbleibenden das Lied von Christian Gottlob Barth an:

*„Zieht fröhlich hinaus zum heiligen Krieg,
durch Nacht und durch Graus erglänzet der Sieg.
Ob Wetter auch toben, erschreckt nur nicht!
Blickt immer nach oben: Bei Jesus ist Licht.“*

Bei strömendem Regen fuhren wir, begleitet von den Gebeten der Geschwister, ab. In Zürich bestiegen wir den Zug, der uns nach Genua bringen sollte. Unser knapp vier Monate alter Peter war in der Tragetasche auf dem Sitz

untergebracht. Christoph (vier Jahre alt) und Wilfried (zwei Jahre alt) sicherten sich die Fensterplätze in unserem Abteil. Bis zum Gotthard-Tunnel regnete es in Strömen. Als wir dann bei Airolo den Tunnel verließen, begrüßte uns strahlender Sonnenschein.

In Genua fanden wir Unterkunft im „Hotel Famiglia“. Zu unserem Erstaunen waren die Leintücher der Betten mit kleinen, eisernen Ketten an den Wänden festgemacht. In der schweren Nachkriegszeit waren wohl des öfteren die Leintücher von den Gästen mitgenommen worden. Wir waren dankbar, daß wir ein Bett hatten und schliefen getrost.

Der nächste Tag brachte wegen unseres umfangreichen Gepäcks manche Lauferei. Wir hatten es schon 14 Tage vorher abgesandt. Am Abend gingen wir noch ein wenig in den nahegelegenen Parkanlagen spazieren. Plötzlich knickte mein linker Fuß auf einem Stein um. Ich hatte eine Verstauchung, deren Schmerz mir fast den Atem nahm. Mir fuhr blitzartig der Gedanke durch den Kopf: Das war der Teufel! Ich versuchte aufzutreten, und im Blick nach oben hinkte ich getrost bis zum Hotel.

Am Morgen des 19. März, unserem Abreisetag nach Beirut, erwachte ich vom Schreien unseres Babys. Ein Blick auf den Wecker: erst fünf Uhr! Ein bißchen früh für die erste Mahlzeit! Die anderen schliefen noch. Um Peter zu beruhigen, wollte ich aufstehen und merkte erst jetzt, daß der linke Fuß dick angeschwollen war und ich mit ihm nicht auftreten konnte. Was tun? Ich legte mich ins Bett zurück und betete: „Lieber Herr Jesus, wir sind um deines Namens willen unterwegs. Du hörst, daß unser kleiner Peter schreit

und seine Mahlzeit braucht. Und ich kann nicht mit dem verstauchten Fuß auftreten: Auf dich allein bin ich geworfen. Bitte hilf, daß ich wieder auftreten kann, denn du weißt, daß wir heute auf das Schiff müssen.“

Das Losungsbüchlein lag auf dem Nachttisch. Ich nahm es, um zu lesen, welches Wort für unseren Abreisetag darin stand. Die Losung war aus Jesaja 38,14: **Herr, ich leide Not, lindere mir's!**

„Ja“, seufzte ich im Innern, „Herr du weißt es, daß auch ich Not leide. Bitte hilf mir!“

Der Lehrtext stammte aus Apostelgeschichte 9,34, wo Petrus spricht: **„Äneas, Jesus Christus macht dich gesund; stehe auf und mache dir selber das Bett! Und alsbald stand er auf.“**

Das empfand ich als eine persönliche Aufforderung für mich selbst und stand auf - und siehe da: Ich konnte auftreten! Es war inzwischen hell geworden. Jetzt erst sah ich, daß mein linker Fuß um den Knöchel nicht nur dick angeschwollen, sondern auch blau, rot und schwarz verfärbt war.

Doch ich konnte gehen und das Kind versorgen. Bald wachte auch die übrige Familie auf. Noch vor dem Frühstück kam Schwester Waltraud und sah die Bescherung. Sie bot sich sofort an, aus der Apotheke eine elastische Binde zu holen. Sie fand in der Nähe eine Apotheke, die schon geöffnet hatte, und brachte einen fachgerechten Verband an. Nun konnte ich die Schuhe anziehen und besser auftreten.

Als wir gepackt hatten, war es Zeit zum Mittagessen.

Dann mußten wir zum Zoll am Hafen, um amtlich alles mit unserem Gepäck abzuwickeln und sicher zu sein, daß es auch im Bauch unseres Schiffes „ESPERIA“ landete. Wir standen vier Stunden am Zoll bis alles abgefertigt war. Am Abend war es dann endlich so weit, daß wir an Bord der ESPERIA gehen konnten.

Als wir den Gang zu den Kabinen entlang schritten, durchfuhr es mich plötzlich: Komisch, mein Fuß tut gar nicht mehr weh! Aber mit drei kleinen Kindern hat man als Mutter kaum Zeit, an sich selbst zu denken. Wir bezogen die Kabine. Dann schlug der Gong zum Abendessen. Es dauerte ziemlich lange. Anschließend war es höchste Zeit, die Kinder ins Bett zu bringen. Erst um 23 Uhr konnte ich die Binde vom Fuß abnehmen. Ich traute meinen Augen nicht: Der Fuß war völlig normal. Alle Verfärbungen waren verschwunden, nichts war mehr geschwollen. Ich konnte den Fuß biegen, wie ich wollte, er schmerzte nicht mehr. Uns wurde klar, daß der Herr eingegriffen hatte. Wir lobten und dankten ihm, daß er viel mehr getan hatte, als ich erbeten hatte. Meine Bitte war nur gewesen, daß ich wieder auftreten könne. Das Ganze war für uns eine enorme Glaubensstärkung, auch im Blick auf das, was vor uns lag. Das Meer war spiegelglatt. Nicht eine einzige Welle zeigte sich während der fünftägigen Überfahrt. Der Herr verläßt die Seinen nicht, denn seine Verheißung: „**Siehe ich bin bei euch alle Tage**“ ist genug für uns. Mehr brauchen wir nicht. Ihm sei Preis und Dank!“

(Ende des Berichtes von Frau Gertrud Wassermann).

In Alexandrien drängten die ägyptischen Händler mit ihren Booten heran und erkletterten über Strickleitern das Schiff. Wir fuhren mit einer Pferdekutsche zum Palast des am 23. Juli 1952 gestürzten Königs Faruk. Ein neues Zeitalter im Nahen Osten - der islamische Sozialismus - hatte begonnen. Bei der Rückfahrt lernte ich mein erstes arabisches Wort aus dem Alltagsleben. Der Kutscher rief ständig in das Menschengewühl vor uns: „Ooah! Jaminak!“ Das heißt: „Paß auf! Geh' rechts!“ So wurde ihm Platz gemacht zum Überholen.

Die Höhen des Libanon waren bei unserer Ankunft am 24. März 1955 in Dunst gehüllt. Am Kai warteten Herr und Frau Spangenberg, die Schwestern Lisa Klahm, Ottilie Blunck, Marta Schreiber und der Vorsitzende des Lokalkomitees, Herr Friedlieb, ein Judenchrist, der die Bibelgesellschaft in Beirut leitete. Er hatte in der Zwischenzeit aus dem Bericht des Vorstandes erfahren, daß das Erholungsheim in Broumana nicht gekauft werden konnte. So begrüßte er uns, nachdem wir das Fallreep hinabgestiegen waren, mit den Worten: „Sie können gleich wieder umkehren und nach Europa zurückfahren. Wir haben keine Aufgabe für Sie im Libanon! Arabisch können Ausländer sowieso nie richtig lernen!“ Nun, wir begrüßten ihn und die übrigen Missionsgeschwister dennoch herzlich und bedankten uns für den Empfang.

Im Zollgebäude sollten wir auf eine weitere Probe gestellt werden. Wir hatten drei kleine Kinder bei uns, die nach der langen Reise zur Ruhe kommen sollten. Die Zollbeamten aber fertigten die anderen Passagiere zuerst ab. Vielleicht

hatten sie ihnen ein Bakschisch zugeschoben. Als ich einen der Zöllner drängte, uns doch um unserer Kleinkinder willen schnell abzufertigen, blickte er mich lächelnd an, streckte mir seine Hand entgegen, Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger zu einer kleinen Pyramide erhoben, und wippte sie vor mir in einer unnachahmlichen Weise. Das hieß: Langsam, langsam! Geduld, Geduld! Ich hatte meine zweite Lektion in der ersten Stunde im Libanon empfangen. Im Orient laufen die Uhren anders als in Europa.

Die dritte Lektion bekamen wir im Haus unseres arabischen Evangelisten Ibrahim Douany, der uns zum Mittagessen eingeladen hatte. Er eröffnete mir: „Ich kannte deine Frau schon, als sie noch im Bauch ihrer Mutter war. Ihre Mutter war eine gütige, hilfsbereite Frau. Paß auf deine Frau gut auf! Ich wünsche dir, daß du stets dem Stöckelabsatz am Schuh einer Dame gleichst, sowie der Schnauze eines Hundes.“ Ich blickte den väterlichen Freund lächelnd an und sagte: „Du mußt uns helfen, deine Bildersprache zu verstehen. Wir sind noch fremd im Orient.“ Er erwiderte: „Man braucht keinen Verstand, um solche Gleichnisse zu verstehen, nur einen Sinn für Realität. Der dünne Absatz am Stöckelschuh einer Frau besteht aus einem Eisenstift, auf dem das ganze Gewicht des Körpers ruht. Deshalb glänzt dieser Stift am unteren Ende ständig. Das ist es, was ich euch wünsche, daß ihr in der Freude Christi glänzt, je mehr ihr unter Druck geraten werdet. Und das zweite Gleichnis ist auch kein Geheimnis. Ein Hund hat immer eine feuchte Schnauze. Je schneller er springt, desto kühler wird sie durch die Verdunstung, und das trotz der Hitze. So wünsche ich

euch, daß ihr kühl und gelassen bleibt, je mehr ihr laufen und arbeiten müßt und die Nerven nicht verliert, wenn ihr müde werdet. Der Geist Christi möge euch in allen Lebenslagen im Frieden bewahren.“ Damit hatten wir unsere arabische Salbung empfangen.

Da das Erholungsheim in den Bergen, das wir übernehmen sollten, nicht gekauft werden konnte, wurden wir in die leerstehende Wohnung eines unserer arabischen Evangelisten, Iskander Tleel, nach Jemelije, einem Dorf in den Hügeln bei Sidon, beordert. Bruder Ibrahim meinte zwar, dies sei eine Abschiebung ins Abseits und suchte mit uns eine Wohnung in dem Beiruter Vorort Hadath. Der Feldleiter der Karmelmission, Martin Spangenberg, aber meinte: „Es ist eine Sünde, etwas anderes zu denken als das Komitee beschlossen hat.“ Ich wandte ein, schon Martin Luther habe festgestellt, daß auch Konzilien irren könnten. Darauf erhielt ich keine Antwort.

Im Bergdorf Jemelije

Wir zogen am 5. April 1955 um des lieben Friedens willen in das Bergdorf Jemelije, wo es weder fließendes Wasser noch elektrischen Strom noch eine geteerte Straße gab. Nur früh am Morgen holperte ein klappriger Bus über den rauen Feldweg und kehrte abends vollbeladen zurück. Ansonsten waren wir um 100 oder gar 200 Jahre in die Vergangenheit versetzt worden.

In dem Haus, das wir bewohnten, existierte eine Zisterne für etwa zehn Kubikmeter Regenwasser. In Europa würde der Inhalt für eine Familie mit drei Kindern bei sparsamem

Verbrauch knapp einen Monat lang reichen. Als wir aber nach zwei Monaten einen Tankwagen voll Flußwasser kommen ließen, um die Zisterne wieder zu füllen, meinten einige Dorfbewohner: „Was müssen die Deutschen schmutzig sein, daß sie so viel Wasser brauchen.“

Als wir mit dem Abwasser prächtige Blumen in der starken Sonne des Orients hochzogen, meinte ein Besucher angesichts unserer großen Zinien: „Wenn ihr die verkauft, bekommt ihr für jede etwa eine Mark.“ Wir schauten den Mann verständnislos an, denn wir hatten die Blumen um ihrer Schönheit willen großgezogen. Wir wollten dem brachliegenden Garten etwas Farbe verleihen. Er aber sah nur das Geld, das man damit verdienen konnte. Die Blumen selbst nahm er nicht wahr. Gärten im Orient sind meistens Fruchtgärten, keine Zieranlagen. Das Paradies nennt nur fruchttragende Bäume, keine Blumen. Orientalen denken an Baumschulen und Plantagen, wenn sie von Gärten reden! Wir aber sehen Blumen, Wiesen und Laubbäume vor uns. Wir suchen die Schönheit, der Semit sucht die Frucht. Wir bleiben oft beim Augenschein hängen, der Orientale will das Ergebnis in der Hand haben. Paulus spricht nicht von Blumen und Blüten, sondern von Früchten des Geistes.

Meine Frau hatte den Vorteil, daß sie von Kindheit an Arabisch sprach. Unsere Buben plapperten den Nachbarskindern innerhalb weniger Tage den Dialekt des Dorfes nach. Mein Arabischlehrer aber konnte weder Deutsch noch Englisch, nur etwas Französisch. Das war mir wiederum fremd. So blieb mir nichts anderes übrig, als per Zeichensprache und mit Bilderbüchern Buchstaben,

Worte und Sätze zu lernen. Ich ließ mir die Lautwerte für jeden Buchstaben entsprechend der Stellung des Wortes im Satz in den Mund schleifen. Nach einem Monat hatte ich das arabische Alphabet sowohl schriftlich als auch mündlich begriffen.

Dann begann das Umdenken. Im Arabischen gibt es kein Neutrum, keine sächliche Form, nur zwei Grundformen: männlich und weiblich. Ein objektives Denken ist deshalb kaum möglich, alles ist stets personbezogen. Außerdem liegt der Resonanzboden der meisten arabischen Laute im Brustkorb und nicht im Schädel wie bei den indogermanischen Sprachen. Vielleicht empfinden deshalb viele Araber mehr intuitiv mit dem Herzen als rational mit dem Kopf. Dazu gibt es nur zwei Hauptzeiten für das Verb, eine Gegenwart, die die Zukunft umschließt und eine Vergangenheit, die alles Abgeschlossene ausdrückt. Die differenzierte Kasuistik der Indogermanen ist den Semiten fremd. Die Hilfsverben, die das Tempo und das verantwortliche Denken in unserer Sprache bestimmen, fallen im Orient meistens weg. Man sagt nicht: „Ich möchte weggehen“, sondern „ich gehe weg“. Ein neues Empfinden und Verständnis für das andersartige Lebensgefühl zieht mit dem Erlernen des Arabischen in unser Denken ein. In der arabischen Sprache gibt es kein spezielles Wort für „warum“, nur für „wozu“ oder eine vage Umschreibung „aus welchem Grund“. Das bedeutet, daß dem semitischen Denken die Ursache eines Geschehens in Allah verborgen bleibt und nicht erfragt werden kann. Vielmehr wendet sich der Mensch dem Zweck seines Daseins zu. Der faustische

Aufruhr des rationalistisch Denkenden ist im Orient schon im Ansatz gebrochen. Übrig bleibt ein lähmender Fatalismus oder die Jagd nach Geld und Macht.

Wer eine Sprache außerhalb des indogermanischen Sprachraums lernt, muß umdenken. Er tritt in eine andere Kultur ein. Jesus sagte nicht: Aus dem Kopf kommen arge Gedanken, sondern: aus dem Herzen (vgl. Mt. 15,18). Paulus nannte das Kreuz für die Griechen eine Torheit, für die Juden aber ein Ärgernis. Die Indogermanen denken viel und wollen alles mit ihrem Verstand ergründen. Die Semiten sehen mit ihrem Herzen und fühlen mehr, als sie denken. Deshalb ist ihre Sprache nicht in erster Linie logisch im europäischen Sinn, sondern emotional, und wird meist durch die Wahl der Worte differenziert, nicht zuerst durch die grammatikalische Fixierung des Verbs. Wer den Islam verstehen will, muß nicht nur den Koran exegesieren oder thematisch ordnen lernen, sondern intuitiv spüren und vergleichen, was Muhammad meinte und wollte.

Auf diese Weise kamen wir im Dorf der arabischen Mentalität näher, als es in der Stadt möglich gewesen wäre. Wir danken dem Herrn Jesus, daß er uns gegen unseren Willen zuerst in ein einfaches Dorf führte und nicht in eine überfüllte Großstadt.

Meine Frau zog mit ihrem Arzneikorb von Haus zu Haus und half Wunden verbinden. Häuser und Herzen öffneten sich ihr schnell. Unsere Kinder spielten barfuß mit den anderen Dorfkindern. Uns wurde beinahe schlecht, als ein junger Mann eine zwei Meter lange schwarze Schlange aus den Dornen vor unserem Haus hervorzog. Als wir eines

Abends unseren Kindern beim flackernden Licht einer Petroleumlampe eine Geschichte erzählten, krabbelte plötzlich ein Skorpion mit erhobenem Giftstachel unter den nackten Füßen unserer Jungen hindurch. Ein vorsichtiger Tritt mit dem Schuh betäubte das Tier, das in ein Glas mit Spiritus gelegt, später einem Biologielehrer in Leutkirch im Allgäu beim Anschauungsunterricht gute Dienste leistete. Der Herr hat uns vor Vierundvierzigfüßlern, Ratten und Schlangen bewahrt, nur die Kakerlaken begleiteten uns in jedes Haus und die Schakale heulten nachts vor den Fenstern.

Als wir eines Tages den Bürgermeister unseres Dorfes besuchten und an der Wand die Bilder von Kaiser Wilhelm II. und seiner Frau in glanzvoller Uniform hängen sahen, ahnten wir etwas von der Verbundenheit der Araber mit den Deutschen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Der alte Bürgermeister fragte uns vorsichtig: „Lebt er noch?“ Die Zeit des Dritten Reiches war nicht so tief in sein Bewußtsein eingedrungen wie der alte Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin, die im Oktober 1898 den Nahen Osten und Jerusalem bereist hatten.

Während eines weiteren Besuches im Haus des Bürgermeisters meldete ein Bauer die Geburt seiner Tochter an, die schon drei Jahre alt war. Als Geburtstag wurde das Anmeldedatum in die amtlichen Bücher eingetragen. Als der Bauer gegangen war, fragte ich den Bürgermeister unter vier Augen, ob das nicht eine Fälschung der Papiere sei und eine Handlung gegen sein Gewissen? Da lachte der Alte und sagte: „Natürlich müßte ich den Bauern

bestrafen und von ihm ein Bußgeld von etwa 20 DM verlangen, weil er seine Tochter drei Jahre zu spät angemeldet hat; aber dann hätte ich für immer einen Feind im Dorf. Was ist wichtiger: der Friede untereinander oder eine jüngere Tochter zu haben? Sie bekommt einmal leichter einen Mann, wenn sie etwas später geboren ist. Ich habe ihr also bis in die ferne Zukunft hinein geholfen. Außerdem ist es nicht wichtig, wann ein Mensch geboren worden ist, sondern daß er lebt und da ist. Das genaue Geburtsdatum ist bei uns im Orient nicht wichtig.“

Ich mußte mehrmals schlucken und begreifen, daß amtliche Papiere im Nahen Osten unzuverlässig sind und begann zu ahnen, daß das Verhältnis der Menschen untereinander im Orient wichtiger ist als irgendeine abgestempelte Bescheinigung.

Unser Nachbar Michel, der einige Jahre lang als Physiker und Flugzeugkonstrukteur bei einer großen Firma in Kalifornien gearbeitet hatte, dann aber mit einem ausreichenden finanziellen Polster wieder aus dem kalten herzlosen Westen in den in sich ruhenden Nahen Osten zurückgekehrt war, erzählte uns, wie er zwei moslemische Bauern aus einem Nachbardorf auf ihren Eseln an seinem Haus vorbeireiten sah. Beide diskutierten eine Grundsatzfrage ihres Alltags. „Was denkst du“, fragte der eine den anderen: „Was ist mehr wert: Meine Frau oder mein Esel?“ Der andere dachte eine Weile nach und erwiderte: „Ich denke, mein Esel, denn meine Frau könnte mich nicht von dem zehn Kilometer entfernten Sidon in die Berge herauf tragen.“ Hier zeigt sich der tiefe Graben

zwischen arabischen Christen und arabischen Moslems. Die Christen halten an der Einehe fest, die Moslems am Recht zur Polygamie. Bei den Christen ist die Frau ihrem Mann ebenbürtig und bestimmt zuweilen auf dem Dorf den Ton im Haus. Bei den Moslems erreicht eine Frau nur die Hälfte des Wertes ihres Mannes, da vor einem islamischen Gericht das Zeugnis zweier Frauen dem eines Mannes entspricht. Auch die Erbregelungen bestätigen das (Sure 4,11). Wir sollten deshalb nie vergessen, daß nicht alle Araber Moslems sind. Zehn Prozent von ihnen sind Christen, die an den Geboten Christi und seinen Verheißungen festhalten, so daß sie in einer anderen Kultur als die Moslems leben.

Der Aufenthalt im Dorf Jemelije mit Saat und Ernte, Hochzeit und Beerdigung, Okkultismus und Gemeinschaftssinn weckte in uns ein Verständnis für die arabische Welt, wie wir es in der Stadt wohl nie bekommen hätten. Als mir wegen Schul- und Transportschwierigkeiten im Dorf einmal beinahe der Kragen platzte, sagte Schwester Ottilie Blunck, die im Nachbardorf stationiert war, in aller Ruhe zu mir: „Wenn es Ihnen hier nicht gefällt, gehen Sie doch wieder nach Europa zurück. Wenn Sie aber von Jesus berufen sind, bleiben Sie hier. Er hat dann die Verantwortung für den Gang der Dinge übernommen.“ - Nun, wir blieben da.

Diese Missionarin wohnte in Majdalona und hatte mit einigen Mädchen eine Nähsschule begonnen, aus der später die Grund- und Mittelschule von Schwester Irmgard Klabunde und Dorle Beck hervorging.

Die Schwestern fuhren eines Tages mit uns zu dem

blinden Pfarrer Khaleel Gabriel, der mit einer Deutschen aus Stuttgart verheiratet war. Beide lebten als Palästinaflüchtlinge in großer Armut, waren jedoch getrost in Christus und erfuhren seine treue Fürsorge. Sie seufzten nie und baten nie um Gaben, nicht einmal andeutungsweise. Als wir den blinden Patriarchen besuchten, stellte er uns die Frage: „Haben Sie Ihre Schiffe hinter sich verbrannt?“ Ich erwiderte, ich besäße keine Schiffe, die ich verbrennen könnte. Da meinte er: „Früher fuhren indonesische Missionare in ihren Einbäumen mit Auslegern auf fremde Inseln. Ihre erste Tat bestand darin, daß sie nach ihrer Landung ihre Einbäume verbrannten, damit sie auch in extremster Not nicht mehr an die Rückkehr denken oder den Schwierigkeiten ausweichen konnten. Sie hatten sich den Rückweg bewußt abgeschnitten und wollten unter allen Umständen bleiben. Der blinde Evangelist fragte nochmals: „Haben Sie Ihre Boote hinter sich verbrannt?“ Nach einigem Zögern antworteten wir mit einem klaren „Ja“.

Begegnungen und Bewahrungen in Beirut

Nach sechsmonatigem Aufenthalt im Bergdorf Jemelije zogen wir nach Beirut, damit Christoph, unser Ältester, der inzwischen fünf Jahre alt geworden war, den arabisch-englischen Kindergarten einer baptistischen Missionsschule im Stadtteil Moussaitbeh besuchen konnte. Das war für ihn keine leichte Umstellung. Die Kindergärten im Libanon sind nicht in erster Linie zum Spielen eingerichtet, sondern um das arabische und englische Alphabet und die dazu gehörenden Zahlen zu lernen. Nur wer ganze Sätze in

beiden Sprachen lesen, schreiben und verstehen konnte, wurde in die Grundschule aufgenommen. Für arabische Kinder ist das kein großes Problem. Für Kinder von Ausländern bedeutet das eine immense Zumutung. Christoph wollte eines Nachts im Schlaf zum Fenster hinaussteigen. Meine Frau hörte ihn und konnte ihn im letzten Augenblick wieder ins Bett zurückbringen.

Unsere Kinder, im Bergdorf Jemelije an eine große Freiheit gewohnt, mußten in Beirut lernen, auf dem Balkon unserer Wohnung zu leben. Da in den Straßen dieser Großstadt jährlich etwa 100 Jungen entführt wurden, mußten wir diese Einschränkung durchführen. Eines Tages flogen Steine gegen unsere Fenster. Als wir uns nach der Ursache erkundigten, hörten wir, unsere Buben hätten arabische Flüche zu den Straßenkindern hinuntergerufen. Weder unsere Kinder noch wir hatten eine Ahnung gehabt, was diese Worte bedeuteten. Wir konnten den aufgebracht Nachbarn erklären, daß unsere Jungen diese Ausdrücke nicht von uns, sondern von ihren eigenen Kindern gehört und sie ihnen nachgesprochen hatten und daß wir nicht wußten, was diese Worte bedeuteten. Erst das Wörterbuch gab uns Aufschluß.

Das weißgetünchte Flachdach des Hauses war gelegentlich ein Spielplatz, wo Papierdrachen bei starkem Seewind ins Blaue aufsteigen konnten. Von diesem Flachdach wurde uns einmal kurz vor Weihnachten eine Zypresse gestohlen, die wir auf dem Markt erworben hatten, um sie als Christbaum aufzustellen.

Beirut war damals eine attraktive, schöne Stadt. Sie ragt

auf einer Halbinsel ins blaue Mittelmeer hinein und zieht sich kilometerweit an den Hängen des Libanon empor. Das Gebirge selbst steigt bis 3000 Meter hoch an. Im Winter liegt oben meterhoher Schnee, während unten an der Küste die Orangen reifen und gleichzeitig die Blüten der neuen Ernte ihren betäubenden Duft ausströmen. Ein Besucher schrieb einmal überschwenglich: Beirut noch einmal sehen - und dann sterben!

Um die Stadt herum gab es jedoch damals schon eine wachsende Zahl von Wellblechhütten. In ihnen hausten Dorfbewohner, die in der „großen Stadt“ ihr Glück versuchen wollten. Daneben befanden sich die Zeltstädte der Palästinaflüchtlinge, die zu Hunderttausenden in den liberalen und kaum bewachten Libanon eingesickert waren.

Eine meiner Aufgaben bestand darin, Auwad in Schattila, einem der Flüchtlingslager, zu besuchen. Es war jedesmal ein Spießrutenlaufen, wenn ich als junger Europäer an den herumsitzenden arbeitslosen Palästinensern vorbei in das Zelt unseres Freundes ging.

Auwad war der Sohn einer Armenierin, die nach dem Ersten Weltkrieg vor den Massakern aus der Türkei nach Syrien geflohen war. Sie wurde von einem palästinensischen Moslem freiwillig oder gezwungen geheiratet. Dieser starb jedoch bald. Später verhalfen die Engländer der jungen Frau zur Flucht in die USA, wo ihr armenischer Verlobter lebte. Der Junge aber mußte verschwiegen werden und blieb bei seinem arabischen Großvater zurück. Der Evangelist Iskander Tleel fand ihn, brachte ihn zur Familie Heinrici nach Haifa, die ihm in einem Nebenraum eine Bleibe

einrichtete. Seither ist sein Leben mit der Karmelmission verflochten.

Ich besuchte Auwad einmal wöchentlich im Flüchtlingslager und las mit ihm und seinen Besuchern in der Bibel. Das waren verwegene Männer, die mit ihren bis zur Nase hochgebundenen „Terroristenschals“ zuhörten und mich kritisch beäugten. Die Situation bekam ihre Pointe durch eine Ratte, die unbekümmert auf einer Querstange im Dach des Zelttes hin und her wanderte. Ihr herabhängender Schwanz verriet ihren jeweiligen Standort. Kritische politische Fragen wurden immer wieder, mitten in die biblische Besinnung hinein, gestellt. Keiner glaubte, daß es mir „nur“ um Gott ginge. Die meisten dachten, ich sei ein Spion, der sich mit frommen Worten einführen wolle. Selbst der Bürgermeister des Lagers erschien, um zu begutachten, was für ein Fremder hier sein Unwesen treibe. Im Lauf der Unterhaltung wurde bekannt, daß der Bruder meiner Frau von einem Flugzeug der Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg mit einem Spezialauftrag per Fallschirm über Palästina abgesetzt worden war und ausgerechnet bei Bekannten des Bürgermeisters monatelang Unterschlupf gefunden hatte. Nach solcher für ihn zufriedenstellenden Prüfung meiner Identität lösten sich auch die Schals von den Gesichtern der Anwesenden, und eine normale Unterhaltung wurde möglich.

Am Himmelfahrtstag besuchten wir einen verantwortlichen Moslembruder in seiner Hütte. Er hatte einen dichten schwarzen Vollbart und blickte mich, den Ungläubigen, finster an. Ich gratulierte ihm freundlich, daß

wir an diesem Tag gemeinsam ein Fest feiern könnten. Er brummte zurück: „Wir haben kein gemeinsames Fest!“ Ich antwortete ihm: „Der Koran sagt aber, daß Christus zu Gott aufgefahren ist und lebt.“ Der Bärtige entgegnete: „Das steht nicht im Koran!“ Ich sagte: „Schlag Sure 3,56 auf, dann kannst du es mit eigenen Augen lesen.“ Widerwillig holte er seinen Koran vom Bücherbrett, schlug auf und wurde still. Er kannte den Koran von Kindheit an auswendig, hatte aber noch nie bedacht, daß da steht: Allah hat Christus zu sich emporgehoben. Ich sah, wie es in seinem Gesicht arbeitete. Er begriff mit einem Schlag: Jesus lebt! Muhammad ist tot! Wer Jesus folgt, folgt der Religion des Lebens. Wer Muhammad folgt, geht in den Tod. Sein Gesicht wurde fahl. Er sprach jedoch kein Wort. Ich merkte nach einigen Minuten, daß es jetzt an der Zeit war zu gehen und sagte zum Abschied: „Wir scheinen doch ein gemeinsames Fest zu haben“ und ließ ihn allein.

Auwad geriet durch meine regelmäßigen Besuche in seinem Zelt und bei anderen Palästinaflüchtlingen in die Schußlinie der Fanatiker. Die Wasserzufuhr wurde ihm abgestellt, böse Blicke trafen ihn. Er bat mich, nicht mehr zu kommen, da jeder Besuch als politische Spionage ausgelegt werde. Mir dämmerte, daß Pionierrmission im alten Stil heute im Nahen Osten kaum noch möglich ist. Wir Europäer müssen ins zweite oder gar dritte Glied zurücktreten, dafür aber unsere arabischen Brüder schulen und sie ermutigen, den Dienst zu tun, den wir als Ausländer nicht mehr tun können.

Im Jahr 1958 erschütterte eine politische Krise den

Libanon, weil Gamal Abd al-Nasser Ägypten und Syrien zur Vereinigten Arabischen Republik (VAR) vereinigt hatte und beabsichtigte, auch den Libanon in seinen sozialistischen Einheitsstaat einzugliedern. Die Amerikaner kreuzten daraufhin mit einem Flugzeugträger vor Beirut, um den freiheitlichen Libanon zu schützen. Bei diesen Unruhen mußte Auwad vor der Rache der Moslems fliehen. Sein Körper war mit Krätze bedeckt, weil er sich im Flüchtlingslager nicht mehr waschen konnte. Wir besaßen damals im evangelischen Pfarrhaus der deutschen Gemeinde in Beirut die Möglichkeit, ihm Unterkunft zu gewähren und stellten ihm einen Waschkessel zur Verfügung, damit er seine Wäsche täglich kochen konnte. Nach langer Behandlung wurde er wieder gesund und konnte später als Lehrer an der Schule in Debayeh bei Schwester Marta Schreiber mitarbeiten.

Ich hatte verstanden, daß ich intensiv Arabisch und den Islam studieren mußte. Einige Stunden wöchentlich bei Privatlehrern halfen mir in meinem Selbststudium weiter. Ich bohrte mich in die arabischen Wortstämme hinein und paukte die semitische Grammatik. Nach etwa drei Jahren konnte ich mit Hilfe eines Lehrers den Kleinen Katechismus Brenz'scher Prägung in Arabisch vorlegen. Das Vokabular zum Auswendiglernen wuchs ins Uferlose. Eine bestimmte Stelle am Kopf, wo der Trigeminusnerv ins Innere des Gehirns abbiegt, glühte manchmal nach langem Pauken wie ein Warnlicht. Dann mußte eine Pause eingelegt werden.

Mit dem blinden Pfarrer Khalil Gabriel, den ich einmal wöchentlich in dem 40 km entfernten Abra bei Saida (Sidon)

besuchte, übersetzte ich das Buch von Otto Siegfried von Bibra „Die Bevollmächtigten des Christus“ ins Arabische. Der Blinde beherrschte als Lehrer und Pfarrer sieben Sprachen und meinte: „Arabisch ist eine Teufelssprache. Wenn man sie nicht ständig übt, verliert man rasch das Gespür für die Feinheiten. Außerdem sind alle Begriffe mit koranischen Inhalten gefüllt. Es bedarf eines Gegründetseins im Evangelium, um in dieser Sprache die befreiende Botschaft Jesu Christi weitergeben zu können.“

Ab und zu bat mich der Blinde, mit ihm Hausbesuche zu machen, wobei ich die Praxis der Dörfermission kennenlernte. Als er bereits halb gelähmt war, überraschte er mich einmal mit der Bitte: „Kannst du mir einen Lautsprecher (Megaphon) besorgen?“ Ich fragte ihn, was er damit anfangen wolle. Er sagte: „An regenfreien Tagen will ich mich auf das flache Dach meines Hauses tragen lassen. Wenn ich dann höre, daß jemand an meiner Hütte vorbei ins Tal hinabsteigt, will ich ihm zurufen: ‘Paß auf, daß es mit dir nicht auf dem Pfad der Sünde abwärts geht! Kehre um! Fliehe zu Jesus! Er gibt dir neues Leben und sichere Führung.’ Der Blinde fuhr fort: Und wenn ich höre, daß einer bergauf an meinem Haus vorbeigeht, will ich ihm zurufen: ‘Steigst du aufwärts in deinem Alltag? Ist der Himmel dein Ziel? Oder verbringst du deine Zeit mit Geldrafferei? Tu Buße! Lege alle deine Sünden ab und blicke auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens.’“

Mich hat die Bitte dieses blinden und halbgelähmten Mannes tief bewegt. Sehende mit gesunden Beinen und Händen bezeugen oft ihren Nachbarn und Freunden das

Evangelium nicht. Aber diesem Blinden, Halbgelähmten und Armen brennt das Wort Gottes so im Herzen, daß er es den Vorübergehenden zurufen wollte. Seine Bitte wurde für mich zu einem Bußruf.

In Beirut hatte ich zwei Jahre lang Gelegenheit, den Islam an der N.E.S.T. (Near East School for Theology) in Verbindung mit der A.U.B. (American University of Beirut) zu studieren. Zwei Begebenheiten sind mir dabei besonders eindrücklich gewesen. Mitten in einer Vorlesung unterbrach der kurdische Professor, Dr. Jusuf Schammas, der früher selbst Moslem gewesen war, seinen Unterricht, fixierte mich und sagte unvermittelt vor allen Studenten: „Sie haben es nicht nötig, stolz zu sein. Sie gehören einem starken und großen Volk an. Wir aber sind nichts, haben keine politische, keine kulturelle und keine wirtschaftliche Macht hinter uns. Deshalb müssen wir unsere Mängel mit Angeberei und Stolz bedecken.“ Nach diesem Exkurs fuhr er mit seiner Vorlesung fort, als ob nichts gewesen wäre. Ich aber lernte verstehen, daß Arroganz bei Angehörigen von Splittervölkern wie ein Pflaster Minderwertigkeitskomplexe bedeckten. Unser Sprichwort „Wer angibt, hat's nötig“, kann auch umgekehrt gesagt werden: „Wer's nötig hat, gibt an“, um sich wichtig zu machen.

Die zweite Begebenheit während meines Islamstudiums war der Kontakt mit dem heutigen Erzbischof der anglikanischen Kirche in Jerusalem, Kafaiti, der damals noch Theologiestudent war und bei den Vorlesungen neben mir saß. Er vertritt heute in seinem Amtssitz in Jerusalem die Linie der Palästinenser und will um des Friedens willen jede

Mission unter Moslems verhindern und christliche Aktivitäten in soziale Dienste umbiegen. Dabei war seine Tante Lehrerin an der Schule der Karmelmission in Haifa, und unser Evangelist Ibrahim Douany ein entfernter Verwandter von ihm. Bischof Kafaiti weiß, was wir tun, und kennt unsre Ziele. Die liberale Theologie hat seinen Charakter verändert. Sein anglikanisches Bischofsamt und seine Berater halten ihn vom Missionsauftrag Christi zurück.

In diesen Tagen kam eine erhebliche Versuchung auf uns zu. Einer unserer Mitarbeiter, Prediger Rady Hosh, war nach Munjara an der Nordgrenze des Libanon versetzt worden. Wir sollten zu seiner Unterstützung als Partner in Halba wohnen. Dort gab es keine englischsprachige Schule, sondern nur eine einfache arabische Regierungsschule. Zuerst bäumte sich alles in uns gegen diesen Plan auf. Wir mußten uns entscheiden, ob unsere drei Söhne von der europäischen Ausbildung ausgeschlossen und auf einem niedrigen Niveau in Halba bleiben sollten. Wir beteten viel und legten unsere Kinder auf den Opferaltar des Herrn nach dem Vorbild Abrahams. Wir überlegten auch, ob wir sie in ein Internat nach Deutschland oder im Libanon schicken sollten. Aber aus der Jugendarbeit wußten wir, daß ein intaktes, gläubiges Elternhaus die beste Schule des Lebens ist, die ein Mensch durchlaufen kann. Wir wußten auch, daß die Ausbildung der Kinder eine der Hauptursachen ist, daß viele Missionare frühzeitig das Missionsfeld wieder verlassen. Es gibt in Englisch eine Bibliographie, die allein die Titel der Bücher aufzeichnet, die zu diesem Thema geschrieben worden sind.

Als wir uns entschieden hatten, die Ausbildung unserer Kinder dem Missionsdienst in einer unterentwickelten Gegend zu opfern, zeigte es sich, daß der Herr dieses Opfer von uns nicht verlangte. Er wollte lediglich, daß wir uns von unserem Rationalismus und unserem europäischen Kulturstolz lösten, und unser Vertrauen allein auf ihn setzten. Der Plan zerschlug sich, weil der Prediger nicht lange in Munjara stationiert blieb. Er wurde nach Nabatije versetzt. Unsere Söhne konnten weiter in ihrer englisch-arabischen Missionsschule bleiben und sind heute als Diener des Herrn mit mehrsprachiger Ausbildung für ihn im Einsatz.

Im Beiruter Stadtteil Moussaitbeh lebten wir in einer einfachen Mietwohnung. Die Missionsleitung versorgte uns mit dem Nötigsten. Ein Auto oder einen Kühlschrank konnten wir uns in den ersten vier Jahren nicht leisten. Das brachte bei den chaotischen Verkehrsverhältnissen und der drückenden Hitze im Sommer wesentliche Einschränkungen mit sich. Dennoch blieb die Freude am Herrn unsere Stärke. Sein Schutz und seine Leitung zeigten sich immer wieder deutlich.

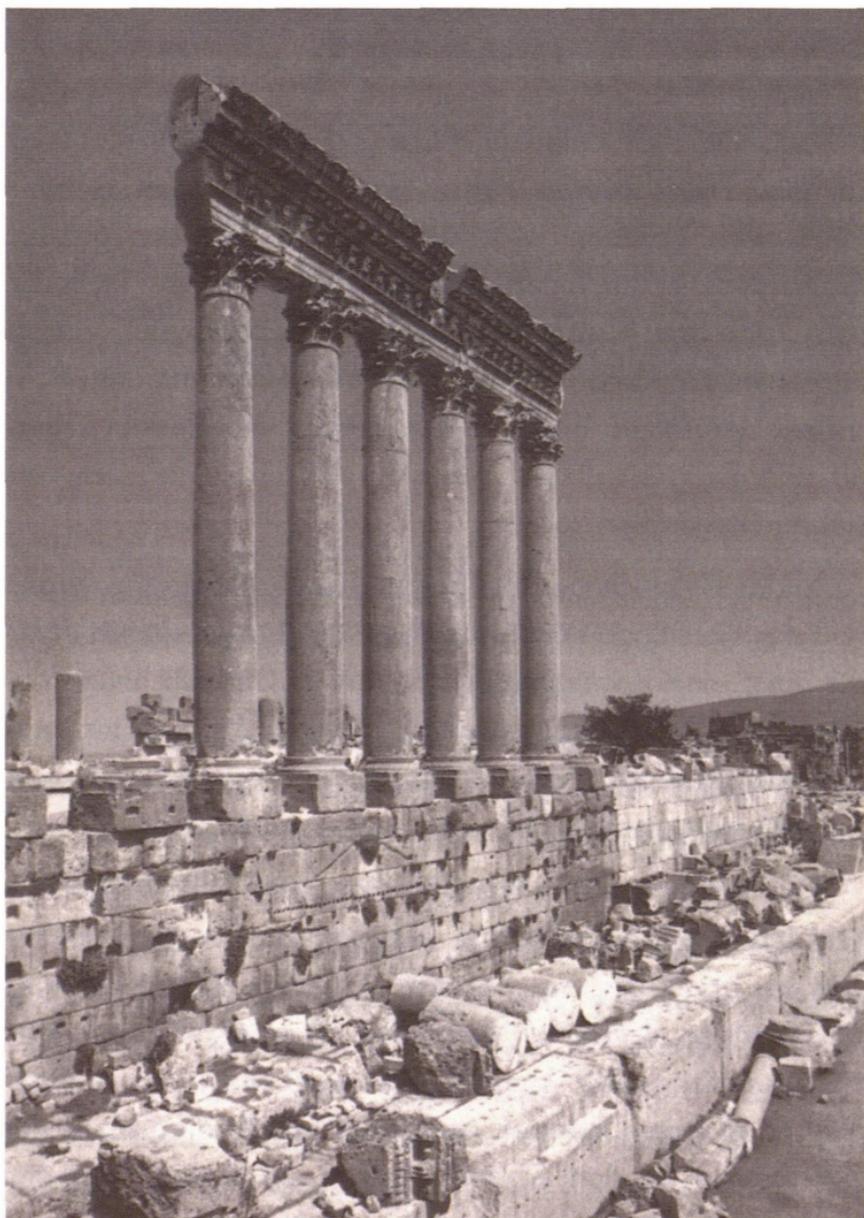
Eines Abends saßen wir in unserer Küche um den einfach gezimmerten Tisch. Plötzlich sagte Wilfried: „Papa, da unten am Boden krabbelt etwas!“ Als ich unter den Tisch blickte, sah ich, wie der lange haarige Fuß einer schwarzen Tarantel (Wolfsspinne) sich zuckend über die Fliesen bewegte. Wo ist die Tarantel geblieben? Wenn ein Fuß da ist, kann auch die giftige Spinne nicht weit entfernt sein. Wir suchten unter dem Küchenkasten, im Petroleumherd, im Abfalleimer, auf dem Balkon, in unseren Kleidern, Krügen und Schüsseln -

wir fanden nichts! Plötzlich rief einer der Buben: „Papa, was hast du denn unter deiner Schuhsohle?“ Als ich nachsah, klebte die totgetretene Tarantel an meiner Sohle. Als sie unter unseren Füßen durchkrabbelte, muß ich, ohne es zu wissen, auf sie getreten sein. Sie war also tot. Wir dankten dem Herrn Jesus für die Bewahrung und dachten an seine Verheißung: „**Siehe, ich habe euch Macht gegeben, auf Schlangen und Skorpione zu treten**“ (Lk. 10,19-20). Wir wußten uns bewahrt in der fürsorgenden Gnade unseres himmlischen Vaters.

Die Missionsleitung hatte Direktor Hermann Schneller aus Khirbet-Kanafar gebeten, meine Arabischkenntnisse zu prüfen. Als er den übersetzten Katechismus und das übersetzte Buch von Otto Siegfried von Bibra las und sich die sprachlichen Analysen dazu anhörte, dauerte die Prüfung nicht mehr lange. Er fügte lediglich die Bemerkung an, daß die arabischen A-Laute beim Vorlesen gut schwäbisch geklungen hätten.

Er und seine Frau besuchten uns wenig später und fragten meine Frau und mich, ob wir mit ihrem Sohn Hans zusammen nicht seine Nachfolge übernehmen wollten. Das war eine große Herausforderung für uns, denn die Schnellerschens Anstalten hatten im Nahen Osten seit 100 Jahren einen guten Ruf. Wir wollten jedoch die Karmelmission nicht einfach verlassen, nachdem sie uns vier Jahre lang Zeit zum Sprachstudium und zum Kennenlernen des Islam gegeben hatte. So machten wir unsere Zusage von der Zustimmung der Leitung der Karmelmission abhängig. Diese ließ uns dann unbefristet

an das befreundete Missionswerk des Syrischen
Waisenhauses aus.



**Die Säulen des römischen Jupitertempels
in Baalbeck/Bikaa (Libanon)**

Erfahrungen mit Christus in der Johann-Ludwig-Schneller-Schule in Khirbet-Kanafar/Bekaa (1959-1963)

Zwischen dem Libanongebirge und dem Antilibanon liegt in 900-1000 Meter Höhe das Hochtal der Bekaa. Geologisch gesehen ist dieses Tal ein Teil des großen Grabenbruchs, durch den der Jordan ins Tote Meer fließt. Er setzt sich im Roten Meer fort, schlängelt sich durch Äthiopien hindurch und durchbricht Ostafrika mit dem Rift-Valley. Jerusalem, Mekka, Addis Abeba und Nairobi liegen an den Rändern dieses Risses in der Erdkruste, der von hohen Bergen flankiert ist.

In der Bekaa haben die Sedimente des Libanongebirges und des Antilibanon eine fruchtbare Hochebene geschaffen, die einst eine Kornkammer Roms war. Deshalb ließen die Cäsaren in Baalbek gewaltige Tempel für Jupiter und Bacchus erbauen zu einer Zeit, als das Christentum in den meisten Mittelmeerländern bereits Fuß gefaßt hatte.

Die Johann-Ludwig-Schneller-Schule ist ein Waisenhaus und Internat für Kinder aus zerbrochenen Familien in der Bekaa im Libanon. Johann Ludwig Schneller, ein Chrischona-Lehrer, der von Erpfingen auf der Schwäbischen Alb stammt, hatte 1860 in Jerusalem Waisen aus dem Libanon gesammelt. Nach dem Massaker der Drusen an den Christen hatten sie hier eine Bleibe gefunden. Schneller hat im Lauf der Jahre ein beispielhaftes Liebeswerk mit Schulen, Werkstätten und einem

Blindenheim aufgebaut, das weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt war.

Leider wurde dieses karitative Werk im Jahr 1948 durch den Staat Israel enteignet, weil für christliche Organisationen aus Deutschland im neugegründeten Staat der Zionisten kein Platz war. Da der Oberlehrer Haddad aus dem Dorf Khirbet-Kanafar im Libanon stammte, vermittelte er billige Ländereien in der Nähe seines Dorfes. Diese wurden mit der Abfindung gekauft, die nur wenige Prozente des tatsächlichen Wertes des Jerusalemer Grundstücks betrug und von den Wiedergutmachungszahlungen der Bundesrepublik Deutschland an Israel abgezweigt worden waren. Der Enkel des Gründers, D. Hermann Schneller, hat mit seiner Frau diesen neuen Zweig des Syrischen Waisenhauses in der Bekaa begonnen. Etwa 150 Kinder lebten als Großfamilie in zwei Kinderhäusern zusammen. Daneben gab es eine kleine Werkstatt für Schreiner und Schlosser und ein Wirtschaftsgebäude mit Küche, Wäscherei, Schneiderei und Schuhmacherei. Am Eingang befand sich das Verwaltungsgebäude, und etwas abseits davon das Direktorenhäuschen.

Als wir in Khirbet-Kanafar ankamen, bestand meine erste Aufgabe als Assistent von Direktor Schneller darin, die Lehr- und Stundenpläne der Grund- und Oberschule für das kommende Schuljahr zusammenzustellen. Bei der Bestandsaufnahme in den fünf Grund- und fünf Oberschulklassen zeigte es sich, daß einige Lehrer in drei aufeinanderfolgenden Schuljahren dasselbe Buch für ihren Englischunterricht benutzt hatten. Wir mußten zunächst die

richtigen Schulbücher für jedes Fach und jede Klasse in den Buchhandlungen Beirut suchen und den Lehrplan der Schule dem Stoffplan des Erziehungsministeriums anpassen. Das war eine Aufgabe, die meine Erfahrungen und Kräfte bei weitem überstieg, zumal die meisten Schulbücher in Arabisch oder Englisch, die Richtlinien der Regierung aber nur in Arabisch durchgearbeitet werden mußten, um den Kindern, den Lehrern und der Regierung gerecht zu werden. Hinzu kam, daß viele Bücher vom islamischen Denken her beeinflußt waren und eine Antwort des Evangeliums benötigten. Der Herr hat den Weg geebnet, indem er einige einheimische und ausländische Berater schickte.

Besonders schwierig war die Suche nach gläubigen Lehrern. Gute Lehrkräfte glaubten meistens nicht an Jesus als den Herrn ihres Lebens, während wiedergeborene Lehrer oft keine guten Pädagogen waren. Hier half nur Gebet, Hören, Fragen, Vergleichen und wieder Gebet, um für das kommende Schuljahr die rechten Lehrer zu finden, denen man die Kinder anvertrauen konnte.

Meine zweite Aufgabe war die Beaufsichtigung der Bauarbeiten am neuen Kirchengebäude, dessen Fundamente und Wände bereits errichtet waren. Wir hatten zwar keine Schwierigkeiten mit dem Unternehmer wegen Betrugs - daß etwa zu wenig Eisen oder Zement verwandt worden wäre -, aber die Bauarbeiter gingen nicht fachgerecht mit der Wasserwaage um. Diese war oft nicht geeicht oder wurde nicht richtig angelegt. So wurde manche Verschalung krumm, Fenster und Türen nicht richtig

eingesetzt und Bodenplatten uneben verlegt. Wir mußten den arabischen Arbeitern und Spezialisten auf humorvolle Weise Augenmaß und Genauigkeit beibringen, denn die Kolonialzeit mit der Vorherrschaft der Weißen war längst vorbei. Man mußte die Arbeiter mit Taktgefühl davon überzeugen, daß krumm und schräg nicht gerade und senkrecht war.

Die Außenmauern der Kirche bestanden aus behauenen Steinen. Das war bei der trockenen Hitze im Sommer und der scharfen Kälte im Winter, bei subtropischem Regen oder Schnee das Beste. Einmal schlug sich ein Bauarbeiter versehentlich mit dem Hammer auf den Finger. Blut floß! Sofort legten alle Steinmetzen und Maurer ihre Arbeit nieder. Das Blut mußte gesühnt werden, andernfalls sahen sich alle Beschäftigten in Lebensgefahr. Ein Schaf sollte geschlachtet werden. Das Blut des Lammes sollte sie vor weiteren Unfällen schützen. Ich versuchte den Männern zu erklären, daß wir als Christen ein Kirchengebäude nicht unter Verwendung magischer und okkulten Riten erstellen könnten. Deshalb käme ein Tieropfer nicht in Frage. Die Arbeiter jedoch streikten. Sie wollten nur unter dem Schutz einer islamischen Schlachtung weiterarbeiten. Gott sei Dank fiel mir die doppelte Bedeutung des Blutes Jesu Christi ein, das uns mit Gott versöhnt hat und uns vor Satans Macht schützt. So konnte ich den moslemischen Facharbeitern sagen: „Ihr könnt ruhig wieder an eure Arbeit gehen und aufs Gerüst steigen. Längst bevor diese Kirche geplant wurde, ist das teuerste und beste Schaf der Welt für euch geschlachtet worden. Johannes der Täufer sagt: „**Siehe,**

das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt!“

(Joh. 1,29). Jesu Blut schützt auch euch, wenn ihr treu arbeitet.“ Widerwillig, nur halb überzeugt, gingen die Männer aufs neue an die Arbeit. Sie hätten nur zu gern ein Sühnefest gefeiert und ein am Spieß gebratenes Schaf gegessen. An mir aber blieb es, stellvertretend für sie zu beten und zu glauben, daß keiner vom Gerüst stürze oder sich nochmals verletze, und so die Ehre und Kraft des Blutes Christi nicht geschmälert werde. Gott sei Dank hat sich während der gesamten Bauarbeiten kein weiterer Unfall ereignet. Zum Schluß schlachteten wir für die Arbeiter dann doch noch ein Schaf - nicht zur Sühne als magischen Schutz, sondern als Dank für ihren Fleiß und Freude über die Bewahrung Christi, des Lammes Gottes.

Direktor Schneller war ein erfahrener Pädagoge und ein begabter Musiker. Er lehrte die Kinder in ihrer Freizeit Harmoniumspielen und legte Wert auf Singen und Musizieren. Er selbst war Glied der Michael-Bruderschaft und hatte ihre Ordnungen und Liturgien in seiner Schule eingeführt. In den Gottesdiensten und Andachten wurden diese Liturgien gesungen und Gewänder, Paramente und Stolen dem jeweiligen Feiertag angepaßt. Uns aber von der Württembergischen Landeskirche und vom CVJM her war diese Art des Gottesdienstes fremd. Wir zogen das Gespräch über der aufgeschlagenen Bibel, „die Bibelarbeit“, vor und empfahlen, für die unter Zwölfjährigen Kindergottesdienste einzuführen mit Geschichten und Liedern diesem Alter entsprechend, anstelle der langen Gottesdienste, an die sich bisweilen noch das Abendmahl anschloß. Wir wollten

die liturgischen Formen, die Hermann Schneller eingeführt hatte, nicht aufheben, hofften aber, das denkende Verstehen der Botschaft und die bewußte Entscheidung für Christus neben die Gewöhnung an den Glauben durch Liturgie und Feier stellen zu können. Daraus erwuchs eine gewisse Entfremdung zwischen Direktor Schneller und uns, noch bevor wir überhaupt seine Nachfolge angetreten hatten. Hätte der Verein des Syrischen Waisenhauses nicht mit uns bereits einen Dreijahresvertrag abgeschlossen, wäre es vermutlich nicht mehr zu einer Übertragung der Leitung gekommen. Missionsdirektor Pörksen aus Schleswig-Holstein hat die Differenz später sachlich formuliert: „Sie können die liturgische Bewegung und die Prinzipien des Pietismus nicht ohne weiteres miteinander verbinden.“

Im September 1960 wurde in Khirbet-Kanafar das 100jährige Jubiläum des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem gefeiert, bei dem Hermann Schneller den Ehrendokortitel der Universität Tübingen empfing. Er lebte in der Bundesrepublik noch bis zum Frühjahr 1993, verschied 99jährig und wurde in Erpfingen, dem Stammsitz der Schnellers auf der Schwäbischen Alb, beigesetzt. Er war eine bedeutende Persönlichkeit und hat zahlreiche junge arabische Menschen geprägt.

Im Rahmen der Hundertjahrfeier wurde ich von Lic. Karig, dem Geschäftsführer des Syrischen Waisenhauses, in mein neues Amt als Leiter der Anstalt und als Schulleiter eingesetzt und gleichzeitig von Pastor Farid Audeh, dem Vorsitzenden der evangelischen Kirchen im Libanon, als Pastor der Gemeinde Beiruts ordiniert.

Mit der Einsegnung wurde meiner Frau und mir als Hauseltern die Verantwortung für etwa 150 Kinder und 30 Mitarbeiter übertragen. Wir verstanden uns nicht als „Direktoren“, sondern als erste Diener in einem Team von Knechten und Mägden des Herrn. Seither habe ich den arabischen Namen „Abd al-Masih“, ein Sklave Jesu Christi, angenommen. Unsere Hoffnung war, die uns anvertrauten Kinder zu Jesus zu führen, sie Heimat und Wärme spüren zu lassen, so daß sie auf der Grundlage einer geistlichen Erneuerung auch zur Verantwortung bereit und zu Fleiß und Treue fähig würden. Herr Josef Murad, der später für die Verwaltung der Johann-Ludwig-Schneller-Schule verantwortlich war, kennzeichnete die Praxis unseres Programmes so: „Zuerst kam Gott, dann die Kinder und zum Schluß die Mitarbeiter.“

Das Konzept unserer christozentrischen Erziehung sollte sich nicht in den starren Formen einer Anstaltsordnung erschöpfen, sondern ermunterte die Kinder im Sinne einer freien Jugendarbeit zu eigenen Aktivitäten, zum Glauben an Jesus und zum Fleiß.

Dieses Konzept wurde bald durch den Erlaß des libanesischen Erziehungsministers Jumblat torpediert, wonach alle Kinder aus nichtchristlichen Familien islamischen oder drusischen Religionsunterricht erhalten und von den täglichen christlichen Andachten und Gottesdiensten ausgeschlossen werden sollten. In meinem Enthusiasmus bat ich um eine Audienz bei diesem Minister, der ein Druse war, und erklärte ihm die besondere Situation unseres Waisenhauses als Großfamilie und Lebens-

gemeinschaft. Ich erklärte ihm, daß wir unmöglich zwei oder drei Religionen in unserem Haus vereinigen könnten, weil Liebe, Freude, Friede und Geduld Früchte des Geistes Jesu seien. Im Amtszimmer des Erziehungsministers saßen auf Stühlen an den Wänden entlang bärtige Drusen mit finsternen Gesichtern und hörten schweigend zu. Der Minister antwortete, daß unser Erziehungsmodell nicht mehr geduldet werden könne, worauf ich entgegnete, daß wir dann auch keine nichtchristlichen Waisen mehr aufnehmen könnten. Er sagte „nein“, und ich sagte auch „nein“. So verließ ich den Saal mit den schweigenden Patriarchen.

Wenige Tage danach bekam ich eine Visitenkarte des Ministers mit der Bitte, zwei drusische Waisenkinder in unsere vorbildliche Schule aufzunehmen. Später ließ er uns Nachricht zukommen, daß unsere Anstalt unter seinem persönlichen Schutz stehe. Mir wurde klar, daß er vor dem Ältestenrat sein eigenes Gesetz nicht widerrufen konnte, aber von der Geradlinigkeit der Argumentation und ihrer Begründung beeindruckt war, und insgeheim zustimmte. Offiziell sagte er „nein“, inoffiziell gewährte er uns sein „Ja“ zu unserer christozentrischen Schule.

Ein anderes Mal hielt ich in der Kirche unserer Schule in arabischer Sprache eine Predigt über die Zukunftserwartung der Christen. Ich betonte, daß wir nicht wie andere Religionen auf ein Paradies mit Essen, Trinken und leiblichen Genüssen warteten, sondern wie verlorene Söhne und Töchter zu unserem Vater im Himmel heimkehren wollten. Wir wollen unseren Vater sehen! Er wird uns umarmen, in sein geistliches Reich eingliedern und

uns in seiner Liebe, Wahrheit und Reinheit befestigen.

Irgendein Spion muß unter den Zuhörern gesessen haben, vielleicht ein Gast oder ein Schüler. Entrüstet behauptete er im 100 km entfernten Baalbek, ich hätte Muhammad verunglimpft und den Koran gelästert. Ein Tumult und Aufruhr entstand, der sich auf unsere Schule zubewegte. Wir eilten zum Distriktsgouverneur in Zahle und erklärten ihm, daß ich weder den Namen „Muhammad“ noch das Wort „Koran“ in den Mund genommen hätte und das Ganze nichts als eine Verleumdung sei. Er vertraute unserer Aussage, meinte aber, es sei für unsere persönliche Sicherheit besser, aus der Bekaa zu verschwinden.

Wir unterrichteten Pastor Farid Audeh in Beirut davon. Er sagte: „Kein Problem! Wir gehen zusammen zum islamischen Wirtschaftsminister. Wir kennen uns gut, und er hat Einfluß.“ Wir stiegen verschiedene Treppen in einem Regierungsgebäude hinauf und wieder hinab und bekamen eine Audienz bei diesem Minister. Pastor Audeh sagte zu ihm im Blick auf mich: „Ich kenne diesen jungen Mann und büрге für ihn. Er kennt noch nicht alle Spielregeln unseres Landes. Er wird sie bald lernen. Er ist eine Hilfe für unser Land.“ So hat ausgerechnet ein Freimaurer für unser Verbleiben im Libanon gesorgt! Der Herr hat Möglichkeiten, seine Knechte zu bewahren, die nicht unbedingt in unser Denk- und Glaubensschema passen. Der Schule und uns ist nichts Böses widerfahren. Wir wurden allerdings vorsichtiger.

Der altböse Feind hat tausend Möglichkeiten, die Nachfolger Christi zu attackieren und den Gottesdienst seiner Gemeinde zu stören. Wir mußten verstehen lernen,

weshalb Satan in der Bibel auch „Baal-Sebub“, das heißt Fliegengott, genannt wird. Ich war am Ende eines Gottesdienstes angekommen, stand am blumengeschmückten Altar, das Gesicht der Gemeinde zugewandt und begann, zum Abschluß das Vaterunser zu sprechen, da flog mir plötzlich eine Fliege in den Mund. Ausspucken kam nicht in Frage. Sie mit dem Finger aus dem Mund zu holen, ging auch nicht, da die Augen von 150 Kindern und Jugendlichen auf mir ruhten. Da gab es nur einen Ausweg: Die Fliege im Namen Jesu zu schlucken und das Gebet ohne Störung zu Ende zu führen.

Beim Inspizieren des Unterrichts an den Grund- und Oberschulen wurde mir in zunehmendem Maße unwohl. Die meisten Lehrer unterrichteten ihre Schüler im alten islamischen Stil. Dabei thront der Lehrer wie ein kleiner Gott über den Schülern, knallt ihnen den Lehrstoff an den Kopf, den sie passiv aufnehmen müssen, um ihn am nächsten Tag oder später auswendig aufzusagen. Wehe dem, der dabei einen Fehler macht! Er bekommt dafür einen Stockschlag. Wehe den Minderbegabten! Sie bekommen von jedem Lehrer bei jedem Fehler einen Hieb übergezogen.

Das mußte sofort aufhören! Eine Studienrätin aus Reutlingen, die den Mathematikunterricht in den oberen Klassen gab, half mir, ein praktisches System für den Unterricht der einheimischen Lehrer zu entwickeln. In Lehrproben mit den Schülern mußten sie, in Anwesenheit ihrer Kollegen, zuerst eine Zielangabe für die Unterrichtsstunde geben, den Stoff abschnittsweise und aufbauend darbieten, nach jeder Stufe den Stoff

wiederholen und vertiefen, bevor sie Neues unterrichteten, die Kinder zur Mitarbeit anleiten und zum Denken durch W-Fragen ermutigen (warum, wo, wie, wann, wer, was, wieviel u.s.w.), an der Tafel oder anderweitig den Stoff durch Illustrationen sichtbar machen, zum Schluß der Stunde eine Zusammenfassung des Stoffes verständlich formulieren und in Absprache mit anderen Lehrern nicht zu wenig und nicht zu viele Hausaufgaben stellen, die die Kinder zusammen mit ihren Erziehern in den Lernstunden ausführten. Um das ständige Schlagen abzuschaffen oder zu mindern, empfahlen wir kleine Belohnungen für besondere Leistungen zu geben, gute Antworten zu loben und Schwachbegabte auch bei Teilerfolgen vor allen Schülern zu ermutigen. Faule und listige Schüler durften auch weiterhin in begrenzter Weise bestraft werden.

Einer der libanesischen Lehrer der Grundschule hatte diese Methode in Theorie und Praxis tadellos verstanden und vorgeführt. Wir stellten ihn als Beispiel für die anderen Lehrer heraus. Als ich eines Tages an seinem Klassenzimmer vorbeiging, hörte ich ihn durchs offene Fenster wie in alten Tagen mit Einpauken und Strafen unterrichten. Ich konnte nicht an mich halten, stürmte in die Klasse und fragte ihn, weshalb gerade er, der die neue Lehrmethode besser als alle anderen verstanden und vorgeführt hatte, wieder in den alten Trott zurückgefallen sei. Er schaute mich groß an und sagte, er habe gedacht, das sei nur eine Lehrübung gewesen. Er habe nicht verstanden, daß jetzt sein gesamtes Unterrichten umgeändert werden mußte. Ich aber hatte neu begriffen, daß die islamische

Lehrmethode auch in den Köpfen und Herzen einheimischer Christen tiefer saß, als daß sie mit organisierten Lehrübungen überwunden werden könnte. Die Orientalen wissen zwar mehr als wir und lernen leicht auswendig; aber viele von ihnen denken wenig. „Es“ denkt nicht in ihnen, weder analytisch noch dogmatisch, weder kritisch noch dynamisch. Gemessen an den Arabern wissen wir im Westen nicht viel, lernen zu wenig auswendig und denken zu viel. Wir meinen, alles mit unserem Verstand ergründen zu können. Deshalb sollte der Orient sachlich denken lernen, wir aber müssen uns üben, mehr auswendig zu lernen. Viele Moslems haben ihren Koran auswendig gelernt oder beherrschen große Abschnitte daraus; jedoch verstehen sie meist nicht, was sie auswendig wissen. Wir dagegen üben uns in Bibelarbeiten, Diskussionen und Zeugnissen, aber kaum jemand kennt die Bergpredigt oder ein ganzes Evangelium auswendig. Wir wissen zu wenig und denken zu viel. Da heißt es Buße tun und regelmäßig Bibelworte auswendig lernen.

Auch sonst gab es Überraschungen. Unser Sohn Wilfried kam nach Hause und sagte: „Papa, jetzt weiß ich, was elektrischer Strom ist.“ Ich fragte ihn: „Was hast du denn im Unterricht gelernt?“ Er antwortete: „Der Lehrer stellte eine Tischlampe mit einer Birne auf den Tisch, steckte ein anderes Kabel in die Steckdose und forderte mich auf, die blanken Drahtenden der beiden Kabel anzufassen. Das hat meine Arme mächtig geschüttelt und gerüttelt - aber die Birne brannte. Der Strom ging glatt durch mein Herz hindurch.“ Mir wurde der Hals trocken, ich konnte kaum mehr schlucken und eilte zu dem Lehrer und machte ihm

Vorwürfe. Der sagte erstaunt: „Der Junge hat doch Turnschuhe mit Gummisohlen angehabt! Er war isoliert, und die Birne verbrauchte die Kraft des Stromes. Die Illustration hat tadellos funktioniert.“ Ich mußte umdenken. Viele Araber besaßen vor 40 Jahren noch kein technisches Unterbewußtsein. Sie drehten eine Schraube nicht automatisch nach rechts ins Holz; sie hatten noch nicht mitbekommen, daß zu viele Pestizide für Pflanzen, Tiere und Menschen schädlich sind. Sie begannen langsam, die Agrokultur des Nahen Ostens zu verlassen und sich die Technokultur des Westens anzueignen.

Ein moslemischer Schüler aus der Nähe von Baalbek bat um meine Fürsprache bei seinem Vater. Er wollte weiterhin bei uns zur Schule gehen. Wir legten die 100 km zu seinem Dorf im Auto zurück. Unterwegs fragte ich ihn, ob er mir eine Haschisch-Pflanzung zeigen könne, da seine Gegend für diese Drogenpflanze berühmt sei. Ich hatte den Satz noch nicht zu Ende gesprochen, da rief er: „Stopp, stopp! Gerade hier beginnt ein großer Haschisch-Acker.“ Ich stieg aus und stand vor einem grünen Feld, das sich ausdehnte, so weit das Auge reichte. Er riß eine Pflanze heraus und erklärte mir ihre Zusammensetzung und ihren Aufbau. Da kam auch schon ein Wächter herbeigeeilt. Er schrie und gestikulierte. Wir eilten zum Auto. Nichts wie rein und weg! Auf meine Frage, wem dieses lange Feld gehöre, antwortete unser Schüler: „Dem Parlamentspräsidenten!“ Mir verschlug es die Stimme. Ich fragte den Jungen nichts mehr, erfuhr aber später, daß der Parlamentspräsident einen Erlaß durchgesetzt hatte, der offiziell den Haschischbau im

Libanon verbot, und daß er gleichzeitig das Militär aufbot, die Haschischernte in der Bekaa abzuschneiden und einzusammeln, damit sie verbrannt werden konnte. Auf diese Weise brauchte er nicht einmal die Erntekosten zu bezahlen. Er mußte nur den Abtransport und die Weiterverwertung seiner Haschischberge besorgen.

Einmal brach ein moslemischer Junge beim Schaukeln in der Freizeit seinen Arm. Wir ließen den Arm sofort beim Arzt einrichten und schienen. Kurze Zeit später kamen mit quietschenden Bremsen sein erwachsener Bruder und sein Vater angefahren. Der große Bruder eilte auf mich zu und fragte mit finsterner Miene: „Welcher Junge hat mit meinem Bruder gespielt und ihn von der Schaukel gestoßen?“ Ich begriff sofort, daß dieser Mann dem Spielkameraden seines Bruders vor meinen Augen den Arm brechen wollte. Damit wollte er dem Gesetz Genüge tun: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Wunde um Wunde (Sure 5,45). Da trat ich auf ihn zu und sagte: „Ich gratuliere ihnen, daß ihr Bruder den Arm gebrochen hat.“ Er war perplex und antwortete: „Warum gratulieren sie mir für ein Unglück?“ Ich sagte: „Ihr Bruder ist sportlich begabt. Er hat allein geschaukelt. Wäre er lahm, faul und ängstlich, wäre er nicht so hoch mit der Schaukel gekommen. Der gebrochene Arm ist ein Beweis dafür, daß der Junge eine glänzende Zukunft haben wird.“ Sohn und Vater waren sprachlos und murmelten vor sich hin. Ich lobte den Jungen nochmals, und nach einiger Zeit fuhren seine Angehörigen kopfschüttelnd ab. Der Herr hatte in letzter Minute eine Kette von gegenseitigen Racheakten zweier Sippen abgewendet.

Ein anderes Mal kam ein älterer Junge zu mir und bat um Sonderurlaub. Ich fragte ihn, weshalb er denn dem Unterricht fernbleiben wolle. Er druckste herum und sagte schließlich: „Ich will meine Mutter sehen!“ Ich fragte weiter: „Warum willst du denn jetzt, mitten im Schuljahr, die Zwei-Stunden-Fahrt nach Beirut auf dich nehmen, um deine Mutter zu sehen?“ Da platzte es aus ihm heraus: „Ich will meine Mutter umbringen! Sie schläft mit einem anderen Mann. Mein Vater ist schon lange tot. Meine Mutter ist eine Hure geworden. Ich muß die Ehre meiner Sippe retten!“ Ich schaute den aufgewühlten Jungen an, dem die Tränen aus den Augen schossen und sagte: „Aber dann mußt du erst einmal mich töten.“ „Wieso?“, fragte er erschrocken zurück. Ich sagte: „Ich bin auch nicht besser als deine Mutter.“ - „Aber sie schlafen doch nicht mit einer fremden Frau!“ - „Aber in meinem Blut liegt die gleiche Versuchung. Was mich von der Sünde abhält, ist nur Jesus und seine Kraft. Deine Mutter kennt Jesus nicht. Sei mal ehrlich, wie sieht es bei dir selber aus? Bist du besser als deine Mutter? Lebst du rein in Gedanken, Worten und Taten?“ Da senkte er die Augen. Ich sagte: „Fang zuerst bei dir selber an, bekenne Jesus deine Sünden, damit er dein Herz reinigen kann, und bitte ihn, daß die Kraft seines Heiligen Geistes dich in Zucht nehme. Dann bete auch für deine Mutter, daß sie Buße tut und mit Jesus ein heiliges Leben beginnt.“ Der Junge fuhr nicht nach Beirut. Er ging nachdenklich davon. Wir beteten für ihn und seine Mutter.

Eines Tages fuhr ein schwarzer Cadillac, vollgepackt mit Frauen und Kindern, vor. Ein syrischer Großgrundbesitzer

stieg aus und bat uns, einige seiner Kinder aufzunehmen. Die Baath-Partei hatte seine Grundstücke enteignet und ihn vertrieben. Er besaß nichts mehr als das große Auto und seine Söhne. Als ich sagte, daß wir nur Waisenkinder aufnehmen, erwiderte er: „Das ist einfach: Die Mütter meiner Söhne sind alle tot.“ Ich fragte: „Und wer sind die Frauen im Auto?“ Da sagte er: „Das sind meine Dienerinnen. Ich kann ihnen so viele Bescheinigungen bringen, wie sie wollen, daß alle Mütter meiner Kinder tot sind.“ Als ich ihn abschrecken wollte und sagte: „Aber wir machen aus deinen Söhnen gute Christen“, da lächelte er, griff nach einem schwarzen Stein, der als Briefbeschwerer auf meinem Schreibtisch lag, und sagte: „Siehst du diesen Stein? Lege ihn ins Wasser. Das Wasser dringt nicht in ihn hinein. Du kannst meine Jungen alle aufnehmen und christlich erziehen, solange du willst. Sie bleiben immer Moslems. Deine Lehre wird nicht in ihre Herzen hineindringen.“ Wir nahmen zwei der Kinder auf, obwohl ihre als gestorben erklärten Mütter noch im Auto saßen und wollten sehen, was das Evangelium an ihnen ausrichten könne.

Normalerweise nahmen wir von den angemeldeten Kindern nur diejenigen auf, deren Angehörige von einem Komitee aus unserem Mitarbeiterkreis besucht worden waren, um die wirtschaftlichen und familiären Verhältnisse zu erkunden. Wir mußten erkennen, daß es nur wenige Vollwaisen gab. Viele Kinder hatten jedoch Vater oder Mutter verloren. Besonders die Witwen lebten oft mit ihren Kindern ohne jegliche Versorgung. Manchmal wurden auch

Kinder aus zerbrochenen Ehen gebracht, die bei Großeltern oder fernen Verwandten untergekommen waren, oder Kinder, die ohne jede Versorgung auf der Straße lebten. Die Not war groß, aber unsere Aufnahmekapazität begrenzt.

Es ist eine Binsenweisheit, daß nicht alle Kinder begabt genug sind, um eine Oberschule zu durchlaufen. Berufliche Ausbildungsstätten oder Lehrstellen aber gab es im Nahen Osten so gut wie keine. Das bedeutete, daß der Situation entsprechend moderne Werkstätten und eine landwirtschaftliche Ausbildungsstätte aufgebaut werden mußten.

Wir danken Kirchenrat Christian Berg von „Brot für die Welt“ sowie dem deutschen Botschafter in Beirut, Herrn Schwartzmann, daß sie sich für den Ausbau der Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Gewerbeschulbereich eingesetzt haben.

Der kleine vorhandene Hof wurde ausgebaut. Schneller als erwartet waren acht Kühe und ein Bulle per Flugzeug aus der Bundesrepublik Deutschland unterwegs. Wir mußten in Eile den Stall ausbauen, hatten aber keine fachgerechten Vorlagen zur Hand. Wie lang ist eine Kuh? Wie fällt der Mist am besten in die Ablaufrinne? Wo müssen die automatischen Tränkeschüsseln angebracht werden? Wie funktioniert die Futtereingabe am schnellsten und wie die elektrische Melkanlage? Erfahrungen aus dem Einsatz auf Höfen in der Nachkriegszeit halfen. Eine Kuh wurde ausgeliehen, um die Maße des Stalles direkt am Tier auszumessen. Als die Rinder ankamen, war alles bereit. Sie fühlten sich wohl. Eine besprühte Kleewiese bot ihnen saftiges Grün. Später konnte Ackerland zum Weizenanbau günstig dazugekauft werden.

Alles schien glänzend zu laufen.

Plötzlich erfuhren wir, daß einige Dorfbewohner damit begonnen hatten, am Berg direkt vor und hinter unserer Quelle zu graben. Sie versuchten, uns buchstäblich das Wasser abzugraben. Wir eilten zum Distriktsgouverneur in Zahle. Eine Sitzung wurde anberaumt. Die andere Seite brachte sogenannte alte Pläne und einen maronitischen Priester mit und behauptete, daß auf ihren Grundstücken vor Jahren schon immer Wasser geflossen sei und sie nur ihre eigenen Quellen reinigen wollten. Das war ziemlich sicher eine Lüge. Der Priester verbürgte sich für die alten Rechte. Uns blieb nichts anderes übrig als das Gebet. Diese Clique war skrupellos genug, zweihundert Waisen und ihren Betreuern das Wasser abzuschneiden, um es literweise wieder an die Schule zu verkaufen und das Geschäft ihres Lebens zu machen. Gott sei Dank! Der Herr hatte schon vor dem Kauf dieses Grundstücks für die Schule gesorgt. Es handelte sich nicht um eine Quelle, die auf einer horizontal verlaufenden wasserundurchlässigen Lehmschicht entsprang, sondern um eine senkrecht aus der Tiefe emporsteigende Quelle, die bei den mächtigen Verschiebungen des großen Grabenbruches entstanden war. Die Halunken gruben in aller Öffentlichkeit hinter, vor und neben dem kleinen Grundstück, auf dem unsere Quelle entsprang. Aber sie erreichten die Lebensader der Schule nicht. Es war, als ob ein Engel an der Quelle gestanden und jeden ihrer Spatenstiche vereitelt hätte. Wir dankten dem Herrn Jesus für seine bewahrende Gnade.

Eines Tages war unsere veraltete Kläranlage verstopft.

Das Abwasser überschwemmte das tiefergelegene Gelände unserer Schule. Keiner wollte sich der Jauchegrube nähern. Mir blieb nichts anderes übrig, als selbst nachzusehen. Ein Zementsack hatte die Abflußöffnung verstopft. Anschließend kam ein Lehrer zu mir und sagte: „Wieso können Sie Ihren Kopf in die Grube stecken und verlieren doch Ihre Autorität nicht? Hätte einer von uns das getan, wäre er nicht mehr in der Lage gewesen, seinen Unterricht weiterzuführen. Die Schüler hätten ihn nicht mehr ernst genommen.“ Dieser Hinweis belehrte uns, daß in der Hierarchie der islamischen Gesellschaft der Sklave die Dreckarbeit zu verrichten hat, während der Sultan hoch erhaben über allen thront. Jesus aber kam nicht, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben zu geben als ein Opfer zur Erlösung für viele (Matthäus 20,28). Paulus konnte deshalb sagen: **„Alles, was ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen“** (Kolosser 3,23). Das Evangelium schafft eine völlig andere Lebenshaltung.

Ungeachtet der schnell behobenen Verstopfung war deutlich geworden, daß eine neue Kläranlage und eine neue Abwasserleitung unumgänglich nötig waren. Wir wollten unser geklärtes Wasser auf ein neu erworbenes großes Weizenfeld leiten, um dort Gemüse anbauen zu können. Als die Metallrohre verlegt wurden, saß in einer Pause unser Schlossergeselle bedrückt am Ackerrand. Ich setzte mich zu ihm, und er rückte mit seinem Problem heraus. Auf seiner Familie, die als Christen im islamischen Umfeld lebten, lag eine alte Rachepflicht. Sein Vater, der betagt und bereits blind war, konnte den Anschlag auf ein

verantwortliches Glied der schuldigen Familie nicht mehr selbst ausführen. Deshalb drängte er seinen Sohn, den Schlossergesellen, den Rachemord durchzuführen, um die Ehre seiner Familie wiederherzustellen. Er aber war in unserer Schulfamilie aufgewachsen und hatte der Rache abgeschworen. Nun fing sein Vater an, ihn zu beschimpfen. Er hatte sich zwei Revolver besorgt und trug sie Tag und Nacht bei sich im Gürtel. Er wollte selbst, falls einer von der anderen Sippe vorbeigehe, in die entsprechende Richtung schießen. Fürchterlich! Wie mußte es in dem Herzen dieses alten Blinden ausgesehen haben, daß er sogar im Schlaf die Revolver griffbereit hielt, um den Feind jederzeit töten zu können, den er selbst nicht mehr sehen konnte!

Beim Ausbau unseres kleinen Hofes machten wir eine eigenartige Erfahrung. Wir mußten eine Zufuhr-Straße durch einen alten Weinberg bauen und warfen dicke Felsbrocken in den weichen Grund, setzten kopfgroße Steine als Blockade darüber und ebneten die Oberfläche mit kleineren Steinen und mit Kies. Wir ließen dann unseren Traktor und schwere LKWs darüber fahren, die die Steine tief in den Untergrund hineindrückten und breite Spurrillen in die Straße gruben. Diese Rinnen wurden mit faustgroßen Steinen ausgefüllt, wieder mit beladenen Wagen befahren, und wieder aufgefüllt, bis auch nach starken Regenfällen die Straße fest und eben blieb. An einigen Teilen der Straße war eine stabile Unterlage von einem Meter Tiefe entstanden. Schließlich legten wir über kleine Schottersteine eine Teerschicht und dachten, wir hätten die beste Straße in der ganzen Umgebung gebaut. Wie groß war unser Erstaunen, als im

nächsten Frühjahr die Straßendecke an vielen Stellen aufbrach und frische Triebe der alten Weinstöcke durch die massive Steinschicht hindurchwuchsen. Wir verstanden nun das Gleichnis Jesu vom Weinstock und den Reben besser. Wenn schon ein irdischer Weinstock unschwer durch eine meterdicke Steinschicht samt Teerbelag hindurchbrechen kann, wieviel mehr wird die antichristliche Macht des Islam von der durchdringenden Gnade Jesu Christi überwunden werden!

Die Familie eines Studienrats aus Deutschland, der an unserer Oberschule unterrichtete, fand eines Tages ein ausgesetztes neugeborenes Eselsfüllen. Es wäre wahrscheinlich von Schakalen aufgefressen worden, hätte die tierliebende Familie uns nicht gedrängt, das Füllen in unserem Stall mit aufzuziehen. Sie wollten für seine Pflege sorgen. Im Anfang wurde das Füllen mit der Flasche ernährt, bis es selbst sein Futter fressen konnte. Dann wuchs es schnell, bekam ein glänzendes Fell und wurde ein prächtiger Esel. Doch die Kühe im Stall gaben immer weniger Milch. Das dauerte so lange, bis der Bauer, der für den Hof verantwortlich war, den Esel heimlich beobachtete. Wenn er sich allein wähnte, wand er seinen Kopf geschickt aus der Schlinge des Seils, mit dem er an der Futterkrippe angebunden war, rannte zu einer Kuh und saugte so lange an ihrem Euter, bis er satt war. Dann trottete der Esel an seinen Platz zurück, drehte und verrenkte den Hals, bis er den Kopf wieder in der Schlinge stecken hatte, und stand sanft und brav an seiner Futterkrippe, als wenn nichts geschehen wäre. Dieser Esel war in der Tat kein dummer

Esel, sondern hatte es faustdick hinter seinen langen Ohren. Außerdem trug er ein Kreuz aus braunen Haaren, die ihm auf dem Rist und seinen Schultern wuchsen. Er war vielen ans Herz gewachsen.

Die mechanische Werkstätte unserer Schule wurde von Herrn Fritz Haberer, einem Werkzeugmachermeister aus dem Schwarzwald, mit viel Geduld aufgebaut. Moderne Drehbänke, eine Reparaturgrube für Autos, gut ausgerüstete Arbeitsplätze für ein Dutzend Lehrlinge standen zur Verfügung. Alles ging gut bis auf die Arbeitswilligkeit der jungen Männer, die - aus einem Naturrhythmus nach dem Lauf der Sonne herkommend - den technischen Entwicklungen des Westens fremd gegenüber standen. Genauigkeit auf Zehntel- oder Hundertstel Millimeter beim Feilen oder Drehen an der Drehbank war für sie beinahe undenkbar. Der Widerstand wuchs, wenn die Werkstatt aufgeräumt und gekehrt werden sollte. Als ein Geselle aus Deutschland den Lehrlingen Zucht und Ordnung nach europäischem Maßstab beibringen wollte, wagten sie einen Aufstand und schlugen den Gesellen krankenhausreif. Selbst der Meister, der ihm zu Hilfe eilen wollte, bekam etliche Schläge ab. Wir mußten alle Lehrlinge entlassen, weil sie, von zwei Rädelsführern aufgestachelt, einen Aufruhr geplant hatten. Später konnten einige von ihnen wieder aufgenommen werden, nachdem sie ihre Tat bereuten.

Als Jahre später im libanesischen Bürgerkrieg die Werkstatt aufgebrochen wurde, verschwanden die meisten tragbaren Werkzeuge und Geräte. Sie waren höchstwahrscheinlich von einigen Lehrlingen und Gesellen

„sichergestellt“ worden, damit keine der Bürgerkriegsparteien sich daran bereichern konnte. Je länger wir in der Entwicklungshilfe tätig waren, desto deutlicher wurde uns, daß ohne eine klare Bekehrung und Wiedergeburt durch den Geist Jesu Christi alle technische und schulische Hilfe ins Negative umschlagen kann. Nur wo Jesus in einem Herzen Wohnung genommen hat, wachsen auch im Orient Zuverlässigkeit, Verantwortungsbereitschaft und Ordnungsliebe.

Wir haben die Kinder der Grund-, Ober- und Gewerbeschule gelegentlich zu einem Ausflug aus dem engen Aufeinanderleben herausgenommen. Einmal fuhren wir im Bus über die Berge ans Mittelmeer und ließen die Buben baden und im Wasser toben, solange sie wollten. Dabei fiel mir ein Junge auf, der am Strand wie angewurzelt stand. Er war Beduine und stammte aus der syrischen Wüste. Er hatte noch nie einen größeren See, geschweige denn das Meer gesehen und murmelte ständig: „Alles Wasser, nur Wasser!“ Er brachte es eine Zeitlang nicht über sich, den Schritt in die Wellen zu wagen. Es waren Kultur- und Lebensräume, die er schließlich mit einem Schritt überbrückte.

Den Haushalt der wachsenden Großfamilie mit Küche, Wäscheversorgung und Krankenbetreuung leitete meine Frau. Sie brachte als Hauswirtschaftslehrerin mit Kenntnis arabischer Dialekte die Voraussetzungen dazu mit. Ihr standen eine Wirtschaftsleiterin samt Team, eine Krankenschwester und die Erzieher der einzelnen Großfamilien zur Seite. Ihr oblag es auch, die Lebensmittel und Haushaltswaren in Zahle und Beirut zu besorgen. Wöchentlich einmal oder auch öfter fuhr sie mit dem

Chauffeur der Schule in die Großhandelsgeschäfte und handelte günstige Preise aus. Einmal fuhren sie bei dichtem Nebel in strömendem Regen über den 1500 m hohen Dahr al-Baidar-Paß. Plötzlich sahen sie vor sich schemenhaft eine Karambolage, in die mehrere Autos verwickelt waren. Sie konnten gerade noch stoppen, vorsichtig an den Autowracks vorbeifahren und erste Hilfe leisten. In einem der Wagen saßen schweizer Touristen, die zum Teil beim Aufprall an den Wegrand geschleudert worden waren, im Schock wirres Zeug redeten und nicht wußten, wo sie sich befanden. Meine Frau sah plötzlich, wie ein Mann aus dem Nebel auftauchte, sich einen der herumliegenden Koffer schnappte und wieder im Nebel verschwinden wollte. Sie sprang ihm nach, fuhr ihn an und entriß ihm den Koffer. Das alles geschah bei strömendem Regen.

Herr Haberer und meine Frau verfrachteten die Verletzten in unser Auto und ein Taxi und brachten sie so schnell wie möglich in das Kreiskrankenhaus nach Zahle. Dort wurden sie später von ihrem Reiseleiter übernommen. Dieser Einsatz rettete einigen das Leben, wie sie uns später voller Dank mitteilten.

Die Johann-Ludwig-Schneller-Schule hat sich in den drei Jahren unseres Dienstes in fast jeder Beziehung verdoppelt: im Blick auf den Landbesitz, die Werkstätten, den Hof und die Häuser. Die Zahl der voll verpflegten Kinder überstieg zweihundert. Tagesschüler kamen aus den Nachbardörfern zum Unterricht herbeigefahren. Die Verwaltung der Finanzen oblag weitgehend Herrn Murad, der vor 1948 selbst im Syrischen Waisenhaus aufgewachsen war. Damals

befand sich sein Hauptsitz noch in Jerusalem, später ein Zweig auch in Nazareth. Er versah die Buchhaltung mit großer Treue und war oft der Puffer, der Schwierigkeiten von außen abbremsste oder von uns abhielt. Als ich ihn einmal fragte, was er bei den Deutschen gelernt hätte, antwortete er wie aus der Pistole geschossen: „Ordnung bis zum Tode!“ Auf meine Frage, was er darunter verstehe, meinte er: „Die Deutschen wollen immer geradeaus gehen. Wenn eine Wand vor ihnen steht, schlagen sie solange mit ihrem Kopf daran, bis er blutig wird. Sie merken nicht, daß neben ihnen eine Tür offen steht. Sie können keinen Umweg machen, sie müssen immer geradeaus gehen.“

Dieser Ausspruch bekam eine unerfreuliche Illustration. Durch ein Amt in Bonn war uns ein UNIMOG für landwirtschaftliche Arbeiten aller Art geschenkt worden. Als das Fahrzeug im Libanon ankam, war kurz zuvor ein Einfuhrverbot für Diesel-Lastwagen erlassen worden. Der UNIMOG wurde unsinnigerweise auf die Verbotsliste gesetzt. Wir versuchten alles mögliche, um das Allzweckfahrzeug aus dem Zoll zu bekommen und zahlten für jeden Tag Standgebühr. Nach einem Jahr vergeblicher Mühen leiteten wir das dringend benötigte Fahrzeug an die Theodor-Schneller-Schule in Amman weiter.

Wenig später wurden wir von einem Beamten der Einwanderungsbehörde zum Mittagessen in Maschghara eingeladen, bei dem er uns mit übertriebener Gastfreundschaft bis zum Platzen vollstopfte. Er wollte unbedingt das Kind eines Verwandten in unserer Schule unterbringen. Wir aber benötigten seine Hilfe zum Ausstellen

der Aufenthaltsgenehmigungen für unsere ausländischen Mitarbeiter. Als wir ihm die Not mit unserem UNIMOG vortrugen, lachte er und meinte: „Ihr seid genauso unklug wie ich es war. Ich besitze eine kleine Fabrik zur Herstellung von Warmleim für Tischler. Als ein neues Gesetz zur Einführung von Abluftkanälen erlassen wurde, rechnete ich mir aus, daß der Einbau der Abluftanlage den Gewinn von drei oder vier Jahren verschlingen würde. Ich ging zu dem verantwortlichen Beamten und bat um Dispensierung von dieser Ordnung, andernfalls seien wir gezwungen, unseren Betrieb zu schließen. Der Chef der Behörde bedauerte außerordentlich, aber Gesetz sei Gesetz. Er meinte, es wäre besser, die Fabrik zu schließen, als das Gesetz zu übertreten. Wütend ging ich die Treppe hinunter“, sagte unser Gastgeber, „und wollte eben die Eingangstür hinter mir zuschlagen, als der Torhüter mich aufhielt und fragte, ob er mir helfen könne. Ich erzählte ihm meine Geschichte. Da sagte er: 'Gib mir etwa 150.- DM, dann kannst du morgen deine Ausnahmegenehmigung abholen.'" - „Unmöglich!“, antwortete ich. Aber dann besann ich mich: Die Sache wäre 150.- DM wert. „Wir wollen es probieren“, sagte ich und gab dem Torhüter den Betrag. Am nächsten Tag überreichte er mir die gestempelte und unterschriebene Ausnahmegenehmigung. Da konnte ich mich nicht mehr beherrschen und fragte den Wächter, wie er das fertig gebracht habe. Der antwortete lächelnd: „Ich habe den Betrag so aufgeteilt, daß alle Beamten in unserem Amt einen Anteil bekamen, der Chef den größten und ich den kleinsten. Damit war die Sache gelaufen.“ Unser Gastgeber lachte und sagte: „Hättet ihr einem Mittelsmann 200 oder 300 DM

bezahlt, so hättet ihr den UNIMOG als Traktor problemlos aus dem Zoll bekommen!“

Als wir mit Speisen bis zum Hals gefüllt aus dem Haus des Moslems heraustraten und nach Hause fuhren, fragten wir uns: Hätten wir die Beamten beim Zoll mit einem Bakschisch bestechen sollen, um der Schule den UNIMOG zu erhalten? Oder kommt das auch weiterhin für uns als Christen nicht in Frage?

Matthias, unser vierter Sohn, war am 25. Juni 1962 in Aley/Libanon geboren worden. Dort verhalf ein libanesischer Arzt Müttern zu einer schmerzlosen Geburt durch eine Spritze, die die Schmerzen betäubt ohne die Wehentätigkeit zu hemmen. Bei Matthias war diese Behandlung angebracht, denn er lag vor seiner Geburt quer und mußte gedreht werden.

Leider hatten etliche deutsche Mitarbeiter - Studienräte, Meister und Gesellen - kein volles Ja zu unserem Ziel, die arabischen Mitarbeiter immer mehr in die Verantwortung zu stellen, auch wenn ihr Unterricht oder ihre Arbeit zu wünschen übrig ließ. Die von D. Hermann Schneller übernommene Anstaltsordnung - das Antreten der Kinder zu Unterricht und Morgenandacht, wie es im Libanon Sitte war - paßte nicht in ihre freiheitliche Weltanschauung. So gab es wachsende Spannungen und Verleumdungen, die dazu führten, daß das Gegenteil ihrer Bemühungen eintrat. D. Hermann Schneller und seine Frau kehrten zurück, um die liturgische Grundlage ihres Werkes zu retten und die patriarchalisch geprägte Ordnung wiederherzustellen. Die Teamarbeit, die wir angestrebt hatten, ging den deutschen

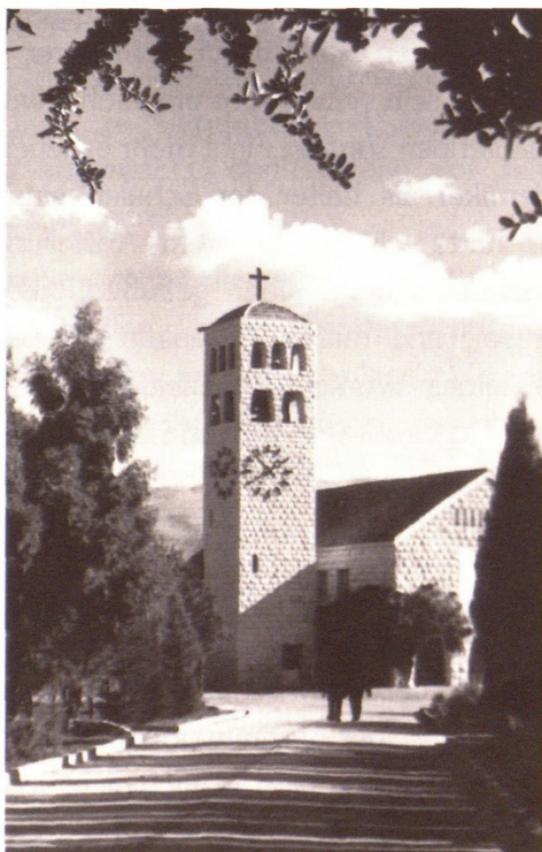
Mitarbeitern nicht weit genug. Andererseits war unser arabischer Pastor mit der Entwicklung auch nicht einverstanden. Als ich ihn zur Mitentscheidung in praktischen Fragen aufforderte und ihn um Rat bei der Lösung eines Problems fragte, antwortete er: „Sie sollten selbst entscheiden und nicht uns fragen. Wir wollen gehorchen und nicht verantwortlich gemacht werden.“ Das war genau der Geist aus der Kolonialzeit, den ich Schritt um Schritt zu überwinden suchte. Die deutschen Helfer waren überfordert. Sie spürten und verstanden kaum, in welchem Übergang sich die Schneller-Schule befand.

Als dann ein neuer Geschäftsführer, Pfarrer Häberle, in Köln-Dellbrück in sein neues Amt eingeführt wurde, hat er unseren auslaufenden Vertrag nicht mehr erneuert. Er wollte einen Akademiker als Leiter der Schulen einsetzen. Vier Jahre zuvor hatte ich bei unserem Anstellungsgespräch Hermann Schneller gegenüber geäußert, daß ich kein Akademiker sei, und meine Bedenken im Blick auf die Übernahme seines Werkes angemeldet. Er hatte darauf erwidert, daß sein Großvater Johann Ludwig Schneller auch kein Akademiker gewesen sei, Gott aber seinen Einsatz bestätigt habe.

Wir schieden im Frieden von der Schneller-Schule und wissen uns auch heute noch mit vielen einheimischen Mitarbeitern und den inzwischen erwachsenen Kindern verbunden. Die Last der Verantwortung, die auf geistlich gesinnten Hauseltern liegt, wird letztlich nicht von Menschen gegeben oder genommen, sondern vom Herrn. Er hatte uns durch die Aufbauarbeit an der Schneller-Schule in eine

Weite, Breite und Tiefe der Auseinandersetzung mit den Problemen des Nahen Ostens und in die Verkündigung des Evangeliums hineingeführt, wie wir sie in der Karmelmission nicht gehabt hätten.

Wir waren dem Herrn dankbar, daß die Karmelmission uns seinerzeit der Schneller-Schule ausgeliehen hatte. Der Feldleiter Martin Spangenberg samt dem Vorstand waren bereit, aufs neue mit uns zusammenzuarbeiten. Wir wurden gebeten, die verschiedenen Schulen der Karmelmission zu beraten und auszubauen.



Die Kirche der Johann-Ludwig-Schnellerschule

Erweiterte Verantwortung als Schulinspektor bei der Evang. Karmelmission/Libanon

Die Karmelmission unterhielt im Jahre 1963, als wir von der Schneller-Schule zurückkamen, drei Schulen: eine Grund- und Oberschule im Flüchtlingslager Debayeh, in der Nähe des Hunds-Flusses, eine Grund- und Mittelschule im Bergdorf Majdalona, in der Nähe von Saida (Sidon), einige Kindergarten- und Grundschulklassen für Beduinenkinder in Zahle in der Bekaa.

Meine Aufgabe bestand darin, die verantwortlichen Schwestern und Brüder zu beraten und die Schule in Debayeh der Regierung gegenüber zu vertreten.

Im Flüchtlingslager Debayeh

Die 5000 katholischen und orthodoxen Flüchtlinge im Lager Debayeh stammten größtenteils aus dem Dorf El-Bassa in Nordpalästina. Sie waren 1948 in den Libanon geflohen, hatten unter Brückenbogen und in Notunterkünften gehaust und schließlich in Debayeh auf einem Grundstück des Klosters Mar-Jusif, das die Hilfsorganisation der Vereinten Nationen (UNRWA) für sie mietete, eine vorläufige Unterkunft gefunden. Die Blechhütten, Baracken und Zelte wichen im Lauf der Jahre kleinen, aufs engste zusammengedrängten Behausungen. Vielleicht hatte dieses Lager, das an einer Flanke des tief eingeschnittenen Hunds-Flusses lag, eine gewisse strategische Bedeutung. Möglicherweise sollte es den Christen im Zentrallibanon als

Schild gegen die aus dem Süden andrängenden Moslems dienen. Unweit des Lagers bezeugen noch heute bis zu 2700 Jahre alte Felsskulpturen der Assyrer und Ägypter, die die natürliche Barriere, vom Norden oder Süden kommend, überwunden hatten, daß die Bergnase von Debayeh schon immer ein Schlachtfeld in der Geschichte des Nahen Ostens gewesen war.

Die Schwestern Lisa Klahm und Marta Schreiber vom Deutschen Frauen-Missions-Gebetsbund hatten bereits vor 1948 in El-Bassa Christen und Moslems das Evangelium vorgelebt und weitergesagt. Sie waren nach der Flucht aus Palästina von den Flüchtlingen gerufen worden, sie in ihrem Elend in Debayeh aufzusuchen und wieder eine arabisch-englischsprachige Schule zu eröffnen. Im Vertrauen auf Jesu Hilfe reisten die beiden Schwestern 1952 und 1953 in den Libanon aus. Nach vielen Besuchen, Gesprächen und Verhandlungen konnten sie 1955, rechtlich garantiert von der evangelischen Synode, ein altes Wohnhaus inmitten eines Orangengartens in der Nähe des Flüchtlingslagers mieten. Dort begannen sie mit mehreren Klassen für verschiedene Altersgruppen den Unterricht. Bald mußten sie Container aufstellen und weitere Klassen einrichten, um dem Andrang Herr zu werden. Die Schule entwickelte sich zu einer Art „Sardinienbüchse“, in der Lehrer und Schüler dichtgedrängt beieinander saßen. Wir danken dem Herrn Jesus, daß er die Württembergische Landeskirche dazu bewegte, die Mittel für ein neues Schulgebäude bereitzustellen, das genügend Raum für sechs Grund- und sechs Oberschulklassen bot.

Wir trafen in der Schule in Debayeh ähnliche Probleme an, wie bei unserem Dienstantritt an der Johann-Ludwig-Schneller-Schule. Das Unterrichtsniveau lag unter dem Lehrziel des Erziehungsministeriums. Wir versuchten es zunächst damit, die Lehrer zu schulen. Doch die meisten waren nicht gewillt, zu lernen und sich umzustellen. Der pessimistische und bittere Geist des Lagers lastete auf ihnen. Die Kinder wiederum hatten in den engen Wellblechhütten kaum Platz, um ihre Hausaufgaben zu machen. Nicht wenige waren in eine höhere Klasse versetzt worden, ohne die Voraussetzungen dafür mitzubringen. Es war kaum möglich, diese bremsenden Verhältnisse im Lager zu ändern.

Als Schwester Lisa Klahm 1956 pensioniert wurde, lag die Verantwortung für die Schule auf Schwester Martas Schultern. Wir bewunderten sie, daß sie in den ständigen Anfechtungen mitten in Leid und Haß und trotz mangelndem Lerneifer der Kinder nicht den Mut verlor. Mit zäher und manchmal barscher Liebe hat sie die Lehrer und die 400 Kinder geschoben und kommandiert. Einmal kam sie entsetzt zu mir und berichtete: Ein Junge der Grundschule hatte sich im Flur vor den Klassenzimmern vor ihr aufgebaut, mit beiden Fäusten wild auf seine Brust getrommelt und geschrien: „Wir sind Bestien! Wir sind Bestien!“ Als Schwester Marta ihn fragte: „Wer hat euch denn das beigebracht?“, erfuhr sie, daß viele ihrer Kinder abends am Terroristen-Training im Lager teilnehmen mußten und dabei eine menschenverachtende Haltung eingetrichtert bekamen.

Es gab aber auch Lichtblicke in Debayeh. Der Hausmeister der Schule, Abu George, war ein gütiger

Mann. Er hatte dreizehn Kinder. Beinahe alle waren überdurchschnittlich begabt und dem Evangelium aufgeschlossen. Die übrigen Lagerbewohner waren natürlich eifersüchtig und neidisch, wenn Schwester Marta sich dieser bedürftigen Familie besonders annahm. Eines Sonntags ließ sie fast die Hälfte von Abu Georges Kinderschar ins Auto einsteigen und für einen Tag auf 1200 m Höhe in die Libanonberge fahren, um ihren quälenden Keuchhusten zu kurieren. Obwohl die Mädchen in ihrer unzulänglichen Kleidung froren, erwies sich der Ausflug als voller Erfolg. Alle Kinder waren gesund geworden; eine weitere „Keuchhusten-Fahrt“ war nicht mehr erforderlich.

Mit den Kindern von Abu George versuchten wir eine Bibelgruppe aufzubauen, um den düsteren Geist des Lagers zu überwinden. Anfangs kamen viele Interessenten. Als wir jedoch mit ihnen spannende Spiele durchführten, bei denen etliche nicht zu den Gewinnern zählten, war es mit der Beteiligung vorbei. Wir mußten die sensible Auffassung der jungen Palästinenser berücksichtigen, daß keiner sein Gesicht verlieren durfte. Nie durfte ein nachteiliger Eindruck von irgendeinem entstehen. Jeder wollte irgendwie mit Antworten oder Erfolgen glänzen, keiner als Verlierer dastehen. Wir sind dieser mimosenhaften Haltung auch bei Erwachsenen in den arabischen Ländern immer wieder begegnet. Man muß mit allen wie mit rohen Eiern umgehen, so daß sie nicht beleidigt oder eingeschnappt sind.

Die Bibellesegruppe setzte sich schließlich nur noch aus den Söhnen von Abu George und ihren Freunden

zusammen. Der Lagergeist wollte die anderen nicht freigeben.

Als einmal die Schüler der Abiturientenklasse wegen schlechter Noten nicht zur Prüfung zugelassen werden konnten, probten sie (im Geist ihrer Terroristenausbildung) einen Aufstand, besetzten ihren Klassenraum und traten in den Lernstreik. Alles Zureden und Erklären half nichts. Die Polizei griff ein. Einige Väter der schwachen Kandidaten rannten herbei. Einer schrie: „Wenn ich will, daß ihr unsere Kinder einkleidet, verpflegt und in der Schule schlafen laßt, so habt ihr das zu tun!“

Als der innere Widerstand zunahm und die Lernmüdigkeit der Kinder im Lager mit der Intensivierung der Terroristenausbildung wuchs, mußten wir die Mittel- und Oberschulklassen einem einheimischen Schulleiter der Beirut-Kirche unterstellen. Eine ausländische Schulleiterin wäre in diesen Auseinandersetzungen kaum noch respektiert worden. Der Bürgerkrieg im Libanon warf seine Schatten voraus. Zum Schluß ging die Schule ganz in die Hände der einheimischen Kirche über.

Schwester Marta Schreiber trug schwer an dieser Entwicklung. Als sie 65 Jahre alt wurde, akzeptierte sie ihre Pensionierung. Sie besuchte zum Abschied mit Missionar Spangenberg noch einmal die Mitarbeiter unserer Mission in der Bekaa.

Als sie von Zahle aus übers Gebirge zurückfahren wollten, begann es im Tal zu schneien. Suleiman Arar, unser Evangelist in der Bekaa, warnte, an diesem

Spätnachmittag über den hohen Paß zu fahren. Aber beide hofften, noch hinüberkommen zu können, bevor sie tagelang wegen geschlossener Pässe abgeschnitten sein würden. Sie kamen nicht weit. Auf der Paßhöhe blieben sie in den Schneewehen stecken. Sie versuchten noch, zu Fuß ein in der Nähe gelegenes Häuschen zu erreichen, versanken aber im tiefen Neuschnee und mußten umkehren. Im Auto verließen Schwester Marta bald die Kräfte. Sie war zuckerkrank und fiel in einen Schock. Es schneite ununterbrochen, die Kälte kroch in die Knochen. Bald war das Auto eingeschneit, nur noch ein Luftloch blieb frei.

Wir in Beirut begannen zu rätseln, über welchen Paß Missionar Spangenberg und Schwester Marta gefahren sein konnten. Im ganzen Gebirge brach wegen starken Schneefalls der Notstand aus. Dutzende Autos mußten mit Planiertraupen und Baggern freigeschaufelt werden.

Als alle wichtigen Straßen notdürftig vom Schnee befreit worden waren, wurde uns nach zwei Nächten klar, daß Missionar Spangenberg und Marta Schreiber nur über den 1700 m hohen Paß gefahren sein konnten. Talal Schaibani, der Beduinenscheich, der mit uns zusammen einige Grundschulklassen unterhielt, mietete einen Grabenbagger und arbeitete sich von Zahle aus den Berg hinauf. Wir kamen hinterher. Wir hatten etwa 1000 m Höhenunterschied geschafft und waren kurz vor der Paßhöhe angelangt, wo sich der Schnee mehr als drei Meter hoch auftürmte. Da erfuhren wir, daß eine alpin ausgerüstete Gruppe schweizer Schifahrer vom Westen her bis zu dem eingeschneiten Auto vorgedrungen war. Sie hatten Bruder Spangenberg mit Müh'

und Not in halberfrorenem Zustand aus seinem Auto herausgezogen und mit einem Helikopter nach Dhouru-Chouer ausgeflogen. Von dort hatten sie ihn mit einem Auto in ein Krankenhaus nach Beirut gebracht.

Wo aber war Schwester Marta geblieben? Wir fuhren sofort mit unserem Wagen von Zahle über den Dahr al-Baidar-Paß nach Beirut, und von der Mittelmeerküste wieder zum anderen Paß hinauf. So weit wie gebahnt war, konnten wir mit unseren Schneeketten an den Rädern vordringen. Dann trafen wir auf eine Einsatzgruppe des Militärs, die die Leiche Schwester Martas geborgen hatte. Sie war aus ihrem Schock nicht mehr erwacht und im Auto in der Kälte erstarrt. Nach einigen Verhandlungen konnten wir ihren gefrorenen Körper übernehmen, setzten ihn in unser Auto und fuhren noch in der Nacht zu unserem Haus. Es bewegte Wilfried, der mich begleitete, und unsere anderen Söhne tief, als sie die Respektsperson erstarrt und tot in Woldecken gewickelt in unsere Wohnung trugen. Während der Trauerfeier in der Stadtkirche von Beirut wurde bekannt, daß Schwester Marta gehofft hatte, zu sterben, solange sie noch im Dienst für Jesus stand. Am 21. Januar 1974 wurde sie auf dem evangelischen Ausländerfriedhof in Beirut beigesetzt. Es war Gnade, daß sie den Bürgerkrieg im Libanon nicht miterleben und nicht mitansehen mußte, wie das Flüchtlingslager Debayeh mehrmals mit Granaten beschossen und ihr Schulgebäude immer wieder von militanten Gruppen als Hauptquartier benutzt wurde.

Im Bergdorf Majdalona

Eine völlig andere Situation fanden wir in der Schule in Majdalona bei Sidon vor. Dort hatte 60 Jahre zuvor der amerikanische Missionar Georg Ford von dem Drusenfürsten Jumblat in zwei kleinen Dörfern genügend Land auf einem Bergrücken gekauft, um dort eine evangelische Siedlung an der Grenze zwischen Drusen und Schiiten aufzubauen. Er hatte in Saida (Sidon) eine gutgehende evangelische Grund- und Oberschule gegründet und hoffte, daß die gläubig gewordenen Absolventen sich in evangelischen Siedlungen zu Dorfgemeinden zusammenschließen würden. Er selbst war ein begabter Dichter in der arabischen Sprache. Seine Glaubens- und Bekenntnislieder werden noch heute in den evangelischen Gemeinden im ganzen Nahen Osten gesungen.

Leider wollte die Mehrzahl seiner gut ausgebildeten evangelischen Absolventen nicht in ein Dorf, sondern in die Großstadt ziehen, so daß schließlich in den beiden Dörfern Majdalona und Jemelije mehr Maroniten, Katholiken und Orthodoxe als Evangelische wohnten. Einige Führungskräfte der Evangelischen hatten sich jedoch mit ihren Sippen in diesen beiden Dörfern niedergelassen und baten zusammen mit der Synode die Karmelmission, bei ihnen Gemeindedienste zu übernehmen. Der Evangelist Iskander Tleel war von der Idee, eine missionarische Gemeinde mitten zwischen Moslems und Drusen zu übernehmen, begeistert und baute von seinen geringen Ersparnissen ein kleines Häuschen in Jemelije, um mit seiner Familie dort zu wohnen. Seine Familie aber zog eine

Mietwohnung in Beirut vor. Die Kinder waren nicht gewillt, mit ihrem Vater in ein abgelegenes Dorf zu ziehen. (In diesem leerstehenden Haus hatten wir bei unserer Ankunft im Libanon ein halbes Jahr lang gewohnt.)

Der alte Evangelist sorgte dennoch weiter für seine beiden Gemeinden und veranlaßte die Karmelmission, zuerst Schwester Ottilie Blunck, dann Schwester Irmgard Klabunde und sieben Jahre später Schwester Dorle Beck, vom Mutterhaus Aidlingen, in das abgelegene Dorf zu senden.

In Khirbet-Kanafar hatten wir in einer Waisenhaus-Schule und in Debayeh in einem Flüchtlingslager mitgearbeitet. In Majdalona jedoch begegneten wir einer Dorfgemeinschaft, in der die Christen wie auf einer Insel des Friedens unter Nichtchristen lebten.

Schwester Ottilie Blunck hatte eine Nähsschule und Grundschulklasse in Majdalona eröffnet. Als sie im Jahre 1957 pensioniert wurde, übernahm Schwester Irmgard Klabunde diese Arbeit. Schwester Irmgard stammte aus Berlin und hatte ausgerechnet in diesem kleinen Bergdorf die Verantwortung für die Grund- und Mittelschule übernommen. Sie führte unter Lehrern und Kindern eine preußische Ordnung ein. Einige der Lehrer rebellierten und wollten der Schwester nicht gehorchen. Als wir aber Abdallah, Musa und Munir anstellen konnten, bekam die Schule Linie und Schwung und entwickelte sich zur besten Dorfschule im Südlibanon.

Die Lehrer wetteiferten miteinander, gute Lehrproben

mit ihren Schülern vorzuführen. Genaue Stoff- und Stundenpläne wurden aufgestellt; Schulbusse brachten die Kinder von den Nachbardörfern herbei, zum Schluß waren es 500 Kinder, davon 80 Prozent Moslems, die in dieser Dorfschule unterrichtet wurden. Der arabische Schulleiter Munir Abu Hamra, der während der wachsenden Unruhen im Libanon in sein Amt eingesetzt worden war, sagte später: „Diese Schule war eine einmalige Missions-Chance!“ Morgens traten die Kinder klassenweise in Reihen an, marschierten in die Kirche, sangen ihre Lieder mit heller Stimme und hörten Gottes Wort. Der Religionsunterricht erreichte alle, auch die Moslems.

Schwester Irmgard unterrichtete unter anderem auch Englisch in den Anfängerklassen. Die fremden Vokabeln wollten aber nicht ohne weiteres in die Köpfe der libanesischen Dorfkinder hinein. Schwester Irmgard gab sich alle Mühe, aber die Ergebnisse waren schlecht. Mit Tränen in den Augen fragte sie die Kinder: „Warum lernt ihr denn eure Vokabeln nicht? Weshalb habt ihr so viele Fehler beim Diktat?“ Die Antworten der Kinder verblüfften die Schwester. „Weil du uns nicht schlägst, strengen wir uns nicht besonders an.“ „Was“, rief Schwester Irmgard, „ihr lernt nicht, weil ich euch nicht schlage? Wer morgen mehr als 20 Fehler im Diktat hat, bekommt einen Schlag von mir auf die blanke Hand.“ Die Kinder kicherten und glaubten der frommen Schwester nicht. Am andern Tag hatten alle Kinder über 20 Fehler. Da ließ Schwester Irmgard die ganze Klasse antreten, jeder, der an ihr vorbeiging, bekam eine Tatze. Am nächsten Tag schrieb nur noch ein Drittel der

Schüler mehr als 20 Fehler. Nach einer Woche keiner mehr. Schwester Irmgard mußte zur Kenntnis nehmen, daß eine jahrhundertelange Erziehung mit Stock und Peitsche sich nicht in wenigen Monaten ändern ließ. Wir schlugen ihr und den Lehrern vor, mehr Lob und Ermutigung auszusprechen und am Jahresende Belohnungen auszusetzen, um die einzelnen Schüler anzuspornen. Nicht die Angst, sondern die Freude sollte die Triebkraft zum Lernen werden.

Im übrigen wußten die Schüler, daß Schwester Irmgard sie nicht im Zorn schlug, sondern aus Liebe und Fürsorge. Sie haben diese Zucht und Ordnung ohne Murren ertragen. Schwester Irmgard war von Beruf Krankenschwester und verband neben ihrem Dienst in der Schule viele Wunden im Dorf, verabreichte verordnete Spritzen zur Tag- und Nachtzeit und war immer da, wenn man sie brauchte.

Selbst die Tiere hingen an ihr. Einmal fuhr sie mit dem klapprigen Bus des Dorfes nach Jemelije. Da kam ihr Hund mit heraushängender Zunge hinter dem Bus hergejagt, denn er wollte seine Herrin nicht verlassen. Sie streichelte ihn und knurrte ihn an. Er aber streckte zu Füßen seiner Herrin mit Wonne alle Viere von sich.

Als Schwester Dorle Beck aus dem behüteten Mutterhaus in die Einsamkeit zu Schwester Irmgard nach Majdalona kam, wurde ein großer Lernkindergarten aufgebaut, in dem Spielen, Lesen und Schreiben sich die Waage hielten. Jugendgruppen sangen nach der Schule, bastelten, lernten Flöten- oder Gitarrespielen und hörten Gottes Wort in jugendgemäßer Weise. Eine erweckliche Jugendbewegung in den beiden Dörfern begann. Die Schule bekam einen

guten Ruf. Selbst ein moslemischer Scheich aus dem Nachbardorf sandte seinen Sohn in diese evangelische Schule und nicht in seine eigene Moscheeschule. Eine aufgebrachte Mutter bedrohte einmal mit dem Messer den Schulleiter Munir Abu Hamra, weil er ihr Kind, das durchgefallen war, nicht versetzte und auch nicht bereit war, in überfüllte Klassen weitere Schüler aufzunehmen.

Einmal fuhr ich zu meinen wöchentlichen Besuchen ins Dorf und sah, daß der Bürgermeister, der Pfarrer, der Schulleiter, die Lehrer und alle Kinder am Ortseingang in festlicher Erwartung Spalier standen. Ich dachte, was für ein wichtiger Besuch heute wohl erwartet wird? Als ich nachfragte, erfuhr ich, daß „der elektrische Strom“ an diesem Tag das Dorf erreichen würde. Das war ein einschneidendes Ereignis, denn mit dem elektrischen Strom würde sich die Atmosphäre und Lebensweise des Dorfes ändern. Die Ruhe war dahin! Haushaltsmaschinen, Radios, Fernsehapparate und Eisschränke konnten angeschafft werden. Man lebte nicht mehr nach dem natürlichen Rhythmus von Sonnenauf- und -untergang, sondern blieb abends noch lange wach. Die Technokultur löste die Agrokultur ab. Das ganze Dorf stand zum Empfang des elektrischen Stroms bereit.

Nicht alles in der Schule ging gut. Ein älterer moslemischer Schüler und sein Freund hatten sich unter dem Einfluß des Evangeliums abgesprochen, die Racheaktkette zwischen ihren beiden Sippen zu beenden. Als aber das Ramadanfest nahte, mahnte ihn sein Onkel, die auf der Sippe lastende Schande abzuwaschen, sonst könne

er das Fest nicht mitfeiern. Da ging der Junge nach Hause, holte ein Gewehr aus dem Schrank und erschoss den Vater seines Freundes, der mit Freunden auf seinem Balkon saß und sich mit ihnen unterhielt. Der Junge setzte sich auf ein Motorrad, raste zur nächsten Polizeistation, stellte sich, berief sich auf seine Ehrenpflicht und wurde zu drei Jahren Haft verurteilt. Als er drei Jahre später aus dem Gefängnis entlassen wurde, stand sein früherer Freund am Tor und erschoss ihn vor allen Anwesenden. Auch er stellte sich sofort der Polizei, berief sich auf seine Ehrenpflicht und wurde zu drei Jahren Jugendhaft verurteilt. Wenn seine Sippe nicht auswandert, werden nach dem Gesetz des Islam die gegenseitigen Rachemorde noch Jahrzehnte weitergehen.

Der Feind Gottes hat mehrmals versucht, die Missionsschule in Majdalona in ihren Wurzeln zu vernichten. Schwester Irmgard Klabunde und Dorle Beck waren im Heimaturlaub in der Bundesrepublik Deutschland und wollten mit der jugoslawischen Fluggesellschaft MALEV wieder in den Libanon zurückfliegen. Alles war gebucht und gepackt. Sie hatten sich schon verabschiedet, als Schwester Irmgard ein ungutes Gefühl bekam und sagte: „Ich denke, es ist besser, wir fliegen nicht.“ Trotz Zuspruch und viel Diskussion weigerte sie sich beharrlich zu fliegen. Als das Flugzeug sich von der Meerseite her Beirut näherte, explodierte es plötzlich wie ein Feuerball. Die brennenden Teile stürzten ins Mittelmeer. Die Freunde der Schwestern Irmgard und Dorle, die am Flugplatz auf sie warteten, schauten entsetzt zu und dachten, die beiden seien vor ihren Augen als brennende Fackeln ins Meer gestürzt. Die

Telefone im Mutterhaus Aidlingen liefen heiß. Gebetsfreunde vom Frauen-Missions-Gebetsbund riefen von ganz Deutschland aus an. Schwester Irmgard Klabunde antwortete ihnen selbst tief bewegt und voller Dank für die Bewahrung. Sie teilte ihren Gebetsfreunden mit, daß sie eine Woche später mit derselben Linie zurückfliegen würden.

Als der Bürgerkrieg im Libanon tobte, blieb das Dorf Majdalona lange wie eine Insel des Friedens verschont. Die Gebete der Freunde schufen einen Schutzwall um die Schwestern und ihre Schule. Terroristen aber wollten das Nachbarhaus der beiden Schwestern bei Nacht sprengen, weil ein Verwandter dieser Familie bei der Gegenpartei mitkämpfte. Das Dynamit und die Benzinkanister waren fachgerecht um das Haus verteilt worden, die Zündschnur brannte, die Terroristen verschwanden. Die Sprengladung aber explodierte nicht. „Ein Engel hatte die Zündschnur ausgetreten!“ So erklärte es Schwester Dorle am nächsten Tag, als man feststellte, daß die Zündschnur in der Mitte plötzlich aufgehört hatte weiterzubrennen. Die Sprengladung hätte nicht nur das Nachbargebäude vernichtet, sondern auch das Haus, in dem die Schwestern wohnten, zum Einsturz gebracht.

Als das 25jährige Jubiläum der Schule geplant wurde und eine einfache Tribüne für die Vorführung der Schüler aufgebaut worden war, schaute sich Schwester Dorle am Morgen vor dem Fest nochmals gründlich im Hof um. Sie entdeckte, daß unter der Tribüne in der Nacht eine Sprengladung bzw. ein Brandsatz gezündet worden war. Ein Blatt hatte davor gewarnt, die Feier durchzuführen. Alle

Teilnehmer seien in Lebensgefahr. Schwester Dorle ließ in aller Eile die verbrannten Bretter austauschen, bevor sich die Schüler und die Gäste einfanden. Der Herr gab Gnade zum Fest und bewahrte alle vor Unheil.

Nach 30 Jahren des Segens, von 1953 bis 1983, sollte für diese Insel der Gnade doch noch das plötzliche „Aus“ kommen. Das auf der anderen Talseite liegende Kloster Deir al-Muchallis hatte des öfteren Priester und Nonnen nach Majdalona gesandt, um den katholischen Kindern die Evangelien oder andere Schriften wieder abzunehmen, die sie in der evangelischen Schule geschenkt bekommen hatten. Ein katholischer Gegenunterricht wurde den Kindern nach der Schule verpaßt. Die Kinder aber kamen trotzdem in die Jugendkreise, weil es dort spannend und fröhlich zuging. Von den Erwachsenen in Majdalona, Jemelije und Mgheirije waren es jedoch nur wenige, die sich dem Evangelium öffneten. Die Mehrzahl war für die gute Schule und erstklassige Ausbildung ihrer Kinder dankbar, aber Religion blieb für sie Nebensache. Mehrere Kinder und einige Lehrer jedoch haben das Wort Gottes aufgenommen. Ein moslemisches Mädchen, das Christin wurde, mußte fliehen, weil sie einen jungen gläubigen Christen heiratete. Die Besuche von Schwester Dorle im Libanon nach dem Bürgerkrieg bei den geflüchteten Familien und Kindern vertieften ihren Glauben.

Am 25. April 1985 erfuhren die Christen in Majdalona und Jemelije plötzlich bei Nacht, daß die Drusen und die Moslems beabsichtigten, ihre Dörfer zu erobern und zu zerstören. Sie verließen in ihren Nachtkleidern ihre Häuser,

rannten in die Täler und brachten sich in Sicherheit. Fast alle Häuser in den beiden Dörfern wurden gesprengt, damit keine Palästinenser oder schiitischen Flüchtlinge sich darin festsetzen und die Christen nicht mehr zurückkommen konnten. Damit war das Siedlungsprojekt des amerikanischen Missionars Ford nach drei Generationen zu Ende. Die antichristlichen Mächte hatten dieses Zentrum des Evangeliums in ihrem Raum ausradiert. Zwar hoffen viele der Vertriebenen ihre Heimat nach dem Bürgerkrieg wieder aufzubauen, aber das Vertrauen in die Drusen und Moslems ist zutiefst erschüttert. Niemand weiß, wie es auf die Dauer weitergehen wird.

Bei den Beduinen in der Bekaa

Die dritte schulische Aufgabe, die uns anging, war die Beratung des Beduinenscheichs Talal Schaibani mit seinen Kindergarten- und Grundschulklassen. Sein Vater, der alte Scheich Rahal vom Stamm der Berglöwen - Labwa al-Djabl - in Syrien und Libanon, hatte noch vor seinem Tod Talal, seinem Sohn und Nachfolger, empfohlen, für die Kinder des Stammes eine Grundschule zu eröffnen. Das sei der beste Weg, um die Beduinen für die Zukunft zu rüsten. Die meisten dieser Beduinen sind in der Zwischenzeit in der Bekaa oder in Syrien sesshaft geworden und helfen als Saison-Arbeiter bei der Ernte mit. Aus diesem Grund funktioniert die Beduinenschule nur im Winterhalbjahr. Im Sommerhalbjahr müssen die meisten Kinder mit aufs Feld und helfen, Gemüse oder Kartoffeln zu ernten. Schule ist für sie nur eine Zwischenbeschäftigung, solange es im Winter kalt ist.

Unser Evangelist Suleiman Arar, der in Zahle in der Nähe von Scheich Talal wohnte, übernahm eine Zeitlang den Religionsunterricht in den Klassen der Beduinenkinder. Er ließ viele Bibelworte auswendiglernen. Dieser Schatz sollte sie ihr Leben lang begleiten. Er versuchte auch, Scheich Talal und seine Familie in die nahe Gemeinde in Zahle einzugliedern. Das war schwieriger als gedacht. Die wohlsituierten Gemeindeglieder rückten in den Bänken der Kirche immer von den Beduinen ab: Sie fürchteten, daß sie Läuse, Flöhe und Wanzen mitgebracht hätten oder nicht genügend Wasser und Seife in ihren Hütten oder Zelten besäßen. Das war ein Schock für die Beduinen, die Christen geworden waren. Sie sagten: „Man hat uns nicht akzeptiert! Man will uns nicht haben! Sie sind froh, wenn wir wieder gehen!“

Das ruft eine Urfrage an die Christenheit in Erinnerung: Können Sünder noch in eine Gemeinde eintreten? Oder ist die Gemeinschaft der Heiligen nur eine Versammlung von Scheinheiligen? Werden einfache Leute, die keine Festtagskleider besitzen, willkommen geheißen? Oder schlägt Konvertiten eine Welle des Mißtrauens entgegen? Jede Gemeinde sollte für die Aufnahme von Neugläubigen aus dem Islam vorbereitet werden. Will die Gemeinde überhaupt missionieren oder nicht? Ist sie bereits zum Establishment geworden, oder versteht sie sich als missionarischer Arm Jesu Christi?

Der Dienst unter Beduinen ist der Karmelmission seit ihrem Wirken in Haifa aufgetragen worden. Missionar Martin Spangenberg verarztete als ehemaliger Sanitäter die

Bewohner einzelner Zelte und Häuser mit großer Treue. In den ersten Jahren unseres Aufenthaltes im Libanon nahm er uns einmal zum Übernachten in ein Beduinenzelt mit. Zu einer Beduinengeige (Rabab) wurden im Zelt improvisierte Lieder an der Glut des erloschenen Feuers gesungen. Kaffeetässchen wurden immer wieder nachgefüllt und das Evangelium verkündet. Jedesmal, wenn feuchtes Reisig auf die Glut geworfen wurde, füllte sich das Zelt mit beißendem Rauch. Als wir uns zum Schlaf aufs Stroh legten, hüpfte neben mir ein Kamelfohlen herum, das an eine Zeltstange angebunden war. Das Fohlen schlug aus und kickte mit seinen stelzigen Beinen haarscharf an meinem Kopf vorbei. Der Scheich aber sagte: „Macht nichts! Keine Sorge!“ Ich aber hatte die ganze Nacht das Gefühl, im nächsten Augenblick einen Huftritt abzubekommen. Am Morgen sah ich, daß das Fohlen einen dunklen Halbkreis von Spuren in den Boden getreten hatte, 15-20 cm von meinem Kopf entfernt. Der Beduine hatte die Entfernung genau kalkuliert, ich aber nicht.

Als wir zur Hochzeit von Emira, der Schwester Talals, eingeladen wurden, war der Acker, auf dem das Zelt ihres Vaters stand, kurz zuvor von einem Traktor tief umgepflügt worden. Alle Gäste stolperten über die groben Schollen und saßen auf Teppichen, die über dem aufgerissenen Untergrund ausgebreitet waren. Als wir nach der islamischen Trauung ein Foto von dem jungen Ehepaar machen wollten, schauten wir plötzlich in die Mündung eines Gewehrs. Der Vater des Bräutigams verbot uns, ein Bild zu machen. Die Frau gehöre jetzt ihnen und nicht mehr ihrem

Vater. Bei ihnen sei es nicht erlaubt, Frauen zu fotografieren.

In der Bekaa lebt ein hartes Geschlecht. Im Winter ist es eisig kalt, im Sommer trocken und heiß. Nicht wenige Bewohner leben von Drogenanbau und Schmuggel. Als einmal unser Evangelist Suleiman Arar mit seinem Motorroller abends von Baalbek nach Zahle fuhr, bat ihn ein junger Mann am Wegesrand mit entsprechenden Zeichen, daß er ihn mitnehmen möchte. Suleiman stoppte, ließ ihn aufsteigen und fuhr weiter. Nach einigen Kilometern spürte Suleiman plötzlich den Lauf eines Revolvers in seinem Rücken. Der Soziusfahrer befahl ihm, abzusteigen und seine Barschaft herauszugeben. Suleiman ließ seinen Motorroller umkippen, holte seinen Geldbeutel aus der Tasche und streckte ihn langsam dem Dieb entgegen. Der blickte gierig auf die Börse und wollte zugreifen. In diesem Augenblick schlug ihm Suleiman die Waffe aus der Hand, packte ihn, warf ihn zu Boden, ergriff den Revolver, der auf die Erde gefallen war und sagte zu dem jungen Mann unter seinem Knie: „Jetzt ist deine letzte Stunde gekommen! Beichte deinem Gott deine Sünden. Du bekommst zwei Minuten Zeit, dann mußt du sterben.“ Der andere bettelte um Gnade und weinte. Suleiman aber sagte: „Recht ist Recht und Gesetz ist Gesetz! Du vertraust der Scharia. Jetzt wirst du nach der Scharia gerichtet.“ Dann änderte er seinen Ton und fuhr fort: „So würde ich dich behandeln, wenn ich noch 20 Jahre jünger wäre. Aber inzwischen habe ich erkannt, daß Jesus meine Schuld und meine Strafe getragen und alle meine Sünden vergeben hat. Deshalb vergebe ich dir auch. Fürchte Gott und tue Buße! Du kannst gehen!“ Suleiman stand auf,

immer den geladenen Revolver auf den jungen Mann gerichtet. Der wußte nicht, wie ihm geschah. Zitternd stand er auf, ging rückwärts von dem Evangelisten weg, weil er fürchtete, daß dieser ihm in den Rücken schießen würde, sobald er sich umdrehe. Er traute dem Frieden nicht. Doch dann rannte er plötzlich in die Nacht hinein. In der Bekaa herrschen rauhe Sitten.

Während des Bürgerkriegs wurde das Haus Suleiman Arars dreimal ausgeraubt. Er floh trotzdem nicht, sondern blieb in seinem Missionszentrum wohnen. Eines Nachts schossen Feinde mit panzerbrechenden Waffen auf sein Haus. Eine Granate durchschlug die Außenwand, die aus behauenen Steinen errichtet war, und fuhr in den Schlafzimmerspiegel am anderen Ende des Zimmers. Als ich die Bahn des Geschosses vom Einschlag in die Wand bis zum Spiegel rekonstruierte, stellte ich fest, daß sie 30 cm über dem Bett seiner Frau vom Kopf bis zum Fuß entlang geflogen war. Seine Frau hatte im Bett gelegen. Ihr war kein Haar gekrümmt worden. Die Bewahrungen des Herrn sind wunderbar!



Führungen und Kontakte in Hadath/Beirut

Als wir 1963 von der Schneller-Schule zur Karmelmission zurückkehrten, fanden wir in einem Beiruter Vorort, in Hadath, eine Wohnung. Der Stadtteil lag zwischen Debayeh und Majdalona und war genau die Siedlung, die Ibrahim Douany, der pensionierte Evangelist, als Wohnort für uns von Anfang an vorgeschlagen hatte.

Die evangelische Gemeinde in Hadath

Wir beteiligten uns dort an der evangelischen Mini-Kirche, einer kleinen Kapelle, die neben der Wohnung eines Kirchenältesten gebaut worden war und begannen bei Hausbesuchen, in der Seelsorge, beim Konfirmandenunterricht und beim Predigen mitzuarbeiten. Die Gemeinde war vernachlässigt und vegetierte ohne Hirten vor sich hin. Bei der Taufe eines Dreijährigen im Hause eines Polizei-Offiziers, der zur Gemeinde gehörte, war der Täufling so von der mit Wasser gefüllten Taufschale begeistert, daß er mit Schwung eine Mandarine ins Taufwasser platschen ließ. Das war ein guter Ausgangspunkt für eine kleine Ansprache an den Buben, daß auch er sich ganz von Jesus abwaschen und reinigen lassen solle, so wie er die Mandarine ganz ins Wasser befördert hatte.

Wir trafen bei unseren Hausbesuchen auf evangelische Christen der dritten Generation, die auf die Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts zurückging. Damals übertrugen presbyterianisch-amerikanische Missionare die Bibel mit libanesischen Christen ins

Arabische, verfaßten evangeliumsgemäße Kirchenlieder und gründeten im ganzen Land Gemeinden und Schulen.

Dieser evangelistische Einbruch in die erstarrten orthodoxen und maronitischen Kirchen flachte ab, als in der zweiten und dritten Generation der Missionare liberale Pastoren aus den USA die Gemeinden übernahmen. Einige der Pastoren gehörten Freimaurerlogen an, in denen Juden, Moslems und Christen verschiedener Denominationen geheime Versammlungen miteinander abhielten. Auf diese Weise wurden führende Geistliche aller Religionen in synkretistische Entwicklungen hineingezogen. Mission war bei ihnen unerwünscht. Ein Rest evangelischer Gemeindeglieder hielt jedoch am Althergebrachten fest. Sie missionierten zwar die Moslems nicht, lebten aber als „Protestanten“ im Religionsmischmasch ihrer Umgebung weiter.

Im Haus eines Kirchenältesten trafen wir dessen Söhne Samir und Ghassan Nasrallah. Sie waren gut ausgebildet und hatten führende Stellungen beim „Grünen Plan“ und bei der Firma Shell inne. Die Bibelstunden im Haus dieser Familie führten zu einer Erneuerung der Gemeinde. Ein neues Kirchengebäude konnte gebaut werden. Zu der Einweihung der Kirche luden wir den Regionalbischof (Mutran) der orthodoxen Kirche, Khodr, ein, der in der unmittelbaren Nachbarschaft residierte. Wir baten ihn, nach der Taufe eines schiitischen Moslems, der seinen christlichen Glauben bekannt hatte, ein Gebet zu sprechen. Wir wollten den Mutran weder um eine Ansprache noch um ein Grußwort bitten, um dogmatische Differenzen und Reibereien von vorn

herein auszuschließen. Die Taufe Hussein Tiranis war als Zeichen gedacht, daß wir eine missionarische Gemeinde sein wollten. Mutran Khodr fügte jedoch in sein Gebet nach der Taufe einige Sätze aus dem Hauptgebet der Moslems, der Fatiha, ein, um zu demonstrieren, daß seiner Meinung nach das Evangelium nicht der einzige Weg zu Gott und er selbst mit der Taufe nicht einverstanden sei.

Solch bewußter Synkretismus nutzte dem Mutran jedoch nicht viel. Sein Amtssitz wurde im Bürgerkrieg durch Direktbeschuß der Moslems total zerstört, während die kleine evangelische Gemeinde in Hadath ihre Gottesdienste nach den Kämpfen in dem beinahe unversehrt gebliebenen Kirchengebäude weiterführen konnte. Samir Nasrallah wurde später Geschäftsführer des libanesischen Zweigs der Karmelmission und leistete nach dem Krieg gute Wiederaufbauarbeit.

Das Krankenhaus in Nebek/Syrien

Aus der Zusammenarbeit mit den evangelischen Gemeinden im Libanon erreichte uns die Bitte, in dem benachbarten, sozialistisch regierten Syrien ein verlassenes Missionskrankenhaus neu zu besetzen. Die Aidlinger Schwestern nahmen diese Herausforderung an. Sie fanden durch beharrliches Gebet den Missionsarzt Dr. Gerhard Dollinger, der früher in Uruguay unter mennonitischen Siedlern und unter Indianern gewirkt hatte. Dieses Team richtete sich in dem veralteten Krankenhaus in Nebek mit einer Schwesternschule neu ein. Sie versuchten mit Reparaturen, Putzen und Neubauten ein Missions-

krankenhaus mit etwa 80 Betten aufzubauen, das den heutigen Anforderungen entsprechen sollte.

Helmut Rauch, ein „Wanderer zwischen den Welten“, transportierte in seinem VW-Bus einen gestifteten Operationstisch von Deutschland auf dem Landweg nach Syrien. Er deklarierte den Operationstisch als „Erste-Hilfe-Tisch“, den er selbst eventuell unterwegs benötige, falls ihm ein Unfall zustieße. So bekam er ihn bei allen Zollstationen durch.

Schwieriger gestaltete sich die Prüfung von Frau Esslinger, einer Diplom-Apothekerin, die ihr Examen in Syrien wiederholen mußte, weil auch syrische Schwestern in Deutschland ihre Zulassungsprüfung wiederholen müssen. Bei dieser Prüfung mußte sie aus verschiedenen Grundsubstanzen eine neue Arznei herstellen. Sie hatte die Gewohnheit, die meisten Substanzen, die sie verarbeitete, zuerst durch Riechen zu prüfen. So fand sie heraus, daß in einem der Reagenzgläser, die ihr für die Prüfung überreicht wurden, etwas anderes enthalten war, als auf dem Etikett stand. Der Prüfer wollte ihr nicht glauben. Sie aber beharrte darauf und hatte recht. Hätte sie sich nicht durchgesetzt, wäre sie bei der Prüfung glatt durchgefallen. Auch das war eine Bewahrung durch Jesu Güte!

Eines Tages streikten die einheimischen Putzfrauen, die im Krankenhaus beschäftigt waren und verlangten höhere Löhne als die, die von der sozialistischen Regierung festgelegt worden waren. Als daraufhin die Diakonissen auf ihren Knien die Krankensäle und Flure putzten, schämten sich die einheimischen Hilfskräfte und sprangen herzu, um

den Schwestern zu helfen. Sie verlangten aber kategorisch, daß die Schwestern nicht mehr als Streikbrecher auftraten, weil sie sonst keine Aussicht auf höhere Löhne hätten. Die neuen Ideen der Baath-Partei wiegelten das Volk auf. Der Gedanke des Dienens um Gottes willen wurde von den sozialistischen Forderungen abgelöst.

Als eine moslemische Frau mit schweren Verbrennungen eingeliefert wurde, erläuterte Dr. Dollinger ihren Verwandten, welche Medikamente sie schnell in Damaskus einkaufen oder direkt am Ort bezahlen müßten; auch daß ein Blutspender aus ihrer Familie nötig sei. Da berieten sich die Angehörigen der Schwerverletzten untereinander und nahmen die Totgeweihte wieder mit nach Hause. Sie hatten ausgerechnet, daß die Kosten für eine neue Braut den Mann billiger kommen würden als die Behandlung seiner bisherigen Frau.

Bei einer unserer Busfahrten zu einzelnen evangelischen Christen im Oasen-Dorf Qarjatein, das in der syrischen Wüste liegt, kamen wir an einem „Geisterdorf“ vorbei. Alle Häuser und Straßen waren unversehrt, doch keine Menschenseele, keine Katze, kein Huhn und kein Vogel waren zu sehen. Der Grundwasserspiegel war im Lauf der Jahre so tief gesunken, daß das Wasser nicht mehr mit den üblichen Windrädern hochgepumpt werden konnte. Elektrischen Strom oder einen Generator aber gab es dort nicht. So stand dieses Dorf, von allem Leben verlassen, einsam in der Wüste. Das Dorf ohne Leben wurde mir zum Gleichnis für eine tote Kirche, die nicht mehr vom lebendigen Wasser des Evangeliums trinkt und nicht von

der Kraft des auferstandenen Christus lebt.

Leider hat der Sechs-Tage-Krieg zwischen Israel und Syrien dem Einsatz des deutschen Teams in Nebek 1967 ein Ende bereitet. Die syrischen Behörden legten dem Arzt und den Schwestern nahe, nach Hause zu fahren, damit sie nicht in kriegerische oder politische Auseinandersetzungen verwickelt würden - vielleicht auch, damit sie keinen Einblick in die Art der Verwundungen oder die Anzahl der Toten bekommen sollten.

Die Gefängnisseelsorge von Salim Jakoub

Ein anderer Zweig der Karmelmission seit ihrer Gründung ist die Gefängnisseelsorge. In Palästina, im Libanon und zeitweise auch in Syrien und Jordanien war es erlaubt, den Gefangenen das Evangelium zu verkündigen. Als wir zur Karmelmission zurückkamen, war es Pfarrer Salim Jakoub, der die Gefängnisse im Libanon besuchte. Seine Frau begleitete ihn meistens auf den langen und beschwerlichen Fahrten. Unterwegs verteilten sie Traktate und fanden heraus, daß die Busbahnhöfe der beste Platz sind, um viele Leute in einem Bezirk schnell zu erreichen.

Einmal bat sie ein junger Mann um 1000 Traktate. Er wollte sie in seinem Heimatdorf verteilen. Sie hatten Bedenken, ihm so viele Schriften zu überlassen und wollten ihm nur einige Dutzend Verteilblätter mitgeben. Er aber versprach ihnen hoch und heilig, jedes Blatt sorgfältig an den Mann zu bringen, so daß sie ihm - entgegen ihrer Gewohnheit - 1000 Traktate gebündelt überließen. Als der

junge Mann in den Bus stieg, fuhr zur gleichen Zeit auch sein Vater mit und fragte ihn, was er denn in dem Paket bei sich trüge. „Nichts Besonderes, nur einige Schriften zum Lesen“, war die Antwort. Der Bus fuhr ab und gelangte über holprige Wege in die Nähe des Heimatdorfes. Da sagte der Vater zu seinem Sohn: „Laß mich doch einmal sehen, was du da zum Lesen bei dir hast.“ „Ach“, entgegnete der Sohn, „das interessiert dich bestimmt nicht. Es ist nur etwas Religiöses.“ Nach einiger Zeit sagte der Vater: „Ich interessiere mich gelegentlich auch für Religion. Gib mir das Paket!“ „Nein“, entgegnete der Sohn. „Doch“, sagte der Vater und bückte sich, um das Paket an sich zu nehmen. Der Sohn aber hielt es fest und wehrte seinen Vater ab. Der jedoch riß es mit einem Ruck an sich, öffnete es und sah die 1000 Verteilschriften. „Das kommt nicht in Frage, daß du dieses Propagandamaterial der Protestanten in unserem Dorf verteilst“, sagte der Vater, schob das Fenster zurück und warf die auf buntem Papier gedruckten Verteilblätter im hohen Bogen zum Fenster hinaus. Beide waren inzwischen in ihrem Dorf angelangt. Der Bus hielt nach einigen hundert Metern. Der junge Mann hastete hinaus. Er hatte versprochen, jedes Traktat persönlich an den Mann zu bringen. Er rannte die Straße zurück und suchte das weggeworfene Paket. Er fand es nicht mehr. Stattdessen erfuhr er, daß es beim Aufprall auf den Boden geplatzt war. Die Kinder der Umgebung und auch Erwachsene waren neugierig herbeigeeilt und wollten wissen, welche geheimnisumwitterten Schriften aus dem fahrenden Bus geworfen worden waren. Sie hatten die Traktate an sich gerissen, untereinander verteilt und mit nach Hause

genommen. So waren alle Schriften „an den Mann“ gekommen, obwohl der junge Verteiler nichts dazu beigetragen hatte. Der Herr hatte das Versprechen des jungen Mannes auf seine Weise erfüllt.

Salim Jakoub und seine Frau wurden eines Tages auf einem Dorfplatz in ein Streitgespräch über Jesus verwickelt. Es sei doch eine Schande, daß die Christen behaupteten, Gott hätte einen Sohn! Solch eine schmutzige Blasphemie gehöre von der Regierung verboten. Salim Jakoub erklärte ihnen, im Koran stehe: Gott hat seinen Geist in Maria geblasen (Sure 21,91; 66,12). Deshalb sei Jesus ein geistlicher Sohn Gottes und nicht durch einen biologischen Kontakt gezeugt worden. Als die erregte Menge dies hörte, schrien sie: „Der Ungläubige hat den Koran zitiert! Er hat keine Ahnung davon! Er hat kein Recht, Koranverse auszusprechen. Er versteht sie überhaupt nicht und lügt.“ Als das Geschrei immer lauter wurde, eilten zwei Polizisten herbei und versuchten, die Menge zu beruhigen. Als das Geschrei zunahm, packten sie kurzerhand Salim und dessen Frau am Arm und führten sie zum Ortsgefängnis. Die johlende Menge folgte hinterher.

Als der Gefängnisdirektor Pfarrer Salim Jakoub sah, stand er auf und sagte: „Herzlich willkommen! Wir haben schon lange auf Sie gewartet. Die Gefangenen fragen immer nach Ihnen.“ Er brachte ihnen Kaffee, nötigte ihn und seine Frau, sich zu setzen und ließ die Gefangenen, die zuhören wollten, zu einer Andacht im Gefängnishof rufen. Die beiden Polizisten, die Salim und seine Frau in Schutzhaft genommen hatten, wurden immer kleinlauter und stellten

zum Schluß die Gefangennahme der beiden als Schutzmaßnahme dar, um sich aus der Schlinge zu ziehen. Salim aber konnte im Gefängnishof allen, die zuhören wollten, sagen, daß Jesus von sich selbst bezeugt hatte: **„Der Geist des Herrn ist auf mir, darum daß er mich gesalbt hat, den Armen das Evangelium zu verkündigen; er hat mich gesandt zu predigen den Gefangenen, daß sie frei sein sollen, und den Blinden, daß sie sehen sollen, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, zu verkündigen das Gnadenjahr des Herrn“** (Lukas 4,18-19).

Ein anderes Mal wurde Salim Jakoub bei seinen Gefängnisbesuchen in einen Raum mit Schwerverbrechern geführt. Er wollte nicht, daß ein Wachsoldat ihn begleite, weil sonst kein offenes Gespräch mit den Gefangenen möglich sei. Als er allein mit den Lebenslänglichen zusammensaß, schlossen sie plötzlich hinter ihm die Tür und sagten: „Du kommst heute nicht wieder hinaus, ehe du unsere Frage mit einem klaren Ja oder Nein beantwortet hast.“ Salim entgegnete: „Wie kann ich mit Ja oder Nein antworten, wenn ich die Frage nicht kenne? Stellt mir erst eure Frage, dann bekommt ihr eine ehrliche Antwort.“ „Gut“, antwortete der Sprecher der Gefangenen, „wer ist größer - Muhammad oder Jesus?“

Pfarrer Salim Jaboub stockte der Atem. Durch seinen Kopf schossen verschiedene Gedanken. Sage ich: Christus ist größer, kann es sein, daß einer der Mörder mir gegenüber tötlich wird. Sage ich: Muhammad ist größer, greifen mich

die Christen an, die mit den Verbrechern eingesperrt sind. Er betete in seinem Herzen. Da sagte der Sprecher: „Hab keine Angst, wir garantieren dir Leben und Freiheit. Du kannst antworten, was du willst; aber sag uns die Wahrheit.“ Da antwortete Salim Jakoub: „Ihr bekommt eine klare Antwort. Aber nicht ich will euch sagen, wer der größere von den beiden ist, sondern der Koran selbst soll euch die Antwort geben. Ich zitiere jetzt einige Verse aus dem Koran, und dann entscheidet selbst, wer der größte von beiden ist.“

Er zeigte ihnen anhand verschiedener Suren und Traditionen, daß Muhammad von einem normalen Vater und einer bekannten Mutter auf natürliche Weise geboren wurde. Jesus dagegen wurde nach dem Koran durch Gottes Wort und Geist von der Jungfrau Maria geboren. Der Name der Mutter Muhammads findet sich an keiner Stelle im Koran. Der Name der Mutter Jesu aber ist 34 mal in den Suren zu lesen. Maria gilt als die Auserwählte unter allen Frauen der Welt.

Weiter zeigte ihnen Salim einige der überragenden Namen Christi im Koran: der Gesalbte, das Wort Gottes, das Mensch wurde, der Geist Gottes in Person, der wahre Ajatollah, der Gesegnete, der Gute und Sanftmütige. Diese Eigenschaften und Namen werden in bezug auf Muhammad im Koran nicht genannt.

Von Jesus steht des weiteren im Koran, daß er zehn Wunder vollbringen konnte. Er hat durch sein mächtiges Wort Blinden die Augen geöffnet, Aussätzige geheilt, Tote auferweckt, den Jüngern in der Wüste Speise vom Himmel gebracht, ihnen ihre Geheimnisse aufgedeckt und ihnen von

schwierigen Geboten einige erlassen. Die Kraft Jesu hat seine Nachfolger verändert, daß sie nicht stolz blieben, sondern barmherzig und mitleidig wurden, kein Geschäft mit ihrem biblischen Wissen machten und eine höhere Stufe einnahmen als alle Ungläubigen.

Zum Schluß erzählte ihnen Pfarrer Jakoub, daß Gott Jesus zu sich in den Himmel emporgehoben hat und daß er heute - entsprechend dem Koran - bei dem Allmächtigen lebt, während Muhammad gestorben ist und in Medina begraben wurde. Sein Grab ist nicht leer, vielmehr wartet er im Zwischenreich (Barzakh) auf das Jüngste Gericht. Alle seine Nachfolger müssen jedes Mal, wenn sie den Namen Muhammad aussprechen, wiederholen: „Allah bete über ihm und gebe ihm Frieden.“

So hat Pfarrer Jakoub den Gefangenen Verse aus dem Koran in Erinnerung gerufen und sie vor die eigenartigen Zeugnisse Muhammads gestellt, der Jesus aus taktischen Gründen groß machte, um die Christen für den Islam zu gewinnen.

Als Salim geendet hatte, herrschte Schweigen. Alle wußten, daß Muhammad keine Wunder vollbracht hatte - außer den poetischen Versen im Koran, die „Wunder“ genannt werden. Sie begriffen: **Muhammad ist tot! Jesus lebt!** Diese Tatsache verschloß allen den Mund. Das war die klare Antwort, die sie erbeten hatten.

Der Sprecher sagte zum Schluß: „Du hast offen geredet. Einige von uns sind zufrieden mit deiner Antwort, andere sind voller Zorn. Aber wir haben dir freies Geleit gelobt, du

kannst in Frieden gehen. Wir aber werden jedes deiner Worte abwägen und prüfen und dir nächstes Mal, wenn du wiederkommst, eine deutliche Antwort geben.“

Es steht außer Frage, daß Satan solche missionarischen Einsätze nicht liebt. Er versucht alles, um die Boten Jesu zu vernichten. Einmal fuhren Salim und seine Frau mit ihrem Kleinauto auf einer holprigen Straße. Sie wurden von einem LKW überholt und auf die Seite gedrängt. Ihr Wagen kollidierte mit einem Felsbrocken am Straßenrand, überschlug sich und landete im Graben. Salim und seine Frau lagen kopfunter im Auto. Sie krabbelten aus dem Fenster ins Freie, betasteten ihre Glieder und dankten dem Herrn, daß sie am Leben waren und nichts gebrochen hatten. Das auf seinem Dach liegende Auto wurde wieder umgekippt, so daß sie nach Hause fahren und die Blechbeulen auswuchten lassen konnten.

Wir hatten das Vorrecht, im Hauskreis der Familie Jakoub zwei Jahre lang den Epheserbrief Wort um Wort auszulegen, um ihnen geistliche Speise und Ermutigung für ihre gefährlichen Dienste mitzugeben.

Judenmission in Beirut

In Beirut lebten etwa 5000 Juden in einem eigenen Viertel. Dr. Seale, ein Judenchrist und Professor für Hebräisch, lud mich ein, ihn bei seinen Besuchen in den Wohnungen und Synagogen zu begleiten und ihn bei den Gesprächen mit den Gläubigen des Alten Bundes zu unterstützen.

Wir kamen an die Haustür eines Sohnes Abrahams. Sie wurde vorsichtig geöffnet. Als der Mann merkte, daß wir ihm das Evangelium erklären wollten, kam er uns zuvor und sagte: „Als Gott die Menschen schuf, nahm er ein Sieb und füllte es mit allem, was er von der Erde aufraffen konnte. Dann rüttelte er das Sieb, so daß Staub und Schmutz zu Boden fielen. Das sind die Götzenanbeter. Dann warf er den Inhalt in die Höhe, so daß der Wind Gras, Spreu und Blätter mitnahm. Das sind die Philosophen und Rationalisten, die meinen, mit ihrem Verstand Gott erkennen zu können. Dann las der Herr Stacheln, Holz und Knochen aus dem Sieb heraus und warf sie hinter sich. Das sind die Moslems. Zum Schluß untersuchte er die Steine. Die Lehmbrocken sowie die wertlosen schwarzen und weißen Steine warf er über den Rand. Das seid ihr, die Christen. Was übrig blieb, waren Edelsteine. Das sind wir, das auserwählte Volk! Ihr braucht euch keine Mühe zu geben, wir fallen auf eure Irrtümer nicht herein!“ Dann knallte er die Tür vor unserer Nase zu, bevor wir noch etwas sagen konnten.

Einmal trafen wir einen jungen Juden und unterhielten uns mit ihm über den kommenden Messias. Er schnitt uns das Wort ab und sagte: „Ich warte sehnsüchtig auf das baldige Kommen des Messias. Er wird in Kürze erscheinen, ein Königreich des Friedens aufbauen und von Jerusalem aus alle Völker der Erde mit eisernem Stab regieren. Er kommt bald. Ich werde in den nächsten Tagen über Zypern ausreisen, um mich seiner siegreichen Armee zur Verfügung zu stellen, wenn er sein jüdisches Weltreich aufrichten wird.“

Besonders am Sabbat (Freitagabend Sonnenuntergang bis Samstagabend Sonnenuntergang) veränderte sich das Leben im Beiruter Judenviertel sichtbar. Die Bewohner trugen Festtagskleider. Niemand arbeitete. Viele Männer gingen in die Synagoge, und Familien besuchten sich gegenseitig. Man konnte auch in Beirut erkennen, daß der Sabbat ein Tag der Freude und ein Zeichen des Alten Bundes war.

Mein erfahrener Lotse im Gespräch mit Juden näherte sich Freitagabends gern einer Synagoge, wartete, bis er als Fremder eingeladen wurde einzutreten und setzte sich zum Gespräch. Wir kamen selten zu Wort. Sobald wir anfangen Christus, den gekreuzigten Gottessohn, mit Hilfe alttestamentlicher Texte und Verheißungen zu verkündigen, fielen die Anwesenden mit einem Schwall von Worten über uns her, so daß man meinte, in die Salve einer Maschinenpistole geraten zu sein. Dr. Seale hörte geduldig zu, war des Hebräischen im Alten Testament wie auch des gesprochenen Dialekts mächtig, und konnte den Anwesenden aus der Tiefe des Wortes immer wieder die Wahrheit verständlich machen. Ich hatte Mißverständnisse aus dem Islam, die sich in ihre Gedanken eingeschlichen hatten, in arabischer Sprache zu klären, die die Anwesenden beherrschten.

Es war mehr als spannend, mit den Kindern Abrahams offen über die Bibel zu reden. Dann kam der große Augenblick, weswegen wir Erlaubnis bekommen hatten, die Synagoge zu betreten. Die Juden dürfen am Sabbat kein Feuer machen. Das schließt Lichtanzünden oder den Knopfdruck am Aufzug mit ein. In größeren jüdischen

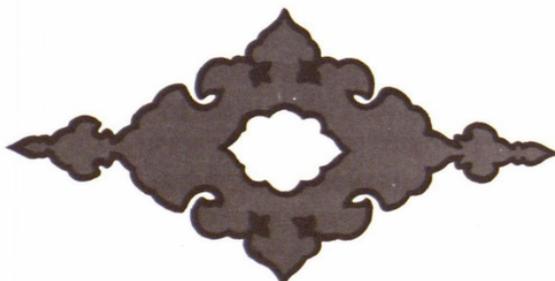
Hotels gibt es einen „Sabbat-Aufzug“, der an jedem Stockwerk automatisch hält, Türen öffnet und Türen schließt und ständig auf und ab pendelt. In unserem Fall waren wir deshalb willkommen, weil wir als unreine Nichtjuden bei Einbruch der Dämmerung an ihrer Stelle das elektrische Licht einschalten konnten. Sobald das Licht brannte, war unsere Aufgabe erfüllt. Wir spürten dann, daß es Zeit war, zu gehen.

Reverend Seale war einige Jahre lang Hauptpastor an der evangelischen Gemeinde in Damaskus. Er erzählte uns von einem syrischen Christen, der unerwartet zum Militärdienst eingezogen werden sollte. Dieser Christ rechnete damit, daß er in dem zu erwartenden Krieg mit Israel fallen werde. Deshalb kam er zu Pastor Seale und bat ihn, für ihn eine Toten-Trauerfeier in der Kirche mit Blumen, Liedern, Lesungen, Ansprache und Gebet zu halten. Er wolle dabei im Sarg aufgebahrt vor ihm liegen und genau zuhören. Dann könne er in Ruhe und mit Frieden in den Krieg ziehen und sterben. Weil der junge Mann, der diese Bitte vortrug, geistig etwas gestört war, erfüllte der Pastor ihm diese Bitte, trommelte einige Gemeindeglieder zusammen und hielt eine komplette Trauerfeier für den Lebenden im Sarg, um ihm zur Ruhe seines Herzens zu verhelfen. Im Orient geschehen Dinge, bei denen manches Konsistorium in Europa kopfstehen würde.



Die Ras-Beirut Gemeinde

Jesus hat uns in den Jahren unseres Aufenthalts in Hadath eine gesegnete Gemeinschaft mit einer Reihe von Missionaren, Studiolleitern, Professoren der Amerikanischen Universität, Sprachwissenschaftlern und Studenten gegeben, die neben den Gottesdiensten in ihren Gemeinden sich noch in einer weiteren Hauskreisgemeinde in Ras-Beirut trafen. Dr. Thomas, Bud Accord, Mr. Shibr, Mr. Howell, Mr. Syverson, Howard Norrish und andere fanden sich in diesem Kreis zu Gebet, Austausch, Zusammenarbeit und Hören auf Gottes Wort ein. Für die jüngeren und älteren Kinder wurden Sonntagsschulklassen eingerichtet, die so interessant waren, daß die Großen und Kleinen gern daran teilnahmen. Unser Ältester, Christoph, war der einzige in seiner Klasse. Ein Biologieprofessor der Amerikanischen Universität gab ihm allein ein Jahr lang sonntags eine Stunde Bibelunterricht, bis später noch andere Schüler hinzukamen. Diese Gemeinde hat unsere Familie zutiefst geprägt und unsere späteren Dienste befruchtet. Wir danken dem Herrn Jesus für diese Geschwister. Die geistliche Freude in seiner Gemeinde ist eine große Kraft.





III
Bewahrungen
und Erfahrungen
mit Christus
in arabischen Ländern
(1968-1975)



Die Einführung der fortlaufenden Bibellese im Nahen Osten

Die entscheidende Wende in unserem Dienst für Christus ergab sich aus einem Gespräch mit Pfarrer Fuad Bahnan von der Beirut-Kirche. Wir sprachen offen miteinander über die Situation in seiner Gemeinde und sagten ihm: „Wenn ihr als Pfarrer nicht klar Gesetz und Evangelium verkündigt, werdet ihr schuldig am geistlichen Tod eurer Gemeindeglieder.“ Er fragte, wie eine solche Verkündigung am besten aufzubauen und zu gestalten sei. Wir empfahlen, die verschiedenen Pfarrer und Gemeindeglieder sollten ihre Gemeinden ins ganze Wort Gottes einführen und schlugen vor, eine entsprechende Bibelleseordnung aufzustellen, und sie in allen Gemeindekreisen einzuüben. Er antwortete darauf: „Dazu sind wir nicht in der Lage. Macht ihr das für uns!“

Zunächst versuchten wir, 52 Pastoren und Evangelisten im Libanon ausfindig zu machen, die in der Lage wären, die Auslegungen zu den Tageslesen jeweils für eine Woche zu schreiben. Niemand war jedoch zur Mitarbeit bereit, wenn dieser oder jener Pastor der oder jener Kirche daran beteiligt wäre. Daraufhin baten wir die Verantwortlichen für die Bibelleseordnung der evangelischen Kirchen in Deutschland um die Erlaubnis, diese bewährte Ordnung in den Nahen Osten zu übertragen. Bei dieser Einteilung der Bibel in Leseabschnitte für jeden Tag wird in vier Jahren das Neue Testament ganz durchgenommen und in acht Jahren parallel dazu die wichtigsten Texte des Alten Testaments gelesen.

Im Sommer 1968 konnten wir während eines Aufenthalts

im Aidlinger Mutterhaus aus dem Aidlinger Bibellesezettel und der Mitarbeiterrüste des CVJM die ersten evangelistischen Auslegungen für die tägliche Bibellese zusammenstellen. Christoph und Wilfried übersetzten die Texte ins Arabische. Das Ziel dieser Kurzauslegungen bestand darin, die lethargischen Christen im Nahen Osten wachzurütteln und zu missionarischen Diensten unter Moslems zu ermutigen.

Der Herr hatte nicht lange vor dieser Anfrage der Beirut-Kirche uns den rechten Mann zur Überarbeitung dieser Auslegungen gesandt: Iskander Jadeed. Er war Moslem und Offizier in der französischen Armee gewesen. Er hatte als Oberschüler Christus als seinen Herrn angenommen. Als sich die französische Armee im Zweiten Weltkrieg spaltete und die Einheiten auch im Libanon aufeinander schossen, quittierte er seinen Dienst, wurde Kaufmann, absolvierte durch Fernbriefkurse eine Bibelschule und wurde als Prediger von der evangelischen Synode nach Nabatije, einer islamischen Stadt im Süden des Libanon, berufen. Er wechselte später als Editor in eine christliche Verlagsanstalt und wurde danach als Pastor in die Beirut-Kirche gerufen, um in Debayeh und Hadath Predigt und Seelsorge zu übernehmen. Iskander Jadeed war mir schon bei früheren Begegnungen als bescheidener und fähiger Mann Gottes aufgefallen. Als Pastor Farid Audeh der Karmelmission drei Pastoren zur Auswahl für unsere Stationen vorschlug, entschieden wir uns sofort für Iskander Jadeed. Der Herr hat diese Berufung bestätigt. Iskander Jadeed wurde später zehn Jahre lang der Vorsitzende der Evangelischen

Karmelmission im Libanon und entpuppte sich als ein evangelistischer Schriftsteller von internationalem Rang.

Zunächst schickten wir die vorbereiteten Texte für das erste Vierteljahr unserer Bibellese per Luftpost in den Libanon zu Pastor Iskander Jadeed. Er glättete und schliff unsere ins Arabisch übersetzten Auslegungen, so daß weder orthodoxe Christen noch Moslems unnötig daran Anstoß nehmen konnten. Ein Druckereibesitzer im Libanon wagte es, unser kleines Büchlein „Wegweiser für junge Erwachsene“ trotz schwieriger Umstände zu drucken, so daß es zum Beginn des Kirchenjahres, am 1. Advent 1968, bereits in mehreren christlichen Buchhandlungen und Radiostudios im Libanon zur Weiterverteilung und Benutzung vorlag.

Die täglichen Bibelleseabschnitte wurden später mit vollem Text fettgedruckt in die vierteljährlichen Ausgaben unseres „Wegweisers“ übernommen. Dann folgten etwa 200 Worte Auslegung im Stil der arabischen Zeitungssprache, die in einem einfachen Gebet als Antwort des Lesenden zusammengefaßt wurden. Zum Abschluß wurde noch eine Frage, die auf den Kern des Textes zielte, angehängt. Sie sollte die Leser zum Nachdenken bewegen und zu einer intensiven Beschäftigung mit der Heiligen Schrift anleiten. Wo es angebracht war, stellten wir aus dem Bibeltext noch den wichtigsten Vers zum Auswendiglernen heraus, denn arabisch sprechende Menschen haben die besondere Begabung, schnell auswendig zu lernen.

Zwischen die Tageslesen mit ihren Auslegungen, Gebeten, Fragen und Merksprüchen wurden vierteljährlich

das Vaterunser, die Zehn Gebote und das Apostolische oder Nicänische Glaubensbekenntnis eingefügt. Wir hofften so die Hauptstücke des Katechismus dem Gedächtnis unserer Leser als Basis für ihr Leben einprägen zu können.

Von Anfang 1970 an empfahlen wir der wachsenden Zahl unserer Leser, sich in einer Gebetskette zu vereinigen und miteinander um eine Erweckung und Segnung der arabischen Länder zu beten. Wir schlugen folgenden Gebetsplan vor:

Sonntag: Syrien, Libanon, Jordanien, das Heilige Land und die palästinensischen Flüchtlinge. In diesen Ländern lebten 1969 etwa 14 Millionen Menschen, heute sind es bereits 28 Millionen.

Montag: Irak, Kuwait, Katar und die Vereinigte Arabische Republik. Dort lebten 1969 etwa 12 Millionen, heute sind es 25 Millionen.

Dienstag: Saudi-Arabien, Jemen und Oman. Dort lebten 1969 etwa 13 Millionen, heute sind es 30 Millionen, die ausländischen Gastarbeiter eingeschlossen.

Mittwoch: Sudan, Eritrea und Somalia. 1969 lebten dort etwa 22 Millionen, heute zählt man 45 Millionen.

Donnerstag: Ägypten. Im größten arabischen Land lebten 1969 etwa 32 Millionen, heute hat sich die Zahl auf über 60 Millionen erhöht.

Freitag: Libyen, Tunesien, Algerien und die Sahara. 1969 lebten dort etwa 19 Millionen Menschen, heute sind 41 Millionen daraus geworden.

Samstag: Marokko und Mauretanien. 1969 lebten dort etwa 16 Millionen, heute hat sich die Zahl auf 30 Millionen erhöht.

Aus diesem Gebetsvorschlag können wir erkennen, daß die Zahl der arabisch sprechenden Menschen sich in nur 25 Jahren durch Geburtenüberschuß verdoppelt hat! Wenige Christen haben die Bedeutung dieser Tatsache erkannt und Konsequenzen für die Zukunft daraus gezogen.

Wir legten von Anfang an Wert darauf, daß sich keine religiöse Selbstbespiegelung in unsere Lesergemeinde einschlich. Jeder sollte ermutigt werden, die Mitverantwortung für die Bewohner der anderen arabischen Länder zu übernehmen. Das Ziel der Bibellese war die Erweckung der einzelnen zur Mission unter allen.

In jenen Tagen erlebten wir einen unaufhaltsamen Strom der Gnade Jesu Christi. Wir hatten das Vorrecht, die wichtigsten Bibeltex-te mit Hilfe der Erläuterungen von Adolf Schlatter, der Wuppertaler Studienbibel und anderer Auslegungen für arabisch sprechende Leser zu erklären. Jetzt begriffen wir, weshalb wir zunächst in der Jugendarbeit, dann in Schulen, in der Dörfermission, im Flüchtlingslager, unter Beduinen, in der Großstadt, in Krankenhäusern und in der Gefängnisseelsorge Jesus zu dienen hatten. Die Bibellese sollte nicht allein für eine christliche Minderheit in den Kirchen des Nahen Ostens geschrieben werden, sondern auch für die Moslems in den arabischen Ländern, die dort 90 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Das setzte geistliche Weite und vielseitige Erfahrungen voraus, die niemand allein durch Studien erwerben kann.

Iskander Jadeed und ich waren zu Beginn unserer verlegerischen Arbeit über 40 Jahre alt. Außerdem stellte uns der Herr unerwartet Nur al-Din, einen ehemaligen islamischen Religionsscheich zur Seite, der in der Al-Azhar Universität in Kairo studiert hatte und zum christlichen Glauben übergetreten war. Er besaß die Gabe, unsere Texte in ein leicht verständliches Arabisch zu bringen, das von den Moslems aller arabischen Länder verstanden wurde.

Durch unsere Bibellese sind in den Jahren 1969 bis 1972 alle Schriften des Neuen und etwa die Hälfte des Alten Testaments von Tausenden Arabisch sprechender Christen und Moslems gelesen worden. Die nichtbehandelten Bücher des Alten Testaments wurden in den Jahren 1973 bis 1976 ausgelegt.

Leider besaß die Evangelische Karmelmission zu Beginn dieser Medienmission kein Geld zum Druck irgendwelcher Bücher und Schriften. Aber wenn sich Jesus eine Sache vorgenommen hat und sie in Bewegung bringen will, sorgt er auch für die nötigen Mittel. Ausgerechnet der freundliche, sozialistisch eingestellte Pastor der deutschen Gemeinde in Beirut, Rudolf Weckerling, verwandte sich zweimal für unsere Bibellese bei einflußreichen Freunden in der Bundesrepublik, die unserer Schriftenmission mit zwei größeren Spenden auf die Beine halfen. Später trugen die Gebetsfreunde der Karmelmission die wachsende Last der finanziellen Aufwendungen für die Dauer von 25 Jahren. Der Glaube und die Gebete, die ihre Opfer begleiten, ist die Triebkraft unserer ständig wachsenden Medienmission geblieben. Diese Gebetsgemeinschaft vieler tausend

Freunde ist ein Wunder Jesu und das Geheimnis der folgenden Entwicklungen und Bewahrungen.

Durch unsere Medienmission sind wir über die Grenzen des Libanon hinaus in Kontakt mit vielen lesehungrigen Menschen gekommen. Aus Bahrein schrieb ein moslemischer Lehrer, der an einer Grundschule unterrichtete: Eure Bücher sind leicht verständlich und gut geschrieben. Bitte sendet mir regelmäßig 30 Exemplare eures „Wegweisers für junge Erwachsene“, damit ich ihn als Textbuch im Unterricht meiner Klassen einführen kann.

Aus Rom schrieb ein arabisch sprechender Student, daß die Bibellese ihn zur Umkehr und zum Glauben an Jesus Christus gebracht hätte. Er habe seine Kommilitonen, die, wie er, auch arabisch sprechen, zu einer Party eingeladen, die Tür hinter ihnen abgeschlossen und den auf Musik und gute Speisen Wartenden nahegelegt, ein neues Leben zu beginnen. Als er die konsternierten Gäste aufforderte, mit ihm zu beten, seien die meisten geflohen und hätten ihn gezwungen, die Tür zu öffnen. Einige aber seien geblieben und hätten gesagt: „Jetzt werd’ mal vernünftig und erkläre uns, was in dich gefahren ist!“ Er berichtete ihnen, wie er mitten in Rom durch das Lesen der Bibelabschnitte, der Auslegungen und Gebete begriffen habe: Ich bin ein verlorener Mensch! Auf mich wartet das Gericht und die Hölle! Jetzt suche er Freunde, die mit ihm den neuen Weg gehen wollten. Die verbliebenen Gäste meinten, es sei ja recht und gut, was er sage; aber sie wüßten auch nicht, wie man mit Gott reden könne. Sie könnten ihm nicht helfen. Da klingelte es an der Tür. Der Gastgeber öffnete, draußen stand

der Postbote und brachte das neue Quartalbuch des „Wegweisers für junge Erwachsene“. Da begannen sie miteinander diese Texte zu lesen und zu beten - mitten in Rom!

In Oman trafen wir Pfarrer Al-Farid, einen arabisch sprechenden Seelsorger. Er stand dort, am äußersten Zipfel der Arabischen Halbinsel, einer Gastarbeitergemeinde vor und besuchte gleichzeitig Einheimische, die am Evangelium Interesse hatten. Im Gespräch über die Situation der Gemeinde in Muskat bezeugte er, daß er als junger Ägypter durch unsere Bibellese entscheidende Anstöße für sein geistliches Leben und seinen Dienst bekommen habe. Ohne sie würde er heute nicht auf diesem vorgeschobenen Posten stehen. Ähnliches sagte auch Bischof Botros von der koptischen Kirche in Kairo. Auch er hatte durch den „Wegweiser“ eine evangelistische Ausrichtung für seinen Glauben und Dienst bekommen.

Wir danken dem Herrn Jesus Christus, daß er die Auslegungen der Bibellese benutzt hat, um vielen jungen Menschen im Nahen Osten zum Glauben, Hoffen und Lieben zu verhelfen. Wir stoßen immer wieder auf Langzeitnachwirkungen unserer evangelistischen Schriften in den verschiedensten arabischen Ländern.



Rudiosendungen umsonst

Die ersten Reaktionen auf die Vorbereitungen zur Herausgabe unserer Bibellese kamen von den Verantwortlichen zweier christlicher Radiostudios: von Direktor Haurani von der „Stimme des Evangeliums“ in Addis Abeba, Studio Beirut, und von Rev. Bud Accord von Radio ELWA in Monrovia, Studio Beirut. Beide waren von dem Gedanken begeistert, eine Bibellesereihe mit kurzen Auslegungen, täglichen Gebeten und Fragen zum Text in der Hand zu haben, die sich über vier Jahre erstreckte und sich nicht wiederholte.

Das Beirutstudio des Senders in Addis Abeba umrahmte die Lesungen und Auslegungen mit rhythmischen modernen Melodien arabischer Lieder, während der Sender in Monrovia die Texte mit arabischen Liedern zur volkstümlichen 'Aud, einer arabischen Gitarre, begleitete. Plötzlich wurde unsere Bibellese täglich mehrmals über den Äther verbreitet und deckte wie ein Netz der Gnade alle nordafrikanischen Staaten, die Nilländer, die Arabische Halbinsel und die Staaten entlang des großen Grabenbruchs ab. Wir wußten nicht, was uns geschah.

Wir hatten keine besondere Technik der Verkündigung entwickelt, sondern nur das ganze Wort Gottes in Tageslesungen für junge Erwachsene so ausgelegt, daß die Antwort des Evangeliums auf die Fragen des Islam deutlich und verstehbar wurde.

Dies war der nicht geplante Beginn von Radiosendungen durch die Karmelmission. Dabei nahmen wir sie weder selbst

auf noch finanzierten wir sie. Der Herr hatte uns Tausende von Ohren geöffnet, bevor wir überhaupt begriffen, was geschehen war.

Als wir das starke Interesse der Verantwortlichen für Radioprogramme an unserer Bibellese erkannten, fügten wir von Anfang 1969 an die Zeiten und Wellenlängen der verschiedenen christlichen Programme in unsere Bibellese ein und machten unsere Leser auf die Möglichkeiten aufmerksam, gute Evangeliumsverkündigung zu hören. Ab Sommer 1971 forderten wir unsere Briefpartner in der Bibellese zudem auf, uns ihre Hörgewohnheiten, die Empfangsqualität der einzelnen Sendungen und ihre Programmwünsche mitzuteilen. Damit wurde unsere Lesergemeinde in die Lage versetzt, an der Gestaltung der zukünftigen Sendepläne mitzuarbeiten.

Direktor Haurani berichtete von einem eigenartigen Briefwechsel aus Algerien. Ein Moslem hatte unsere Sendungen in seinem Transistor-Radio gehört und schrieb: Ich wußte nicht, daß es auch ein Evangelium des Matthäus gibt. Ich dachte bisher, daß nur ein Evangelium von Christus existiere. Da ihr jedoch am Schluß eurer Sendungen ein Matthäus-Evangelium anbietet, bitte ich euch, es mir zuzuschicken.

Einen Monat später schrieb derselbe Hörer in einem Antwortbrief: Das Evangelium des Matthäus, das ihr mir geschickt habt, hört sich gut an. Am Ende las ich, daß sich jedermann taufen lassen solle. Bitte kommt sofort und tauft mich!

Die Seelsorgerin, die die Briefe im Radiostudio Beirut beantwortete, schrieb ihm, daß er das Evangelium nochmals gründlich lesen möge, denn es sei für ihn nicht leicht, getauft zu werden und die Folgen dieser Entscheidung zu tragen.

Nach einem weiteren Monat kam ein dritter Brief. Diesmal war er von zwei Moslems unterschrieben. Sie hätten begriffen, daß das Matthäus-Evangelium nicht von Matthäus stamme, sondern von Christus selbst. Matthäus sei nur der Schreiber. Sie hätten das Büchlein gründlich studiert, miteinander darüber gesprochen und seien zur Überzeugung gekommen, daß ihr neuer Glaube durch die Taufe besiegelt werden sollte. Sie seien bereit, alle sich daraus ergebenden Schwierigkeiten auf sich zu nehmen. Sie würden auf die Freunde aus Beirut warten, bis sie endlich kämen, um sie zu taufen.

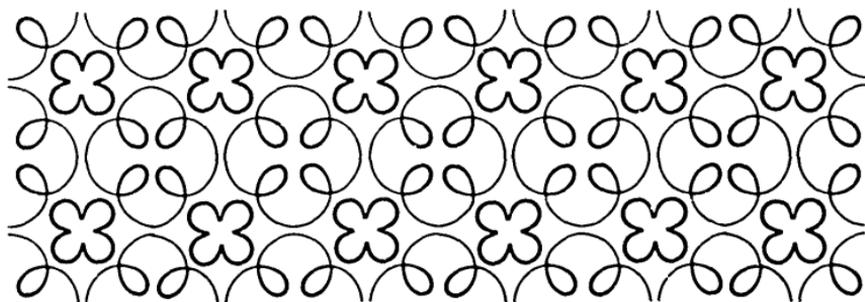
Die Sekretärin schrieb den beiden, daß das Studio keine Kirche sei, das Gemeinden gründe und sie deshalb niemand taufen würden. Die beiden sollten sich jedoch in Algerien umsehen, ob unter den ausländischen Facharbeitern oder den wenigen einheimischen Christen jemand bereit sei, sie zu taufen.

Nach etwa einem halben Jahr kam eine Antwort. Die beiden schrieben: Wir haben in einem Umkreis von 1000 km gesucht und keinen einzigen Christen gefunden, der Interesse gezeigt hätte, uns zu taufen. Jetzt haben wir uns gegenseitig geholfen: Ich habe meinen Freund getauft, und er hat mich getauft! Akzeptiert ihr uns jetzt als Christen?

(Was hätten Sie als Leser dieses Buches diesen beiden Konvertiten aus dem Islam geantwortet?)

Aus dem Sudan erreichte uns ein anderer Brief. Ein Radiohörer, der nur mühsam arabisch schreiben konnte, teilte uns mit: Wie habt ihr euch verändert! Zuerst habt ihr durch die Stimme des Evangeliums in Addis Abeba Worte des Friedens, der Freude und der Liebe gesandt. Jetzt fordert ihr uns plötzlich zum Haß, zum Umsturz und zum Krieg auf. Was für ein böser Geist ist denn in euch hineingefahren? Dieser Hörer hatte nicht mitbekommen, daß 1974 Mengisto Haile Mariam, der am Sturz der Monarchie in Äthiopien beteiligt war, den Evangeliums-Sender beschlagnahmt hatte und auf derselben Wellenlänge seine marxistischen Sendungen von Addis Abeba aus senden ließ.

Aus Mekka erreichte uns der Brief einer moslemischen Frau, die im Harem, wenn sie allein war, christliche Radiosendungen hörte. Sie wollte etwas anderes als nur Unterhaltung, Musik, Politik oder Koranlesungen hören, etwas, das ihr Herz tröstete und bleibenden Frieden gäbe. Sie bat uns um Zusendung weiterführender Literatur.



Auf jede Frage eine Antwort

Der erste Brief, der uns auf die neu herausgegebene Bibellese hin erreichte, kam aus Algerien. Ein Moslem schrieb darin kurz und bündig: Was muß ich tun, damit ich gerettet werde? Ein Brieffreund aus dem Libanon fragte: Wie kann ich Vergebung meiner Sünden von Gott empfangen? Aus Ägypten schrieb ein anderer: Wie kann ich Sieg über meine Sünde bekommen? Ein weiterer Ägypter fragte: Wie kann ich wirklich gerettet werden? Genügt allein mein Glaube, und was muß ich tun, daß ich nicht wieder sündige?

Iskander Jadeed, der den Koran und die islamischen Traditionen von Jugend auf kannte, verstand die Gedanken und Motive der Briefschreiber besser als diese selbst. Er antwortete mit väterlicher Güte, großer Erfahrung und reicher Bibelkenntnis. Er wußte, daß der Islam eine Gesetzesreligion ist, eine Werkgerechtigkeit lehrt, in der die Zahl der Gebete eine bestimmte Zahl von Sünden auswischt, und gute Taten auf der Habenseite des Selbstgerechtigkeitskontos verrechnet werden. Muhammad hatte geschrieben, daß Religion ein lohnendes Geschäft sei, und Allah den treuen Gläubigen gute Löhne bezahle (Suren 3,29-30; 5,111; 9,111). Muhammad war Kaufmann. Er gab keine Waren umsonst ab. Wer nicht arbeitete, erhielt keinen Lohn. Im Islam findet sich kein Raum für eine Umsonstgnade und noch weniger für eine Rettung durch einen barmherzigen Heiland. Jeder Moslem muß sich sein Heil selbst verdienen.

Zunächst schrieb Iskander Jadeed seine Antworten in

langen persönlichen Briefen nieder. Als sich dann bestimmte Fragen immer wiederholten, faßten wir die Antworten in einer Serie von Büchern zusammen, die heute in über 20 Sprachen übersetzt sind. Die genannten Fragen wurden in folgenden Büchern beantwortet:

Was muß ich tun, um gerettet zu werden?

(60 Seiten)

Sünde und Sühne in Islam und Christentum

(48 Seiten)

Eine andere Frage kam aus Tripolis im Libanon: Sollte Gott eine Zeitlang in Gestalt des Menschen Jesus auf der Erde gelebt haben? Was könnte das Ziel und der Sinn einer solchen Menschwerdung gewesen sein? Ein anderer schrieb aus Beirut: Wenn Gott in Christus wirklich Mensch geworden wäre, dann hätte sich ja Gott geteilt! Ein Teil Gottes wäre im Himmel geblieben und ein anderer Teil hätte auf der Erde gelebt. Ein weiterer schrieb aus Damaskus: Wie könnt ihr behaupten, Gott hätte einen menschlichen Leib angenommen mit all seinen Alltagsbedürfnissen - wie Essen, Trinken und den notwendigen Ausscheidungen. Das ist doch undenkbar!

Die Antwort zu diesen Fragen wurde in den folgenden Büchern zusammengefaßt:

Ist Gott im Fleisch erschienen? (48 Seiten)

Die Person Christi im Evangelium und im Koran (72 Seiten)

Diese und andere Schriften von Iskander Jadeed knüpfen

an bestimmte Verse im Koran an, die von Jesus reden. Er benutzte diese Methode nicht, um die Moslems apologetisch zu widerlegen, sondern um sie dort abzuholen, wo sie innerlich stehen und sie zur Wahrheit im Evangelium zu führen. Wir können die Aussagen über Jesus im Koran zum Ausgangspunkt für Antworten an Moslems machen. Es handelt sich dabei um verzerrte Reste der Zeugnisse orthodoxer Christen, die Muhammad in seiner Verkündigung einsetzte, um die Christen für den Islam zu gewinnen. Iskander Jadeed knüpfte an diese Splitter urchristlicher Zeugnisse im Koran an, und ließ dazu Paulus, Johannes, Lukas, Matthäus und Markus voll zu Wort kommen.

Diese Missionsmethode soll nicht den Eindruck erwecken, als ob der Koran eine Offenbarung des lebendigen Gottes sei und den Glauben an den wahren Christus ermögliche. Der Koran leugnet auf verschiedenste Weise die Gottheit Jesu Christi. Muhammad kannte die Erbsünde und die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen nicht an. Er widersprach der Möglichkeit des stellvertretenden Opfers Christi und leugnete entschieden die geschichtliche Tatsache der Kreuzigung Jesu.

Auf Grund dieser Koranaussagen richteten Moslems immer wieder islamspezifische Fragen an unser Schriftenmissionszentrum: Wie könnt ihr behaupten oder beweisen, daß Christus gekreuzigt worden ist? Solche Aussagen sind doch nur christliche Märchen. Kein Buch der Weltliteratur außerhalb der Bibel bestätigt diese Geschichten. Ein anderer schrieb: Wißt ihr nicht, daß Jesus

nicht gekreuzigt wurde, sondern daß Judas, der Verräter, an seiner Stelle starb? Ein anderer meinte: Wie könnt ihr ein solches Unrecht tun und behaupten, daß ein anderer Mensch anstelle von Sündern sterben könne, um sie vor dem Gericht Gottes zu retten? Jeder muß seine eigene Schuld verantworten. Wieder andere behaupteten: Gott braucht keinen Mittler noch ein Lamm, um die Sünden zu vergeben. Er ist souverän und vergibt, wem er will, wann er will und wo er will. Gott ist nicht abhängig von einem Christus.

Derartige Fragen fanden ihre Antwort in Briefen, die in folgenden Büchern zusammengefaßt sind:

Wie können wir die Wahrheit des Evangeliums erkennen? (36 Seiten)

Das Kreuz im Evangelium und im Koran (48 Seiten)

Die Realität überwindet den Zweifel (36 Seiten)

Die Briefe von Iskander Jadeed gaben praktische Antworten auf echte Fragen, die Hunderte und Tausende von Christen und Moslems an ihn richteten. Er hat jährlich bis zu 3000 Briefe beantwortet.

Als wir erkannten, daß die junge Generation klare Antworten auf brennende Fragen suchte, ermutigten wir unsere Brieffreunde durch die Bibellese, uns ihre Glaubens- und Lebensfragen offen zu schreiben, so daß wir ihnen im Rahmen unserer Möglichkeit vom Evangelium her antworten könnten.

Nicht alle Briefe, die uns erreichten, waren sachlich oder erfreulich. Immer wieder erreichten uns auch Flüche und

persönliche Drohungen. Ein junger Mann aus Algerien war anfangs vom Evangelium begeistert und wollte bei uns mitarbeiten. Als er aber zu forsich mit evangelistischer Aktivität vorpreschte, zwangen ihn sein Vater und der Scheich der Moschee, uns und unsere Bücher zu verfluchen, um sich so ganz von uns und dem Evangelium loszusagen. Hatten wir bis dahin den Atem der Hölle nicht direkt gespürt, so wehte uns aus solchen Briefen, die manchmal zwei bis drei Seiten im DIN A4-Format Fläche, Haß und Gift enthielten, der wahre Geist des Islam entgegen, der direkt aus der Hölle stammte.

Welch ein Trost, daß uns Jesus Christus gelehrt hat: **„Segnet, die euch fluchen!“** (Matth. 5,14) und uns außerdem seinen Geist schenkte, daß wir in der Lage sind, dieses Gebot zu erfüllen. Iskander Jadeed hat mit großer Geduld solche Fluchbriefe beantwortet und den Schreibern aus dem Koran gezeigt, daß Muhammad die Seinen einmal auffordert, mit den Christen keine Streitgespräche zu führen (Sure 29,56), weil diese Barmherzigkeit an den moslemischen Flüchtlingen in Äthiopien geübt hatten (Suren 57,27; 5,82). Andererseits wußte Iskander Jadeed nur zu gut, daß Muhammad an einer anderen Stelle des Korans Allah mit einem Fluch aufforderte, alle Christen zu töten, die glauben, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist (Suren 3,61; 9,29).

Immer wieder wurden Fragen an uns gerichtet, die selbst das Existenzrecht des Christentums in Frage stellten. Aus Marokko schrieb ein Moslem: Der Islam ist die einzig gültige Religion bei Allah (Sure 3,19). Das Christentum besitzt keine

Macht und keine Kraft mehr! Aus Saudi-Arabien schrieb ein Scheich: Der Islam ist die siegreiche Religion, die euch zum Nachdenken bringen will. Was ihr anbietet, ist doch nichts als minderwertiger Abfall. Ihr werdet keinen Moslem zum Christentum bekehren, während viele Christen zum Islam übertreten. Ein junger Tunesier schrieb: Wir lieben Allah. Er gab uns den Koran, der alle früheren Religionen abgelöst und ausgewischt hat.

Solche radikalen Fragen wurden in den folgenden Büchern beantwortet:

Der Sieg der Wahrheit (110 Seiten)

Herr, lehre mich den rechten Weg! (28 Seiten)

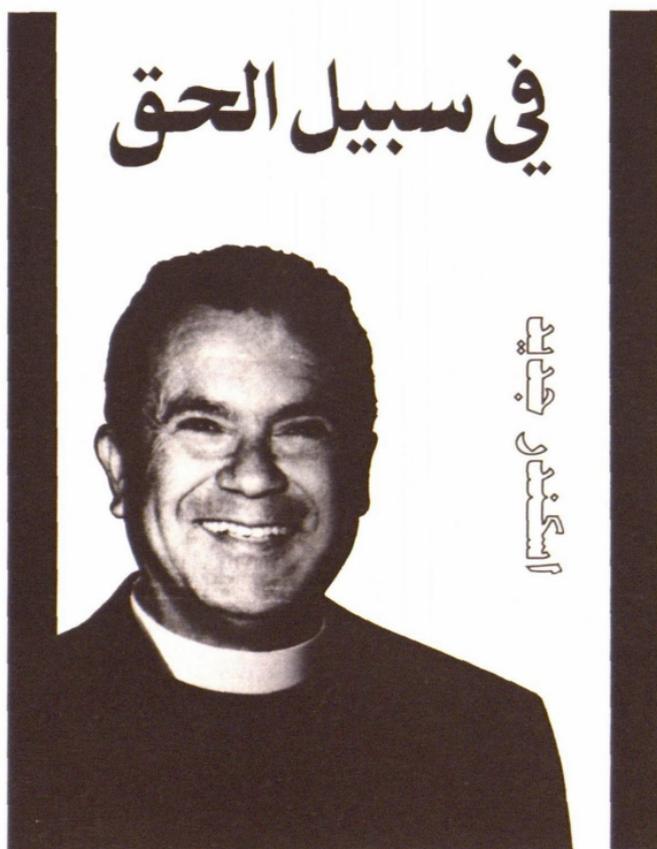
Nein! Die Religion Christi ist nicht aufgehoben
(22 Seiten)

Eine der schwierigsten Fragen, die Moslems immer wieder stellen, zielt auf die Unversehrtheit der Bibel und behauptet, daß die Schriften der Thora und des Evangeliums zwar ursprünglich verbal inspiriert gewesen seien; aber die heutige Ausgabe des Alten und Neuen Testaments enthalte meistens gefälschte Berichte. Dieser zentrale Angriff, der alle Kritik der Moslems am Buch der Christen und ihrer Botschaft bündelt, wird in dem Büchlein beantwortet:

Die Unverfälschtheit der Thora und des Evangeliums (64 Seiten)

Der geistliche Kampf mit dem Islam, in den wir durch die Bibellese hineingeführt wurden, ist von den meisten Christen in Europa - und selbst im Nahen Osten - noch nicht erkannt

und angenommen worden. Es ist eine Führung des Herrn Jesu, daß Iskander Jadeed mit großer Treue Christus und sein Evangelium den Moslems erklärt hat. Er bot ihnen das ganze Evangelium in der Sprache des Korans an und sagte ihnen die Wahrheit mit Liebe. Durch diese seelsorgerliche Korrespondenz erwachsen Bruder Jadeed vertrauensvolle Kontakte in allen arabischen Ländern. Er wurde oft mit dem Tod bedroht, aber der Herr schenkte ihm zehn Jahre Zeit, sein Zeugnis in Arabisch niederzuschreiben.



Titelseite des Buches „Unterwegs für die Wahrheit“
von Iskandar Jadeed mit seinem Portrait.

Traktate erreichen die Massen

Aus der sprunghaft ansteigenden Zahl der Briefe aus allen arabischen Ländern hörten wir häufig die Frage heraus: Könnt ihr uns nicht eine Reihe kurzer, christozentrischer Verteilschriften zusenden, die auf die Angriffe der Moslems freundlich und gezielt antworten? Wir fanden zuerst in den thematisch geschriebenen Blättern von Pfarrer Heinrich Müller, dem Leiter der Schriftenmission Lemgo/Lieme, eine Serie, die wir ins Arabische übertragen konnten. Seine Fragen sind zeitlos aktuell.

Was ist das Ziel deines Lebens?

Wie kann ich meine Vergangenheit vergessen?

Hoffnung in der Verzweiflung

Der beste Weg zum Glück

Die Zeichen der Endzeit

Wieviel wiegst du in der Waagschale des Gerichts?

Diese Schriften, für Moslems umformuliert, sind auch heute noch gefragt und erleben immer wieder eine Neuauflage in verschiedenen Sprachen.

Das Ziel dieser Traktate ist nicht in erster Linie, Menschen auf der Stelle zu bekehren, sondern sie anzusprechen, zum Nachdenken zu bringen und in ihnen die Frage nach Gott, seinem Heil und der Ewigkeit zu wecken. Dann allerdings sollte für alle, die schriftlich antworten, eine treue Nacharbeit einsetzen.

Im Herbst 1969 begannen wir, Kernworte der Bibel, die Fernstehende ansprechen, auszusuchen und mit je 500 Worten auszulegen. Um speziell für Araber aktuelle Bibelworte zu finden, fragten wir von 1970 an im „Wegweiser für junge Erwachsene“, welche Bibelverse unsere Leser und Brieffreunde in den vergangenen Jahren besonders angesprochen hätten, und welche Worte der Schrift ihrer Meinung nach in Kunstschrift geschrieben werden sollten, um sie später auf Traktaten, Aufklebern, Wandsprüchen oder Plakaten zu verwenden. Wir erhielten Hunderte von dicken Briefumschlägen mit Antworten und Vorschlägen, katalogisierten die vorgeschlagenen Bibelstellen und siehe da - was war das Ergebnis? Viele Verse, die in der Stuttgarter Jubiläumsbibel fettgedruckt stehen, tauchten auch bei uns als Kernworte der Schrift auf, die zu der heutigen Generation in der arabischen Welt reden. Der Heilige Geist scheint in allen Zeiten und an allen Orten die gleiche Sprache zu sprechen.

Im Lauf der Jahre hat uns der Herr Auslegungen zu etwa 70 Kernworten der Bibel geschenkt. Sie führen den Leser zu Jesus, der unser Maßstab, Retter, Herr und Geber seines Geistes ist. Wer ein solches Traktat liest, sollte seine eigene Mangelhaftigkeit und Unreinheit, an der Liebe und Heiligkeit Jesu gemessen, erkennen und sich ihm, dem guten Hirten und barmherzigen Heiland nähern und sich ihm anvertrauen.

Am Ende eines jeden Verteilblattes druckten wir folgende Notiz ein: ***Wenn du in deiner Umgebung jemanden kennst, der auf ein Wort Gottes wartet, wie du es in deinen Händen hältst, sind wir bereit, dir die***

Anzahl von Verteilschriften umsonst zuzusenden, die du wirklich an andere weiterzugeben bereit bist.

Wir wußten nicht, was wir damit getan hatten. Hunderte und Tausende von Jugendlichen und Erwachsenen, Männern wie Frauen, Christen wie Moslems baten uns um Zusendung solcher Verteilschriften. Der eine erbat drei Kopien, der andere fünf, acht oder zehn. Einige baten um 20 oder 30, nur wenige erbaten Hunderte oder gar Tausende von Verteilschriften. Sobald jemand größere Mengen bestellte, sandten wir sie ihm nicht zu, um ihn nicht in Gefahr zu bringen, da das Verteilen von Evangeliumsschriften in den meisten islamischen Ländern verboten ist. Erst, wenn der Schreiber erklärte, Pfarrer, Jugendgruppenleiter oder Lehrer zu sein, waren wir bereit, größere Mengen an einzelne auf ihre eigene Verantwortung hin abzusenden.

Der Herr stellte uns eine wachsende Zahl von Verteilern im Libanon, in Ägypten, Sudan, Marokko, Jemen, Bahrein, Irak und Jordanien zur Seite. Ihre Zahl kletterte in acht Jahren auf mehrere Tausend. Diese Verteiler erreichten Menschen, mit denen wir selbst nie in Berührung gekommen wären. Eine Flut von Evangeliumsschriften drang in bisher verschlossene arabische Länder hinein. Die folgenden Berichte sind ein Auszug von dem, was Jesus durch diese freiwilligen Helfer getan hat.

Ein junger Mann aus Khartum schrieb: „Ich hatte von euch Traktate erbeten, sie aber nicht verteilt. Ich hatte Angst vor den Menschen auf der Straße. Ihr habt mir geschickt, was ich erbeten habe, einmal, zweimal und so oft ich an euch

schrieb. Die Verteilschriften aber lagen schwer auf meinem Gewissen. Ich konnte nicht mehr richtig schlafen. Da nahm ich sie eines Tages und ging auf die Straße, um sie zu verteilen. Aber die Leute schauten mich groß an. Da entwich mir aller Mut und ich ging wieder in meine Wohnung zurück, kniete nieder und sagte zu Jesus: „Vergib mir, daß ich ein Feigling bin. Gib mir Kraft und Mut. Ich gehe jetzt und verteile, aber du bist verantwortlich für alles, was dabei herauskommt.“ So ging ich im Namen Jesu auf die Straße und verteilte alles, was ihr geschickt habt. Und niemand tat mir etwas zuleide, keiner sagte mir ein böses Wort. Ich war so glücklich, wie noch nie in meinem Leben. Jesus hat mich begleitet und bewahrt. Ich will auch weiterhin sein gedrucktes Wort in Khartum verteilen. Schickt mir weitere Verteilblätter.“

Eine Jugendgruppe in Casablanca, die im Untergrund zusammenkam, bat, ihnen 10.000 Traktate mit Luftpost zuzusenden, da sie bei einer internationalen Messe das Wort Gottes reichlich verteilen wollten. Wir zögerten, weil wir die Verhältnisse in Marokko kannten. Dort sind 99 Prozent aller Einwohner Moslems. König Hassan II. ist als Imam der geistliche Vorsteher aller Moscheen. Wir schickten ihnen deshalb nur einige Tausende bunter Blätter und baten Jesus, die jungen Männer zu bewahren. Sie warteten am Tag der Eröffnung der Messe am verschlossenen Tor, drängten mit den vielen Besuchern zu den vielen Ständen und legten dort neben den anderen Prospekten auch unsere Evangeliumsschriften auf die Tische. Nach einer halben Stunde waren alle jungen Männer aus dem Messegelände

wieder verschwunden. Hunderte von Moslems aus ganz Marokko schrieben daraufhin an uns. Der mutige Glaubenseinsatz der Untergrundgemeinde hatte viele Früchte getragen.

Aus Mosul im Irak schrieb ein Oberschüler, daß in ihrer Schule jede Form von Mission strikt verboten sei. Die jungen Christen wollten aber unsere Verteilschriften weitergeben und schmiedeten einen Plan, wie sie das machen könnten, ohne wegen Anstiftung religiöser Unruhe aus der Schule gewiesen zu werden. Mehrere der gläubigen Oberschüler nahmen verdeckt eine Handvoll bunter Verteilschriften mit in die Schule und gaben sie unter den Bänken an ihre christlichen Freunde weiter. Als die Moslems fragten: „Was habt ihr denn da?“, sagten sie: „Geheimsache! Verboten!“ Ihre moslemischen Mitschüler aber forderten sie auf, ihnen einige dieser Schriften zu geben. Sie aber antworteten: „Das geht nicht! Wir wollen nicht von der Schule verwiesen werden.“ Die Spannung in der Klasse stieg. Die Moslems fieberten vor Neugier. Als die Pause kam, verschlossen die Christen ihre Taschen nicht und ließen einige der Schriften halbverdeckt auf ihren Bänken liegen. In wenigen Minuten hatten sich alle Moslems bedient. Als die Pause zu Ende war, wurden die Christen dieser Klasse zum Schulleiter gerufen, angedonnert und mit Rausschmiß bedroht.

Der Sprecher der jungen Leute verteidigte sich. Er sagte, sie hätten nichts unter den Moslems verteilt. Sie bäten darum, daß am Schwarzen Brett ein Vermerk der Schulleitung angeheftet werde, keiner der Schüler dürfe von den Christen innerhalb des Schulgeländes

Verteilschriften annehmen oder entwenden, andernfalls würde der Betreffende streng bestraft. Der Direktor ging in seinem Zorn und zu seiner eigenen Rechtfertigung auf diesen Vorschlag ein. Alle Schüler in der großen Schule wurden aufmerksam und fragten: Was ist denn hier los?

Nach Beendigung des Unterrichts stellten sich die gläubigen Jungen außerhalb des Schulgeländes in einer Seitenstraße auf und verteilten alle Schriften, die sie bei sich hatten, an die vorbeischreitenden Interessenten. Als die Flugschriften ausgegangen waren, wurde die Adresse unseres Zentrums in Beirut um den Gegenwert von fünf bis zehn Pfennigen gehandelt.

Unsere Traktate wirkten wie eine Feuersbrunst im Erntefeld. Sie pflanzten sich mit hoher Geschwindigkeit fort. Das Interesse am Evangelium wuchs so, daß einige islamische Regierungen eingriffen, die Einfuhr der Traktate kontrollierten, verboten oder gar die Sendungen vernichteten. Wir erkannten, daß Traktate einen größeren Aktionsradius und eine schnellere Wirkung als Bücher haben. Traktate sind für die Massenverteilung bestens geeignet, Bücher aber dienen der Nacharbeit. Vielleicht sollten sich missionarisch gesinnte Christen dem Traktat bewußt zuwenden, wie es mir selbst auch ergangen ist.



Glaubenszeugnisse aus der arabischen Welt

Als wir feststellten, daß unsere Leser nicht nur angepredigt werden wollten, sondern darauf warteten, selbst etwas für Jesus tun zu können, fragten wir sie im Juli 1969 im Rahmen unserer Bibellese, weshalb sie an Jesus Christus glaubten und wie sie ihm dienen möchten. Schnurstraks flogen uns Hunderte von Glaubenszeugnissen aus den verschiedensten arabischen Ländern ins Haus, von Griechisch-Orthodoxen, Kopten, Syrianern, Maroniten, Katholiken, Evangelischen und von Konvertiten aus dem Islam.

Letztere schrieben uns: „Bisher haben wir an Jesus im Verborgenen geglaubt. Ihr aber habt uns herausgefordert, unseren Glauben bewußt zu formulieren, auszusprechen und zu bekennen. Wir sind dadurch in ein neues Stadium unserer christlichen Existenz eingetreten.“ Wir veröffentlichten einige dieser Zeugnisse 14tägig oder monatlich in unserer Bibellese als lebensnahe Antwort auf den Ruf des Evangeliums. Der „Wegweiser für junge Erwachsene“ bekam durch diese Zeugnisse der Gläubigen eine besondere Note und ein einheimisches Gewicht. Ab 1971 konnte eine Auswahl dieser Zeugnisse mit ausdrücklicher Erlaubnis der Briefschreiber in Form von fünf Taschenbüchern zusammengefaßt und gedruckt werden, so daß die Gläubigen aus dem Irak, aus Syrien, aus dem Libanon, dem Sudan und Ägypten und selbst aus Marokko mit Hilfe unserer Schriften begannen, Moslems und Namenchristen in anderen arabischen Ländern zu missionieren.

Aus diesen Glaubenszeugnissen konnte eine weitere Serie von Flugblättern zusammengestellt werden, die das Bekenntnis zu Jesus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, aus arabischer Perspektive zur lebensnahen Botschaft unserer Schriftenmission machte. Wir waren längst nicht mehr die allein Evangelisierenden und Lehrenden. Jesus hatte zahlreiche junge Erwachsene und reife Gläubige in Bewegung gebracht und sie uns als Zeugen zur Seite gestellt.

Aus Casablanca schrieb uns Ahmed: „Ich ging durchs Leben, Schritt um Schritt, und suchte unbewußt das Heil, wußte aber nicht, wo ich es finden konnte. Weder das Meer noch die Straße, weder der Himmel noch der Wind, weder der Regen noch die Sonne, auch nicht die Nacht konnten mir eine Antwort oder eine gewisse Hoffnung geben.

Eines Tages bei den Vorbereitungen zum großen Opferfest der Moslems besuchte mich mein Vetter und fragte mich: „Hast du schon einmal etwas von Christus gehört?“ Ich antwortete ihm: „Wer ist denn das?“ Da sagte er: „Das ist derjenige, von dem die Christen sagen, er sei ihr einziger Retter, der sie von ihren Sünden befreie.“ Als ich das Wort „Retter“ hörte, stand ich auf und fragte: „Woher weißt du das alles?“ Er erwiderte: „Ich bekam einen Brief von einem Missionszentrum im Ausland. Diesem Brief war ein Evangelium beigelegt. Ich habe mir vorgenommen, dieses Büchlein zu verbrennen.“ Da sagte ich zu ihm: „Ich bitte dich, verbrenne es nicht. Gib es mir eine Zeitlang, ich möchte herausfinden, ob dieses Buch wirklich verbrannt werden muß oder nicht.“ Mein Vetter sagte: „Gut, ich bringe

es dir morgen zum Opferfest.“

Dieses Fest wird von den Moslems zur Erinnerung an Abraham gefeiert, der seinen Sohn nahm, um ihn auf einem Brandopferaltar Gott darzubringen. Der Herr aber hat den Sohn durch einen Bock ausgelöst. An diesem bedeutungsvollen Tag bekam ich das Evangelium in meine Hände und begann es zu lesen. Der Stil beeindruckte mich. Ich zögerte nicht, mit dem Schriftenmissionszentrum im Ausland in Kontakt zu treten. So erhielt ich Fernbriefkurse zugesandt und wurde gewiß, daß Christus der Retter und Herr ist.

Nach einiger Zeit bekam ich einen Brief mit einer Einladung zu einer Versammlung in Casablanca, an der ich teilnahm. Ich ging noch öfter zu diesen Versammlungen im Verborgenen und fand bei den gläubigen Brüdern Hilfe, Beratung und sah Christus in ihren Gesichtern. Sie waren von Natur aus Sünder und in Sünde geboren; aber sie waren durch die Gnade des Gekreuzigten gerecht geworden und wurden durch die Kraft seines Geistes erneuert. Mein Glaube wuchs. Ich selbst wurde durch die Kraft des Heiligen Geistes gestärkt und akzeptierte Christus als meinen Retter. Ich glaubte an seine Menschwerdung und Gottheit und wurde ein bewußter Christ.

Lange Zeit lebte ich in großer Freude. Eines Tages ging ich in eine verborgene evangelische Buchverkaufsstelle und erwarb dort 100 Evangelien nach Matthäus und Lukas und verteilte sie unter meinen Mitschülern und in unseren Nachbarhäusern. Auf der letzten Seite der Evangelien hatte ich von Hand die Adresse unserer Versammlung

geschrieben, daß jeder, der wollte, am Studium der Bibel teilnehmen konnte.

Ich danke dem Herrn meinem Gott, daß er mich nicht einsam und allein im Meer dieser verdorbenen Welt gelassen hat, das voller Ängste und Verirrungen ist. Ich verließ die Gassen, die Kaffeehäuser und die Unterhaltungsstätten und fand einen vollen Ersatz dafür im Hause unseres Gottes.“

Ein anderer Brief erreichte uns von Abd al-Fadi aus Tripolis im Libanon. Er schreibt: Ich bin ein junger Palästinenser aus Galiläa und stamme aus einer konservativen islamischen Familie. Ich dachte immer, die Christen seien Götzenanbeter, die drei Götter anbeten und einem falschen Buch, dem Alten und Neuen Testament, folgen.

Ich war in Astrologie, Zauberei und Wahrsagerei verstrickt und suchte Kontakt mit den Geistern der Toten. Ich habe manche okkulte Machenschaften ausprobiert. Dann versuchte ich Darwin zu lesen, ebenso Konfuzius und Zarathustra und andere Bücher, von denen manche glauben, sie seien die Spitze der Erkenntnis und der Bildung.

Die Zeit verging und ich wurde immer verkrampfter. Genau genommen war ich ein Verirrter und wußte weder aus noch ein. Ich haßte Gott mit tiefem Groll und dachte, Satan ist der eigentliche Herr dieser Welt. Wer ihm nachfolgt, hat Erfolg! Wie konnte Gott gerecht sein, wenn er den Charakterlosen alle Reichtümer und alle Ehre gewährte und die Anständigen arm bleiben ließ? Ich haßte Gott und die Welt und lebte in Traurigkeit mit bohrenden Schmerzen in

meinem Innersten.

Ich danke Gott von Herzen für jenen Tag, an dem er mich aus aller Finsternis in sein Licht gezogen hat, aus dem Leiden in die Wonne und Freude. Er führte mich zu sich durch Fernbriefkurse, die mir von einem gläubigen Freund zum Lesen gegeben wurden. Der erzählte mir später vom Heil, das durch den Erlöser der Menschheit, unserem Herrn und Heiland Jesus Christus, vollendet worden ist. Ihm gebührt die Ehre! Gott offenbarte seine Liebe zu uns, daß, als wir noch Sünder waren, Christus für uns gestorben ist und die Sühne für unsere Sünden darbrachte.

Als ich das hörte, erahnte ich die wahre Realität und erkannte, daß ich von der unbegrenzt großen Liebe Gottes weit weg war. Von dem Augenblick an habe ich mich entschlossen, ein Zeuge des Herrn Jesus zu werden, mit ihm zu leben und er mit mir. Ich habe mein Leben seinem Dienst geweiht. Deshalb rede ich von seinem Reich und verbreite sein heiliges Wort unter den Menschen, auch wenn die Situationen kritisch werden und die Probleme sich vor mir auftürmen oder gar feindliche Mächtschaften gegen mich geplant werden.

Ich bin überzeugt, daß es keine Kraft auf dieser Welt gibt, die mich aus der Hand meines Heilandes reißen kann. Er befestigt mich im rechten Glauben an ihn. Ihm vertraue ich mich an und glaube, daß er mir geben kann, was ich zum Leben brauche. Er hat die Macht dazu. Er wird auch meine menschlichen Probleme lösen, so wie er mich von meinen Sünden durch seinen Kreuzestod befreit hat.

Ich schreibe euch, Brüder, wo immer ihr seid, in Liebe und in Treue: Fürchtet euch nicht vor den Worten der Boshafte, denn Gottes Wort ist viel höher und stärker. Ihre Worte kommen aus der Tiefe. Scheut euch nicht, damit ihr nicht kraftlos werdet! Der Vater im Himmel hat alle Schlüssel in seiner Hand, um euch jeden geistlichen und irdischen Nachschub zu geben, den ihr braucht. Fürchtet euch nicht vor dem Fluch der Fluchenden! Sagt nicht: Die anderen sind stark, denn die Starken seid ihr durch euren himmlischen Vater und den Herrn Jesus Christus, unseren Retter. Er gehört euch und ihr ihm, er wird mit euch sein bis ans Ende der Welt.

Aus Atbara, einer bedeutenden Stadt am Nil im Sudan, schrieb eine schwarze Studentin mit dem Namen „Narzisse“: Das Geheimnis des Evangeliums ist nichts anderes als die Person Jesu Christi. Er kam zu mir, damit ich lerne und begreife, daß der heilige Gott mein lieber Vater ist, voller Erbarmen, Zuwendung und Mitleid. Durch diese Erleuchtung gab mir Jesus eine neue Hoffnung für mein Leben und mein Sterben. Er versicherte mir, daß Gott mich trotz meiner Bosheit nicht ablehnt, vielmehr hat er mich gerufen, gerettet und geheiligt.

Wenn ich zu Jesus blicke, sehe ich in ihm Gottes Kraft wirken. Er heilte unzählige Kranke und vergab Sünden, wenn einzelne zu ihm kamen und Buße taten. Deshalb ist Christus selbst das heilige Evangelium, denn in ihm ist Gottes Wort Mensch geworden. So glaube ich nicht in erster Linie an ein Buch mit schwarzen Buchstaben, sondern an eine einzigartige Person. Der Allmächtige nahm in dem

Menschen Jesus Wohnung. Der überwand die List Satans und seine Macht durch seine Wahrhaftigkeit und Demut. Er hat endgültig alle meine Sünden durch seinen Sühnetod am Kreuz ausgewischt. Er hat die Macht des Todes durch seine sieghafte Auferstehung von den Toten vernichtet. Er sitzt heute als der lebende Sohn Gottes zur Rechten seines Vaters in großer Herrlichkeit. Er regiert mit ihm in der Einheit des Heiligen Geistes über alle Welten und wird kommen, um die Lebendigen und die Toten zu richten.

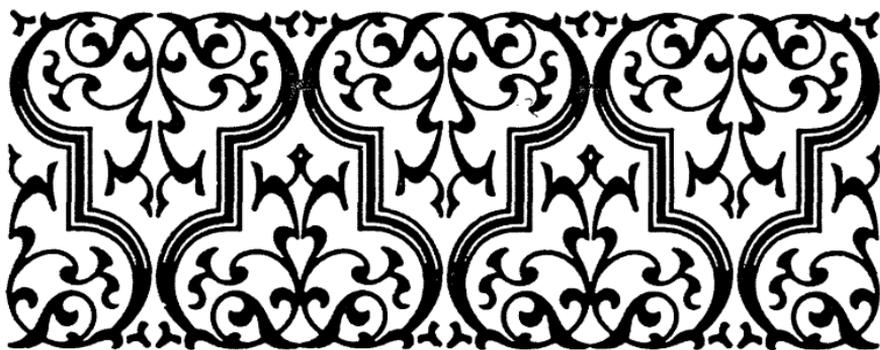
Aus diesem Grund ist die gute Botschaft von der Person Jesu und seinem Heil unser Evangelium, das auch mich belebt und mit ewigem Leben erfüllt. Ich habe ihn angenommen und bin in ihm fest verwurzelt.

Die Kraft des Evangeliums zeigt sich darin, daß ich rein werde. So wie der Nil seinen Kindern, die an seinen Ufern wohnen, Leben schenkt, so reinigt Jesus mich. Es gibt bei uns keine Hygiene, keine Ordnung, keine Gesundheit, außer durch die Wasser des Nils. In einer höheren Weise als dieses Wasser es vermag, hat Christus mit seinem Sühnetod und durch sein kostbares Blut mir eine völlige Reinigung von allen meinen Sünden geschaffen. Er reinigt jeden Gläubigen in der Tiefe seines Herzens, mehr als alle chemisch aktiven Waschmittel es vermögen. Jeder, der an den Sohn Gottes glaubt, wird von allen seinen Sünden rein.

Jedesmal, wenn ich mich nach einer Reinigung von meinen Sünden sehne, eile ich zu Jesus, denn er hat alle meine Sünden vergeben und mir eine ewig gültige Gerechtigkeit im Himmel bereitet. Durch meinen Glauben an das Blut Christi erlebte ich, daß Gott seine heilige Liebe in

mein gereinigtes Herz ausgegossen hat, so daß ich geistliche Tugenden ererbe. In mir wächst Geduld, Wahrhaftigkeit, Güte, sittliche Reinheit und Gottes Liebe. Auch habe ich die Bibel in der richtigen Ordnung regelmäßig gelesen. Dadurch empfangen ich Kraft, Bewahrung und Festigkeit im Heil, bis Jesus mit allen seinen Heiligen in großer Herrlichkeit wiederkommen wird.

Diese drei Beispiele aus Marokko, dem Libanon und dem Sudan sind nur ein kleiner Ausschnitt aus der Fülle der Glaubenszeugnisse, die wir aus den arabischen Ländern zugeschickt bekamen. Es blieb nicht aus, daß manche dieser Zeugen in ihren Heimatländern verfolgt, verhört oder gar vom Geheimdienst gefoltert wurden. Etliche fielen wieder von Jesus ab, andere blieben Jesus treu und dienen ihm auch weiterhin. Nicht wenige sind bis heute Gemeindeälteste, Evangelisten und Pfarrer oder stellen ihre Wohnungen für Hauskreisgemeinden zur Verfügung.



Unsere Autofahrt in den Irak und nach Kuwait

Die zunehmende Korrespondenz brachte unser Team in Kontakt mit zahlreichen Interessierten. Sie vertrauten uns ihre Sorgen, Sünden und Hoffnungen an. Sie machten bei Wettbewerben, Umfragen, Gebeten und Diensten mit, wann immer wir sie dazu aufforderten. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie uns auch besuchen und sehen wollten. Sie baten, daß wir sie in ihren Heimatländern aufsuchen und mit dem Wort Jesu stärken sollten. So kam es von 1971 an zu regelmäßigen Fahrten in die verschiedenen arabischen Länder. Wir wurden Zeugen von dem Wirken Jesu an Moslems und an Christen und erfuhren dabei gnädige Bewahrungen in schwierigen Situationen und deutliche Führungen als Ermutigung zu vermehrtem Zeugnis.

Im Frühjahr 1972 wurde ich gebeten, den Karfreitagsgottesdienst in der deutschsprachigen Gemeinde in Bagdad und den Ostergottesdienst in der Botschaftsgemeinde in Kuwait zu halten. Daneben hofften wir, mit unserem Team so viele Brieffreunde wie nur möglich an diesen Orten zu besuchen, wo Geheimdienste alle Kontakte mit Ausländern überwachten.

Wir fuhren mit unserem VW-Variant durch die Syrische Wüste. Damals war die Verbindungsstraße zwischen Syrien und Irak noch nicht ganz ausgebaut. Der ungebahnte Weg führte etwa 100 Kilometer durch Wüstensand und steinigem Boden. Plötzlich kamen uns in einigen Mulden kleine Bäche entgegen. Irgendwo in der Ferne mußte es in der Wüste

geregnet haben. Die Bäche schwellen zu kleinen Flüssen an. Bald waren wir zwischen mehreren schnellfließenden Wasserläufen eingeschlossen. Zunächst konnten wir noch hindurchbrausen, wobei das Wasser fontänenartig zur Seite spritzte. Doch dann sahen wir an entgegenkommenden LKWs, daß das Wasser an manchen Stellen über ihre Radnaben gestiegen war. Wir zögerten, in das nächste Flußbett hineinzufahren und beobachteten die dahinströmenden Wassermassen. Das Wasser nahm nicht ab. Es mußte unseren Auspuff weit übersteigen und an den Türen links und rechts bis zum Griff reichen. Doch der Luftfilter könnte gerade noch trocken bleiben. So wagten wir es, unter Gebet und mit schleifender Kupplung langsam durch den angeschwollenen Fluß zu fahren. Alle hielten den Atem an. In der Mitte des Flusses rutschten die Räder kurz, faßten aber gleich wieder Grund. Das Wasser war jetzt bis zum Türgriff gestiegen, der Auspuff blubberte bedenklich. Unser Volkswagen sah wie ein halb untergetauchtes Unterseeboot aus. Aber durch die Türdichtungen und das Chassis am Boden drang kein Wasser herein. Langsam zog uns der Motor ohne zu stottern auf der anderen Seite der Senke wieder hinauf. Wir dankten dem Herrn Jesus für diese Bewahrung, besahen uns die Wasserstandsmarke rings um den Wagen und weiter gings in Richtung Bagdad. Unterwegs schlug zwar noch ein großer Steinbrocken mit Getöse an eine Radachse, sonst durchquerten wir die 800 Kilometer Wüste wohlbehalten.

Während des Karfreitagsgottesdienstes und unseres Aufenthaltes in Bagdad besuchte Gideon, unser

libanesischer Teamkollege, etliche Brieffreunde. Aus einem Haus waren viele Briefe und Vorschläge zur Verbesserung unserer Zusammenarbeit an uns gelangt. Gideon stellte fest, daß hier eine ganze Familie die Bibellese studierte und Fragen beantwortete. Der Vater war Ingenieur, die Mutter Ärztin. Weitere Kontakte zu syrianisch Orthodoxen und zu chaldäischen Katholiken ergaben erfreuliche Einblicke in das geistliche Leben der verschiedenen Kirchen.

Auf unserer Fahrt nach Kuwait hielten wir bei einer schweizerisch-deutschen Montagegruppe, die eine große Papierfabrik in der Nähe der ausgedehnten Sümpfe im Südirak aufbaute. Diese Fabrik sollte aus dem täglich geschnittenen Schilf soviel Papier und Pappe herstellen, daß damit der Iran und alle arabischen Nahost-Länder versorgt werden konnten. Als ich die gewaltige Anlage sah, sagte ich spontan: „Die funktioniert kein Jahr lang, wenn das europäische Team weg ist.“ Da lachte der Oberingenieur und sagte: „Spätestens in drei Monaten ist das Werk ruiniert, sobald wir nicht mehr da sind.“ Ich sagte: „Weshalb haben Sie keine einheimischen Ingenieure und Fachleute ausgebildet, die diese teure Anlage übernehmen könnten?“ „Haben wir“, entgegnete er, „doch diese Burschen wollen, wenn sie kommen, zuerst einen Schreibtisch, dann eine Klingel mit Knopfdruck und außerdem einen Mann, der ihnen ständig Kaffee bringt. Die wollen doch nicht arbeiten und sich die Hände schmutzig machen!“

Als wir uns Basra näherten, stiegen dichte Rauchschwaden empor. Sie stammten aus alten Brennöfen zur Herstellung von Ziegeln und überzogen das ganze Land mit

schwarzem Dunst, wie zur Zeit der Babylonier.

In Basra nahmen wir mit einigen Hauskreisgemeinden Kontakt auf. Sie wurden kurze Zeit später von der Regierung verboten und ihre Leiter wochen-, ja monatelang eingesperrt. Die Begründung lautete: Geheime Zusammenkünfte in den Häusern ohne staatliche Genehmigung. Wir fragten nach einem evangelistisch gesinnten Studenten, der mit uns korrespondierte und erfuhren, daß er kurz zuvor gehängt worden war. Obwohl das herrschende Baath-Regime sich nicht viel um Religion kümmerte, haben die Behörden diesen vorbildlich lebenden Zeugen Jesu getötet, weil ihn fanatische Moslems verdächtigt hatten, ein Spion für den Staat Israel zu sein. Diese Verleumdung war absurd und aus der Luft gegriffen, aber sie reichte aus, um ihn ohne legale Gerichtsverhandlung, wahrscheinlich nach brutalem Verhör und Folter, kurzerhand zu beseitigen.

Wir hatten unterwegs einen Pfad gefunden, der uns nahe an den Zusammenfluß der beiden Ströme Euphrat und Tigris brachte. Dort verlief nach lokaler Auffassung die Grenze des Paradieses. Die üppige Vegetation mit ihren Palmenwäldern, überall Wasser und Sonne haben tropische Eindrücke in uns hinterlassen.

Auf der Weiterfahrt nach Kuwait hatten wir ein anderes Bild vor uns: nur Sand, Wüste, keine Vegetation, Ölbohrtürme und apokalyptisch knatternde Abgasflammen auf ausgedehnten Ölfeldern.

In dieser Stadt aus Glas und Beton hielten wir den

Ostergottesdienst in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland. Zwei Begegnungen blieben mir dabei unvergeßlich: Da war der Vertreter einer großen deutschen Firma. Sie hatte ihren Nahost-Agenten nahe gelegt, den Islam anzunehmen, um mehr verkaufen zu können. Dieser Edelmoslem widerstand dem Evangelium mit großer Hartnäckigkeit. Er wollte beweisen, daß die Gerechtigkeit bei Allah nur durch Beten, Fasten und Wallfahrten zu erreichen sei, vorausgesetzt solche Frömmigkeitsübungen basierten auf dem islamischen Glaubensbekenntnis. Er war der Gnade Christi gegenüber fanatisch verschlossen, konnte aber nicht leugnen, daß Jesus lebt, weil dies auch im Koran steht. (Muhammad jedoch ist tot und bedarf der täglichen Fürbitte aller Moslems!)

Ein anderer Teilnehmer am Gottesdienst war ein Katholik, der an verantwortlicher Stelle in der großen Mercedes-Niederlassung in Kuwait arbeitete. Er bedankte sich im Anschluß an den Gottesdienst für die mutmachende Auferstehungspredigt und schlug vor, unser Auto zu ihm zur Überholung zu bringen. Ich lachte und sagte: „Wir fahren keinen Mercedes, nur einen Volkswagen.“ Er darauf: „Das macht nichts, bringen Sie trotzdem ihren Wagen zu mir in die Garage.“ Ich sagte: „Herzlichen Dank für das Angebot, aber wir haben wenig Zeit.“ Da blickte er mir streng in die Augen und befahl: „Sie bringen sofort Ihren Wagen in meine Garage! Ich fahre voraus und Sie hinterher.“ Ich wollte keinen Streit vom Zaun brechen und lieferte unseren verschmutzten Wagen ab. Er aber fuhr uns in unser Quartier zurück und sagte: „Heute abend bringen wir

Ihnen Ihr Auto wieder ans Haus.“

Wir hatten Gelegenheit, den Sitz des Emirs, die drei modernen Wasser- und Kommunikationstürme und den Fischmarkt von Kuwait zu sehen und hörten manches wie aus „Tausend und einer Nacht“ über diesen Wüstenstaat, der geradezu auf einer Ölblase schwimmt.

Am Abend brachte der Mann unseren blitzblank geputzten VW-Variant, reichte uns den Autoschlüssel, schmunzelte und sagte: „Sie wären keine 100 Kilometer weit gekommen, dann wären Sie alle verbrannt. Die Benzinleitung, die am Motor vorbeiführt, war leck. Das heraustropfende Benzin hätte jederzeit am heißen Motor Feuer fangen können. Fröhliche Ostern!“ Manchmal sendet der Herr seinen Engel, der uns gegen unseren Willen zu unserem Glück zwingen muß.

Auf dem Rückweg fuhren wir über Kerbela, eine der heiligen Stätten der schiitischen Moslems, wo Hussain, einer der zwei Söhne Alis, am 10. Oktober 860 n. Chr. von einer Abteilung der Omajjaden getötet worden war. Weithin leuchteten die vergoldeten Kuppeln seiner Moschee. Ich fragte einen Verkehrspolizisten, ob ich hier fotografieren dürfe. „Natürlich“, sagte er. So ging ich zum Eingang der Moschee, um von außen durchs Tor einige Bilder aufzunehmen. Da kam ein Moslem herbei, legte seinen Arm um mich und sagte: „Komm rein, du bist herzlich willkommen!“ Ich antwortete: „Das geht nicht, ich komme aus dem Libanon.“ „Das ist doch prima“, antwortete er, „ein herzliches Willkommen für den libanesischen Bruder!“ Ich sagte: „Weißt du, ich bin Christ und kein Moslem.“ „Das

macht nichts“, meinte er, „sprich das islamische Glaubensbekenntnis und du kannst reinkommen und fotografieren, soviel du willst.“

So einfach ist es, Moslem zu werden. Aber wehe dem, der den Islam anschließend wieder verlassen will! Er muß getötet werden! So einschleichend nahe kann die Versuchung kommen. Nur ein Doppelsatz - und du kannst alles fotografieren! Wir aber fahren weiter.

Nicht weit von Kerbela entfernt liegt das Ruinenfeld des früheren Babylon. Wir durchschritten einige der wieder aufgebauten Ruinen, kamen an den Hängenden Gärten vorbei und standen vor der Mulde, in der eine Zikkurat ausgegraben wurde. Er wurde als der „Turm von Babel“ bezeichnet. Manche Kapitel des Alten Testaments wurden vor unseren Augen lebendig. Aufgeregt aber wurden wir erst einige Jahre später, als wir lasen, Sadam Hussein habe bei den Vereinten Nationen in New York den Antrag gestellt, daß die alte Stadt Babylon mit internationaler Hilfe wieder aufgebaut werden sollte, schöner als je zuvor. Ist der Zeiger auf der Weltenuhr schon so weit fortgeschritten, daß Babylon wieder aufgebaut wird?

Mosul ist die Stadt mit dem schrägen Minarett. „Ninive“ nennt sich der Landkreis, in dem diese Stadt liegt. Hier befand sich einst das Zentrum der Assyrer. Viele Freunde hatten uns aus dieser Stadt geschrieben, auch ein Beamter des Erziehungsministeriums war dabei. Dann war da noch ein junger Mann, der fleißig Traktate verteilte und Wettbewerbe löste. Als wir den Beamten nach der Straße des jungen Mannes fragten, schaute er uns etwas seltsam an

und sagte: „Unter dieser Adresse wohnt kein junger Mann, sondern nur ein zwölfjähriger Junge.“ Wir meinten, daß ein Knabe dieses Alters wohl kaum solch eine Schrift, einen guten Stil und ein geistliches Niveau haben könne. Wir ließen den Jungen kommen. Es stellte sich heraus, daß er es tatsächlich war, der hinter dieser Adresse steckte. Er hatte gedacht, wenn er als kleiner Junge schreibe, würde das Zentrum in Beirut ihm keine wichtigen Bücher schicken. Deshalb machte er sich zehn Jahren älter und gab sich alle Mühe, um mit Schrift, Satzbau und Meditation zu glänzen, so daß man sein jugendliches Alter nicht merken sollte. Das war ihm auch gelungen. Als er allerdings vor uns und dem Beamten aus dem Erziehungsministerium stand, war er schrecklich verlegen, stotterte und bekam einen roten Kopf. Wir ermutigten ihn, weiter die Bibel zu lesen und den Mut zur Wahrheit zu haben.

Ein moslemischer Student in Mosul hatte immer wieder Traktate von uns bestellt. Als wir ihm in einem Kreis unserer Verteiler gegenüber standen, sagte er, daß er diese Schriften nicht unter Moslems verteile, sondern unter orientalischen Christen, damit sie sich bekehren würden. Ungläubige und gottlose Christen seien ein großes Hindernis für einen Moslem, um Christ zu werden. Als er nach einem längeren Gespräch wegging, hatte er eine Spruchkarte in der Hand, auf der stand: „**Du, Herr, bist unser Vater!**“ Er schaute sie lange an und wiederholte leise dieses Wort: „**Du, Herr, bist unser Vater!**“ (Jesaja 63,16; 64,8). Die Karte beinhaltete für ihn als Moslem eine Blasphemie, sein Glaube aber bahnte ihm einen Weg zum Herzen Gottes.

Aus Bashiqa und Bihzani, zwei kleinen Orten zwischen Mosul und Kirkuk, kamen überdurchschnittlich viele Briefe in Beirut an. Nicht nur Christen, auch Teufelsanbeter schrieben uns, die dort in größerer Zahl leben. Wir wollten die Ursache dieser Bewegung kennen lernen und fanden einen syrisch-orthodoxen Priester, der ein wiedergeborener Zeuge Jesu war. Er hatte unsere Bibellese ernsthaft geprüft, sie für gut befunden und die Eltern der Jugendlichen in seinem Dorf aufgefordert, mit den Kindern zusammen die Bibeltexte zu lesen. Ein Vater, der gerade bei dem Priester zu Gast war, sagte: „Ihr habt unser ganzes Dorf in eine Bibellesebewegung hineingeführt. Die Jungen und Mädchen wollen die Wettbewerbe lösen und fragen uns ein Loch in den Bauch. Da müssen wir uns selbst in die Bibel vertiefen und wenn wir nicht weiterwissen, den Priester fragen.“ Dieser hatte eine Bibelstunde für Erwachsene eingerichtet, damit sie ihren Kindern helfen können, die rechten Antworten zu schreiben. Der Priester sagte uns noch zum Abschluß unseres Besuches: „Sagt doch den Christen in Europa: Es ist nicht nur eine Sünde zu lügen, zu stehlen und zu huren, es ist genauso eine Sünde, Jesus als seinen Heiland zu kennen und das den Ungläubigen nicht weiterzusagen.“ Sein Gesicht leuchtete wie eine Sonne von dem Glanz seiner Gemeinschaft mit dem Herrn Jesus.

Die Teufelsanbeter, die „Jaziden“, die in seinem Dorf in der Umgebung von Bashiqa leben, glauben an die Liebe Gottes und folgern, er werde schließlich auch Satan retten. Die Teufelsanbeter beten Satan zwischen den Gräbern der Toten an, um mit ihm zusammen am Ende der Zeit sicher

gerettet zu werden. Der Priester und seine missionarische Gemeinde haben auch auf diese Anbeter einen guten Einfluß, die sich dem Teufel verschrieben haben.

Unsere Reise ging über Qamishli, Hassake, Aleppo und Damaskus auf langen und schlechten Straßen zurück in den Libanon. Wir kamen dabei durch Orte, wo die Christen vor einer Generation noch die Mehrheit stellten, jetzt aber massenhaft nach dem Westen auswandern, weil der islamische oder politische Druck auf sie ständig zunahm. Wir müssen von einem Exodus der Christen aus den meisten arabischen Ländern sprechen, denn viele Glieder der orthodoxen Kirchen geben nach 1350 Jahren Druck und Verfolgung die Hoffnung auf, irgendwann noch einmal normal in islamischen Ländern leben zu können. Die Renaissance des Islam grenzt ihre Existenzmöglichkeit immer mehr ein. Wir mit unserer Bibellese tragen dazu bei, daß neben suchenden Moslems gerade die erstarrten Christen in den arabischen Ländern belebt, gestärkt und ermutigt werden, nicht nur zu bleiben, sondern bewußt Licht und Salz in ihrer islamischen Umgebung zu sein.

Hier wäre einzufügen, daß eine syrianisch-orthodoxe Bibelschule im Libanon, bei Bikfaija, unsere Auslegungen zu den Bibeltexten und die Antworten Iskander Jadeeds auf islamische Fragen in ihr Unterrichtsprogramm aufgenommen hat. Die Priester-Zöglinge baten uns um größere Mengen Verteilschriften, damit sie diese in den Sommerferien in ihren Heimatdörfern verteilen könnten. Einer von ihnen berichtete eine eigenartige Geschichte. Als er im Gebiet von Qamishli und Hassake von Dorf zu Dorf

zog, begegnete ihm ein Mann in der Kleidung der dortigen Bauern. Als er ihm eines der Traktate reichte, griff der Bauer in einen Sack, den er auf dem Rücken trug, und holte dasselbe Traktat heraus, das der Priesterschüler ihm gegeben hatte. Der junge Mann sagte spontan: „Dann können wir ja zusammen weitergehen!“ So zogen die beiden bis zum Abend durch mehrere Dörfer, bis sie alle Schriften verteilt hatten. Dann trennten sie sich. Der Priesterschüler hatte vergessen, nach dem Namen und der Adresse des Mannes zu fragen. Es war ihm, als hätte ihn ein Engel Gottes bei seinem Einsatz begleitet und beschützt, denn in Syrien ist das Verteilen religiöser Schriften streng verboten und wird mit Gefängnis, bisweilen sogar mit Folter bestraft.



Kernworte der Bibel in Kunstschrift

Das positive Ergebnis aus der Umfrage nach den wirksamsten Bibelworten hat uns ermutigt, seit 1970 viele Verheißungen und Gebote aus dem Alten und Neuen Testament in arabischer Kunstschrift von einem moslemischen Künstler schreiben zu lassen. Iskander Jadeed kannte diesen Mann von früher, da er öfter seelsorgerliche Gespräche mit ihm geführt hatte. Da der örtliche Mufti dem Künstler die Mithilfe bei einer christlichen Mission verboten hatte, schrieb er die Verse dem Mufti zum Trotz und setzte immer wieder deutlich seinen eigenen Namen in diejenigen Worte eines Spruches ein, die ihn persönlich angesprochen hatten.

Unser Team entwarf Stand und Form der einzelnen Verse. Der libanesischer Künstler gestaltete sie mit verschiedenen Stilformen der arabischen Kunstschrift. Auf diese Weise entstand ein Schatz von etwa 500 Bibelworten auf DIN A4 oder DIN A3 Blättern. Der Künstler hatte sie mit Hilfe von zugeschnittenen Bambusstäbchen mit schwarzer Tusche auf Spezialpapier geschrieben.

Diese Verse wurden in die Bibellese, auf Traktate, in Bücher, als Postkarten oder Wandkarten, als Poster oder Aufkleber in den verschiedensten Farben gedruckt. Wir haben bis heute das Vorrecht, die Kernworte der Bibel in großer Zahl zu vervielfältigen und zu verbreiten. Das Wort des Herrn wächst sehr! Wo immer wir hinkommen, treffen wir diese Kernworte der Bibel in irgendeiner Form an.

Für die Wandkarten 30 auf 20 cm ließen wir 1969

Wechselrahmen aus Plastik anfertigen, damit die Monatssprüche aufgehängt und vor Fliegenschmutz geschützt werden konnten. Später konnten wir die Sprüche auf stärkeren Karton beidseitig drucken lassen und mit einer dünnen Kunststoffschicht laminieren. Dies bewährte sich auch bei unzähligen Kalenderkarten, die Jahr um Jahr als Jahreslosungen mit einem Kalendarium versehen, den Verteilern zugestellt werden.

Besonders das ehrwürdige **Vaterunser**, das die theologische Antwort auf den erstarrten Gottesbegriff des Islam darstellt, wurde in Rundform einmalig schön geschrieben. Es ist von vielen christlichen Organisationen und säkularen arabischen Firmen übernommen worden. Die Bibelgesellschaften in Beirut und Amman verkaufen es als Messinggravur. In Kairo leuchtet es in Goldbuchstaben auf Leder gedruckt in einer Kunstwarenhandlung. Im Duty-free-Shop des Ammaner Flughafens erwarben wir es in Kupfer getrieben. In Jerusalem und Nazareth wird es in den Basaren auf Tontellern eingebrannt angeboten. In Damaskus fanden wir es als Verkaufsobjekt im Basar in Silber geätzt. Bei den Zedern im Libanon wird es auf Zedernholz, mittels Schablone aufgesprüht, verkauft. Das Wort des Herrn läuft in alle Lande und redet still und beharrlich von vielen Wänden in Wohnungen, Schulen und Läden.

Im Blick auf die graphisch gestalteten Kernworte der Bibel gibt es Erlebnisse, die manchmal unwahrscheinlich klingen, aber doch Wirklichkeit geworden sind. In Bahrein, einer Insel im Persischen Golf, bahnte sich ein Wirbelsturm seinen Weg durch die Insel. Alle rannten nach Hause, weil heumfliegende

Äste oder Wellblechplatten von auseinandergerissenen Dächern lebensgefährlich waren. Ein junger Mann eilte voller Angst seinem Haus zu. Ein Blitz schlug unweit von ihm krachend in einen Baum; ein Ast, der durch die Luft flog, riß ihm seinen Turban vom Kopf; der Wirbelsturm heulte und tobte, als ob tausend Geister losgelassen wären. Der junge Mann begann Gebete zu stammeln, er dachte, er sei unter Gottes Zorn geraten. Da flatterte plötzlich etwas Rotes an seine Brust und blieb an ihm hängen. Zitternd nahm er das zerrissene Blatt Papier von seinem Herzen, versuchte es zu lesen und entzifferte: „**Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm**“ (1. Joh. 4,16). Der Vers war in erstklassischer arabischer Schrift geschrieben. Der junge Mann teilte uns später mit, daß in ihm schlagartig eine Veränderung vorgegangen sei. Er sei plötzlich wie im Licht gestanden. Der Sturm ließ nach und hörte schnell auf. Der junge Bahreini hatte etwas von dem sanften Säuseln der Liebe Gottes gespürt, wie einst Mose und Elia sie erlebten. Da er - wie viele dort - abergläubisch war, verstand er das Blatt auf seiner Brust als eine Direktoffenbarung Gottes. Er fand auf der Rückseite die Adresse unseres Zentrums in Beirut und bat uns dringend, wir sollten ihm sofort eine Erklärung schicken, was Gott von ihm wolle. Er sei bereit alles zu tun, was wir ihm befahlen.

Eine andere Begebenheit lasen wir in einem islamischen Magazin von Saudi-Arabien. Mr. Dedat, ein prominenter Feind des Christentums aus Südafrika, besuchte Saudi-Arabien, um finanzielle Mittel für seine Kampagnen gegen die Christen und ihren Christus zu erbitten. Dabei zeigte er

unser Plakat mit den Seligpreisungen, in Rundform geschrieben, und hielt es über die Köpfe hoch, um die Anwesenden vor den Methoden der christlichen Mission zu warnen. Er sagte, diese Form und Darstellung sei so urislamisch, daß, wenn einer nicht Bescheid wüßte, er dieses Plakat an der Kaaba in Mekka aufhängen und denken könnte, es sei ein Text aus dem Koran. Dieser Bericht mit Bild, samt dem Text der Seligpreisungen, konnte in dem Magazin nachgelesen werden. So hat Mr. Dedat geholfen, die Seligpreisungen hunderttausendfach in Saudi-Arabien zu verbreiten.

Ein unternehmerischer Verkäufer ging anders vor. Er versuchte moderne Fotokopierer in Ölländern zu verkaufen. Er legte verschiedene schwarz-weiß Bilder und das Vaterunser in Arabisch geschrieben in sein Gerät und zog mehrere Kopien ab um zu zeigen, wie gut und präzise sein Kopierer arbeite. Wenn die Kunden ihn fragten: „Was ist denn das für eine arabische Werbung, die du eben vervielfältigt hast?“, dann antwortete er: „Ich kann kein Arabisch lesen. Übersetzt es mir doch bitte!“ Als sie buchstabierten: „Unser Vater im Himmel, dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel“, fragten sie ihn: „Ist dein Vater schon gestorben? Bittest du ihn um Hilfe im Himmel?“ „Nein!“, sagte er, „Gott ist mein Vater. Ist er nicht auch euer Vater?“ Die Moslems sagten dann: „Gott ist doch kein Vater! Er zeugt nicht und wurde nicht gezeugt“ (Sure 112,3). Da sagte der junge Mann: „Ich spreche von keinem irdischen Vater, der biologisch zeugt, sondern von einem geistlichen

Vater, der geistliches Leben gibt. Wenn ihr wollt, könnt ihr einige Kopien von diesem Poster mit euch nehmen.“ So hat er das Vaterunser in arabischer Sprache in vielen arabischen Ländern vervielfältigt und weitergegeben.

Im Sudan, in Khartum, fuhren wir mit unserem Mitarbeiter Kyriakos in einem Sammeltaxi. Der Chauffeur hatte eine farbige Postkarte mit einer fast ausgezogenen Frau an der Sichtblende seines Autos aufgehängt. Das ließ unserem sudanesischen Bruder keine Ruhe. Er holte einen Aufkleber aus seiner Tasche und patschte ihn mit flacher Hand auf das Pornobild und sagte zu dem Fahrer: „Gott liebt dich und bewahrt dich vor dem Argen. Es ist besser, ein Wort Gottes im Auto sprechen zu lassen, als deine Mitfahrer in Versuchung zu führen.“ Der Fahrer wagte kein Wort gegen das Zeugnis unseres Bruders einzuwenden.

اللَّهُمَّ احْبِبْنَا

وَمَنْ يَثْبُتْ فِي الْمَحَبَّةِ
يَثْبُتْ فِي اللَّهِ وَاللَّهُ فِيهِ

1. Joh. 4:16

Eine Bibelschule im Fernkurssystem

Als die ersten vier Jahre unserer Schriftenmission vergangen waren, hatten wir begriffen, wo die Möglichkeiten und Grenzen unseres Dienstes mit dem gedruckten Wort und den Radiobotschaften lagen. Die junge arabische Generation hatte begonnen, Lesen und Schreiben zu lernen und legte einen unwahrscheinlichen Wissensdurst an den Tag. Sie verschlang alles, was man ihr zum Lesen anbot. Selten sagt jemand im Orient: „Der lügt wie gedruckt“, vielmehr wirkt das gedruckte Wort auf viele wie eine Offenbarung. Die Nachfrage nach guter Literatur wuchs Tag für Tag.

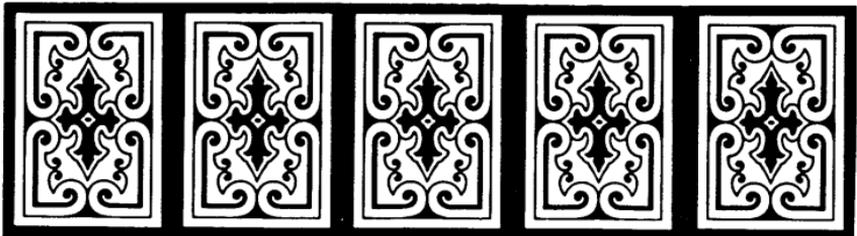
Leider erlaubten die wachsenden politischen und terroristischen Unruhen im Libanon und im ganzen Nahen Osten keinen geregelten Versand und Empfang unserer Bibellese, deren Tagestexte an bestimmte Daten gebunden waren. Wir mußten die termingebundenen Bibelauslegungen auf zeitlose Tageslesungen umstellen, hielten aber am Prinzip der kurzen Abschnitte samt den dazugehörigen Gebeten, Fragen und Merksprüchen zum Auswendiglernen fest. Damit waren in sich abgeschlossene Auslegungen zu den einzelnen Büchern der Bibel entstanden.

Der Hauptgrund zur Ablösung unserer vierteljährlichen Tagesbibellese lag jedoch tiefer. Wir hatten den Auslegungen jeweils eine Frage angefügt, um die Leser zum Nachdenken und zur gründlichen Beschäftigung mit den wichtigsten Gedanken des Bibeltextes anzuleiten. Plötzlich sandten uns Dutzende unserer Briefpartner ihre Antworten schriftlich zu.

Sie wollten nicht nur hören und lesen, sondern selbst in der Bibel arbeiten, sie begreifen und sich ihren Inhalt aneignen und schriftlich bezeugen, was sie gelernt hatten.

Daraufhin änderten und ergänzten wir die meisten unserer Bücher und boten sie als in sich abgeschlossene Vorlesungen mit Fragenkatalogen an. Für das Durcharbeiten von mindestens neun Büchern stellten wir ein Zeugnis über biblische Kenntnisse in Aussicht.

Eine Lawine von Zuschriften überrollte uns. Wir konnten schon nach kurzer Zeit die Einsendungen nicht mehr korrigieren, sondern nur noch registrieren, weil wir nicht genügend Mitarbeiter hatten, um die zugesandten Antworten genau zu bewerten. Eine Bibelschule im Fernkursystem war geboren worden. Sie wuchs kräftig und vereinte in wenigen Jahren Zehntausende von Schülern und Studenten. Auch 20 Jahre danach hält die Flut von schriftlichen Antworten an. Die Bibellese, die ursprünglich zur Erweckung arabisch sprechender Christen und zur Stärkung von Konvertiten gedacht war, hat sich zu einer Bibelschule mit Grund- und Oberschulklassen und zu einem Bibel-College ausgeweitet, in denen Schüler und Studenten von allen Kontinenten in großer Zahl mitmachen.



Die erste Reise in den Sudan

Der Missionsarzt Dr. Trüb, seine Frau und ihr Team in Omdurman, bei Khartum, hatten uns und unsere Schriftenmission in ihr Herz geschlossen. Im Garten ihres einfachen Hauses, das aus dicken Lehmwänden mit einem Lehmdach über einer Baumstammdecke gebaut war, versammelten wir unsere Korrespondenten zu einer feierlichen Übergabe der Zeugnisse, wenn sie mindestens neun gelöste Bibelwettbewerbe an uns eingesandt hatten. Ein evangelistisch gesinnter, kohlrabenschwarzer Pastor aus den Nubabergen, Nägi Ko Nägi, sowie der spätere Leiter der Bibelgesellschaft Makram Markus halfen uns, den Nachmittag zu gestalten. Wir waren beeindruckt zu hören, wie mutig und unentwegt schwarze Männer und Frauen, Jungen und Mädchen in Bussen, an Schulen und zu Hause Jesus bezeugten.

Eine einheimische katholische Nonne mit einem evangelischen Herzen nahm an der Versammlung teil. Sie hatte immer wieder unter dem Namen von drei Mädchen auf derselben Schreibmaschine ihre Antworten getippt. Sie kam unter der Aufsicht einer älteren strengen Nonne und bekannte zögernd, selbst alle Briefe unter den Namen der drei Mädchen geschrieben zu haben, um mehr Verteil- und Bibellesematerial für ihre Jugendkreise zu erhalten. Wir seien sehr sparsam im Versenden unserer Bücher. Sie benötige aber große Mengen von Traktaten, da der Hunger nach Evangeliumsschriften wachse. Sie hatte selbst viele Wettbewerbe tadellos gelöst und nahm eines der Zeugnisse in Empfang.

James, ein schwarzer Erzieher, ein sich zurückhaltender Gentleman, bekam auch ein Zeugnis für seine Teilnahme an den Wettbewerben und für seine präzisen Antworten auf die Schriften von Iskander Jadeed. Er war in einem Haus für Schwererziehbare verantwortlich für eine Gruppe verwahrloster junger Männer. Er setzte unsere Bücher für ihre Erziehung und zu ihrer Beeinflussung ein. Der Kreis der aktiven Helfer und Bibelschüler in und um Khartum wuchs ständig.

Nach dieser kleinen Feier fuhren wir nach Wad Medani. Dort trafen wir die ägyptische Schulleiterin Yvonne, die wie ein Fels in der Brandung einer evangelischen Grund- und Mittelschule vorstand. Parallel dazu führten wir in einer evangelischen Gemeinde ein Seminar durch. Der Sohn und die Tochter des Pfarrers studierten eifrig Gottes Wort mit Hilfe unserer Bücher. Deshalb hatte der Gemeindeleiter Vertrauen in uns und öffnete uns seine Gemeinde.

Unsere in Arabisch gehaltenen Vorträge mußten in mehrere Sprachen übersetzt werden, weil die Glieder dieser Gemeinde verschiedenen Stämmen mit völlig unterschiedlichen Sprachen angehörten. Im Sudan werden bis heute etwa 120 Sprachen von 140 ethnischen Gruppen gesprochen. Die Hälfte von ihnen beherrscht Arabisch als Zweit- oder als Muttersprache, jedoch nur 25 Prozent der sudanesischen Bevölkerung können Lesen und Schreiben. Bisher ist die Bibel in acht und das Neue Testament in 17 dieser Sprachen übersetzt worden. 60-70 Prozent der Bevölkerung sind Moslems, 10 Prozent Animisten, 12 Prozent katholische und 7 Prozent evangelische Christen.

Bei diesem Seminar zur Zurüstung einheimischer Christen für die Mission unter Moslems wurden wir mit einem schwierigen Problem konfrontiert. Was muß getan werden, wenn ein Moslem mit vier Frauen und vielen Kindern Christ wird? Muß er sich von drei seiner Frauen scheiden lassen? Gehören die Kinder dann ohne ihre Mütter allein dem Vater? Kann er mit allen seinen Frauen Glied in einer Kirche werden, die nur die Einehe bekennt? Dies ist eine heikle Frage, die im Sudan immer wieder aufbricht, die aber von verschiedenen Gemeinden verschieden beantwortet wird. In Wad Medani hatten die Gemeindeältesten beschlossen, daß ein Moslem mit seinen Frauen und Kindern in die Gemeinde aufgenommen werden kann, wenn sich alle nach dem katechetischen Unterricht öffentlich im Gottesdienst taufen lassen und den Islam ablegen. Der Konvertit muß vor seiner Taufe bekennen, daß er mit seiner Vielweiberei gesündigt hat und bestätigen, daß die Einehe die einzige gottgewollte Schöpfungsordnung ist. Außerdem kann er kein kirchliches Amt innehaben, solange er mit mehreren Frauen verheiratet ist. Trotz solcher Einschränkungen haben sich mehrere islamische Familien dieser Prozedur willig unterzogen, und dies, obwohl sie dadurch mehr Nach- als Vorteile bekamen. Das Leben mit Christus und die Gemeinschaft der Gläubigen war ihnen wichtiger als die Demütigung bei der Taufe.

In Wad Medani am Nil begegneten wir Scheich Abdallah mit seinen vier Frauen und seinen vielen Kindern. Er war von Geburt Moslem, hatte aber in einer Vision gesehen, daß alle Bücher - die Thora, die Psalmen, die Propheten, das

Evangelium und der Koran - von Gott inspiriert seien. Seither studierte er die Bibel neben dem Koran. Das Buch „Die Waage der Wahrheit“ von Gerhard Pfander, aus Waiblingen, lag auf seinem Tisch. Abdallah war von den Moslems verfolgt worden, weil er das Evangelium gleichwertig neben den Koran stellte. Zwei seiner Kinder waren in einer Zisterne ertränkt worden. Deshalb ist er aus seinem Wüstendorf nach Wad Medani geflohen. Er dachte, er sei ein Prophet, weil er Visionen gehabt hatte. Um ihn sammelte sich eine Schar von Interessenten. Die katholische Kirche taufte sie alle, hatte aber keine spezielle biblische Antwort auf den Koran, die ihm weitergeholfen hätte. Erst die Bücher von Iskander Jadeed und weitere Veröffentlichungen unserer Mission führten ihn in die sachliche Auseinandersetzung zwischen Evangelium und Koran. Es gab lange und heftige Gespräche zwischen Scheich Abdallah und seinem Clan einerseits und Iskander Jadeed, Nägi Ko Nägi und mir andererseits, als wir ihm den Absolutheitsanspruch Jesu Christi erklärten und sein Prophetentum mit dem biblischen konfrontierten. Er stimmte der biblischen Lehre in vielen Punkten nicht zu, war aber bereit, 30 Kinder seines Clans in die evangelische Schule zu senden. Miss Yvonne hat ihnen das klare Evangelium verkündigt, ihnen biblische Lieder beigebracht und so das Fundament gelegt, daß über ein Dutzend Kinder dieses verschrobenen Propheten von sich aus eine zweijährige Bibelschule besuchten, um sich zum Dienst für Jesus ausbilden zu lassen.

Dankbar bestiegen wir in Wad Medani eine Fähre, die uns über den Blauen Nil bringen sollte. Autos, Kamele, Männer

und Frauen jeder Hautfarbe mit allem, was sie eingekauft hatten, drängten auf diese kleine Fähre. Am anderen Ufer suchten wir nach einem LKW, der uns nach Gedaref bringen sollte. Wir mieteten einen Platz im Fahrerhaus neben dem Fahrer. Wir wußten nicht, daß diese Plätze mehrfach verkauft werden, so daß wir schließlich zu fünft und streckenweise zu sechst im Führerhaus saßen. Es reichte nur noch zu einem halben Sitz an der Außenseite. Die Bänke auf der Pritsche des LKWs waren ebenso voll gestopft. Mehrere hatten nur noch einen Stehplatz ergattert. Auf dem Dach lag das gesamte Gepäck: Säcke, Hühner und alles, was die Mitfahrenden eingekauft hatten. Der LKW fuhr mit zwei Stunden Verspätung los. Der Fahrer wollte zeigen, daß er der beste Rennfahrer der Welt sei. Er gab, wenn irgend möglich, Vollgas, kurvte wild um Büsche herum, wich Gräben oder Steinen aus, streckenweise war die ungebahnte Piste wellblechartig geriffelt, so daß die Zähne der Mitfahrenden klapperten. Jeder versuchte sich irgendwo festzuhalten, besonders die im Führerhaus, die nur einen halben Sitzplatz ergattert hatten. Nach zweistündiger Raserei durch den Busch hielt der Fahrer in einer kleinen Oase. Hier wurden Hunderte von Kamelen getränkt, die jungen Hirten zogen das Wasser mit Eimern aus tiefen Zisternen. Die Moslems unter den Mitfahrenden warfen sich zum Sonnenuntergangsgebet in Richtung Mekka nieder. Wir aber zählten unsere Knochen und versuchten vergeblich, den Staub aus Augen, Ohren, Haaren und zwischen den Zähnen zu entfernen. Nicht lange nach der Oase begann ein geteierter Weg. Doch die Hälfte des Fahrbahnbelags war verschwunden. Die Schlaglöcher wirkten wie Boxhiebe von

unten. Der Chauffeur lachte. Er hatte uns ohne Achsenbruch durch die Wüste gebracht und erreichte nach einer weiteren Stunde die Rundhütten am Stadtrand von Gedaref.

Iskander Jadeed und ich entstiegen völlig erschöpft und verschwitzt dem Fahrerhaus des LKW. Die Gemeinde aber wartete bereits seit Stunden auf unsere Ankunft. Wir konnten uns noch etwas waschen, schnell eine Mango essen und unsere geschundenen Glieder kurz ausruhen. Dann begann die Versammlung im Haus eines der Kirchenältesten. Sie dauerte nicht eine oder zwei Stunden, sondern bis tief in die Nacht hinein. Bei den Vorträgen wechselten Bruder Jadeed und ich uns ab, so daß wir ohne große Schwierigkeit drei Stunden sprechen konnten. Dann gab es Fragen und Kritik an den Protestanten. Einige der Katholiken und Kopten wollten von einer Mission unter Moslems nichts wissen. Sie sahen die Schlüsselgewalt zur Vergebung der Sünden ausschließlich bei ihren Priestern. Als wir ihnen das allgemeine Priestertum der Gläubigen erklärten und darauf hinwiesen, daß allein der Glaube an Christus rettet, nicht aber das Amt der Kirche, gab es beinahe einen Aufstand in der Versammlung, die unter einem sternenübersäten Nachthimmel im weiten Hof durchgeführt wurde.

Wir waren unter anderem auch nach Gedaref gefahren, um einen jungen Mann kennenzulernen, der seit längerer Zeit mit uns eifrig korrespondierte. Aijeli war Beamter beim Wasserverwaltungsamt in Gedaref. Wasser im Sudan ist so wichtig wie das Blut in unserem Kreislauf. Aijelis Eltern waren aus Äthiopien geflohen. Er lebte mit seiner Mutter und seinen Geschwistern in einer Rundhütte, verdiente aber nicht

genug, um die Familie ausreichend versorgen zu können. So haderte er mit Gott und den Menschen und kam zu der Überzeugung, daß es keinen Gott geben könne, wenn soviel Ungerechtigkeit auf dieser Welt herrsche. Eines Tages kam er in seiner Auseinandersetzung mit Gott so weit, daß er schrie: „Wenn du wirklich existierst, o Gott, so offenbare dich mir, damit ich weiß, daß es dich gibt!“

Als er auf der Straße zu seinem Büro ging, sah er am Wegrand einen Fetzen zitronengelben Papiers liegen. Er bückte sich, hob den Papierfetzen auf und las geschockt die Worte: „Wenn du mehr über Gott wissen willst, schreibe an unsere Adresse in Beirut, Libanon.“ Er wußte nicht, daß er den unteren Teil eines zerrissenen Traktats aus unserem Zentrum in der Hand hielt. Er berichtete uns später, diese Worte hätten ihn wie ein Blitz getroffen. „Jetzt hat Gott mich am Wickel! Er hat reagiert! Das ist seine Antwort auf mein Gebet!“ Zitternd schrieb er nach Beirut, er wolle mehr über Gott erfahren. Er verschloß den Brief sorgfältig, brachte ihn zur Post und wartete. Eine Woche, zwei Wochen und mehr vergingen, da wurde ihm, als er im Büro saß, mitgeteilt, unten beim Torwächter liege ein Paket aus Beirut für ihn bereit. Mit großen Sprüngen eilte er die Treppe hinab, packte das Paket voll innerer Unruhe, ging an seinen Schreibtisch zurück und wollte es öffnen. Da sah ihm ein Kollege zu, wie er das Paket behandelte und fragte: „Was ist denn da drin?“ „Oh“, sagte Aijeli, „nichts Besonderes, nur ein paar Bücher!“ Er stellte das Paket ungeöffnet unter seinen Schreibtisch. Er wußte genau, jetzt lag Gottes Antwort zu seinen Füßen. Er war völlig durcheinander. Als er nach

Dienstschluß die Schnur durchschnitt und das Packpapier zerriß, hatte er Bücher wie die Auslegung des Matthäus-Evangeliums mit dem Titel „Dein Reich komme!“ und die Auslegung zum Johannes-Evangelium mit dem Titel „Und wir sahen seine Herrlichkeit“ in seinen Händen. Er verschlang sie, betete die eingedruckten Gebete, beantwortete die Fragen sorgfältig, lernte die Merksprüche auswendig und wuchs in wenigen Wochen so im Glauben, daß er die gründlichsten Antworten einsandte, die wir je aus arabischen Ländern zugesandt bekommen hatten. Er begann in seiner Gemeinde mit der Jugendarbeit, hielt Lektorenpredigten und ging später auf eine theologische Schule in Kairo, wurde Pfarrer bei der Synode und zum Schluß Lehrer in einer Bibelschule in Khartum. Und alles hatte mit einem Traktatfetzen begonnen, an dessen unterem Rand eine Einladung zum Bibelstudium gedruckt war.

Im Gottesdienst seiner kleinen Gemeinde, der in einer einfachen Wellblechhütte stattfand, sahen wir erneut, daß der Heilige Geist nicht an Kathedralen und brausende Orgelklänge gebunden ist, sondern auch bei den Veranstaltungen der Ärmsten und Verachteten gegenwärtig ist. Die Liebe in der Gemeinde Jesu Christi ist wichtiger als gewaltige Dome, Prachtgewänder und festliche Liturgien.



Die Entstehung des Beirut Verlag

Am Anfang unserer Medienmission bestand der Lehrplan unserer Gemeindebibelschule aus Fernbriefkursen zum intensiven Bibelstudium, dann kamen Bücher zur Schulung von Christen für die Evangelisation unter Moslems dazu und Verteilschriften für praktische Einsätze vor Ort. Im Lauf der Jahre aber erweiterte sich unser Buchangebot der Nachfrage entsprechend. Wir mußten auf die Probleme eingehen, die uns unsere Freunde immer wieder schilderten.

Aus den Zuschriften der Leser wurde ersichtlich, daß in den meisten arabischen Ländern die Zeugen Jehovas und die Adventisten eine starke Verbreitung gefunden hatten. An Schulen und Universitäten spukte der Aberglaube der gottgelösten Evolutionstheorie in den Köpfen der Schüler und Studenten. Der Widerstand der islamischen Fundamentalisten richtete sich in zunehmendem Maß gegen jede Art von christlicher Verkündigung. Hinzu kam unter dem Einfluß der amerikanischen Pfingstbewegung eine Überbetonung des Zungenredens, der Geistestaufe und von Wunderheilungen aller Art, die in die Gedanken mancher Briefpartner eingedrungen war. Es wurde deutlich, daß wir neben unseren evangelistischen, exegetischen und zeugnishaften Schriften auch systematische Darstellungen des christlichen Glaubens mit Antworten der Bibel auf die Alltagsfragen der Araber herausgeben sollten.

Iskander Jadeed, der in vielen Briefen mit diesen Fragen konfrontiert wurde, schrieb zunächst ein Buch über die Zeugen Jehovas, dann verfaßte er eine Schrift über die

gesetzliche Werkgerechtigkeit der Adventisten. Seine Serie seelsorgerlicher Briefantworten war bis 1972 auf 17 Bücher und Hefte angewachsen. Ich selbst stellte die Wirkung des Heiligen Geistes im Alten und Neuen Testament heraus. Otto von Bibra erlaubte, daß wir sein Buch „**Die Bevollmächtigten des Christus**“ ins Arabische übersetzen und drucken konnten. Umm Salam schrieb 1970 ein Buch mit dem Titel „**Ich und mein Haus**“, das in einem Dialog (zwischen einer älteren Frau und einer jüngeren Mutter) die Probleme einer Familie für junge arabische Frauen aus biblischer Sicht darstellte. Dieses Buch wurde von mehreren Radiosendern übernommen und ausgestrahlt.

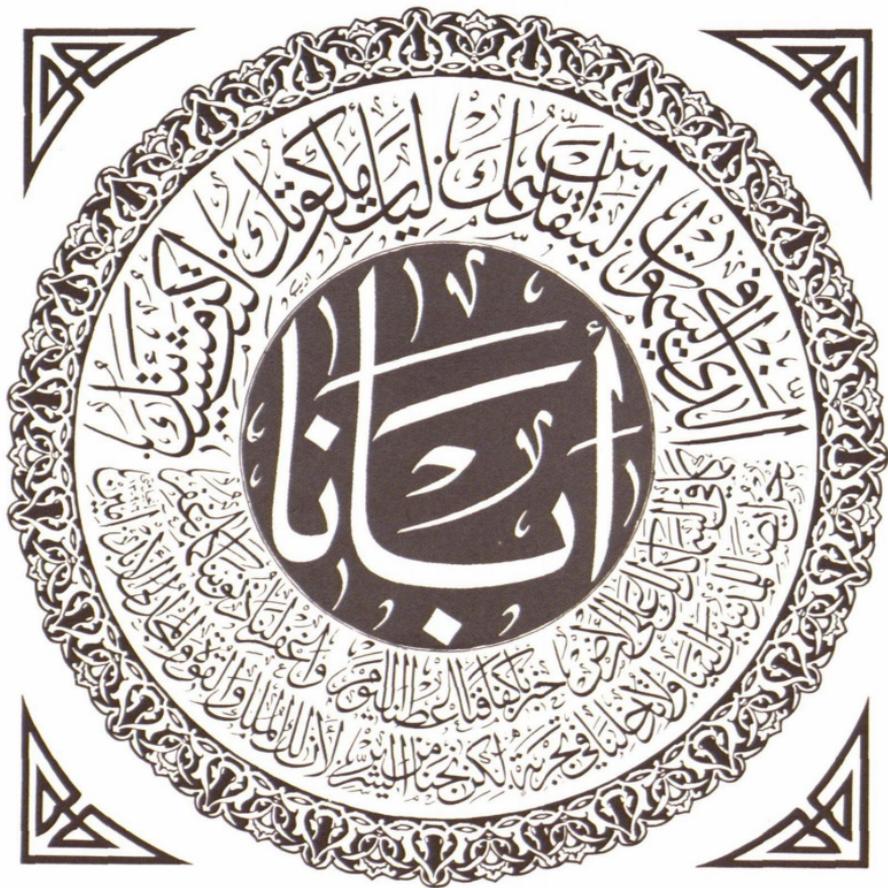
Iskander Jadeed hatte vor Jahren ein Buch in der Form eines echten Briefwechsels verfaßt. Sein eigener Bruder, der noch Moslem war, hatte versucht, ihn wieder für den Islam zurückzugewinnen. Iskander aber versuchte seinerseits seinem Bruder das Evangelium zu erklären. Es entstand ein Briefwechsel, in dem der eine den andern mit Takt, Liebe, Sachkenntnis und gegenseitiger Hochachtung zu gewinnen suchte. Kein Verlag war aus Sicherheitsgründen bereit gewesen, diesen brisanten Briefwechsel - die geistliche Summe des Glaubens von Bruder Jadeed - zu drucken. Das Manuskript lag jahrelang brach, bis Jesus unsere Medienmission ins Leben rief. Wir veröffentlichten es 1969, im ersten Jahr unserer Schriftenmission. Das Buch trägt den Titel „**Unterwegs für die Wahrheit**“ und ist ein Kompendium seelsorgerlicher Antworten für fragende Moslems.

Im Zuge der steigenden Nachfrage schlug Iskander Jadeed 1975 vor, das berühmte Erstlingswerk der Mission unter Moslems, „**Die Waage der Wahrheit**“ von Dr. Gerhard Pfander, erneut in arabischer Sprache herauszubringen. Dieses Standardwerk der Mission unter Moslems ist eine vielbenutzte Quelle für apologetische Schriften und für seelsorgerliche Antworten auf die Fragen und Entgegnungen der Moslems. Hier wird erstmals in fundierter Weise das verdrehte und verschüttete christliche Zeugnis im Koran aufgedeckt. Dieses Buch wird auch in Zukunft für alle Missionsarbeit unter Moslems unverzichtbar bleiben.

Den genannten Büchern hängten wir am Schluß einen oder auch mehrere Fragenkataloge an. Sie wurden damit ein Bestandteil der systematischen Abteilung (Glaubenslehre und Ethik) unserer Bibelschule. Die Zahl der Studenten wuchs stetig. Die Bücher wurden uns beinahe aus der Hand gerissen.

Im Jahre 1971 fragten wir unsere Brieffreunde, welche Bücher, Magazine und Zeitschriften sie im allgemeinen lesen. Wir baten um Hinweise, welche Art von Illustrationen, Einbandgestaltungen und Bildern sie bevorzugten. Wir erkundeten außerdem ihre Lese- gewohnheiten und Lebensziele. Wir wollten Klarheit darüber gewinnen, welche Bücher wir der lese- und wissensdurstigen jungen Generation anbieten sollten. Die Antworten der jungen Araber halfen uns, eine lebensnahe Form der Verkündigung zu entwickeln. Unsere Veröffentlichungen hatten letztlich nur ein Ziel: Jesus, den gekreuzigten und auferstandenen Herrn, unseren Lesern so

vor Augen zu malen, daß sie ihn als Sohn Gottes erkannten, als ihren Herrn im Glauben annahmen und sich für immer mit ihm verbanden.



Das Vaterunser in arabischer Sprache

Unsere erste Reise nach Marokko

Im Sommer 1972 hatten der Prediger Salathe aus der Schweiz, Pfarrer Jadeed und ich das Vorrecht, zusammen nach Marokko zu fliegen. Wir wollten herausbekommen, weshalb so viele Glaubenszeugnisse, Briefe und Nachfragen nach Literatur aus diesem verschlossenen islamischen Land bei uns eintrafen. Wir wurden von einer Jugendgruppe in Casablanca begrüßt, die in der Garage eines Missionars zusammenkam. Bisher hatten die Missionare in Marokko im nordafrikanischen Dialektarabisch gepredigt. Wir jedoch druckten unsere Bücher in Schriftarabisch, das bei offiziellen Anlässen in den arabischen Ländern benutzt wird. Das war einer der Gründe, weshalb uns aus dem Land des Sonnenuntergangs viele junge Erwachsene schrieben.

Die Missionare der vergangenen Generation aus Malaga und Marseille hatten eine biblische Grundlage in den interessierten Moslems gelegt, indem sie die Erbsünde und Verlorenheit des Menschen herausstellten und Jesus als das einzigartige Gotteslamm bezeugten.

Wir trafen einen jungen Berber namens Susi. Er hatte selbst ein Magazin zusammengestellt, es auf einem primitiven Vervielfältigungsapparat gedruckt und durch die Jungmännergruppe verbreiten lassen. Sobald aber jemand Blätter oder Hefte druckt und verteilt, hat er keine Kontrolle mehr über den Weg, den diese Blätter nehmen. Sie gleichen dem Laub in einem Sack, das von einem Balkon herabgeschüttelt wird. Der Wind treibt die Blätter in alle

Richtungen davon.

Die Polizei bekam die Magazinhefte in ihre Hand, spürte den Kreis der jungen Erwachsenen im Untergrund auf, sandte heuchlerische Spitzel unter sie, wartete bis eine größere Zusammenkunft anberaumt war und nahm dann alle in Untersuchungshaft. Die Eltern oder Verwandten der meisten jungen Leute eilten herzu, gaben Garantien ab und verboten ihren Söhnen, weiterhin an christlichen Versammlungen teilzunehmen. Nur Susi hatte niemanden, der für ihn garantierte. Sein Vater wohnte weit weg im Süden des hohen Atlasgebirges. Der Chef des Geheimdienstes knüpfte ihn sich vor. Als er merkte, daß Susi kein Verbrecher, sondern ein Idealist war, ließ er ihn frei, nahm ihm jedoch das Versprechen ab, ihn anderntags in seiner Wohnung zu besuchen. Dort änderte der Geheimdienstchef seine Taktik. Er ließ Susi in einem bequemen Ledersessel Platz nehmen, reichte ihm arabischen Kaffee und sagte: „Jetzt erzähl mir mal offen, warum du Christ geworden bist. Das gibt es doch nicht, daß sich heutzutage noch ein junger Mann für Religion interessiert. Du kannst mir erzählen, was du willst; ich möchte deine innersten Gedanken und Beweggründe kennenlernen.“

Susi begriff: Das ist die Chance deines Lebens! Du hast das Vorrecht, dem Chef des Geheimdienstes das Evangelium zu bezeugen! Dann erzählte Susi ihm von der Bestimmung des Menschen, Gottes Ebenbild zu sein, wie der Mensch in Hybris und Sünde fiel und sich von Gott trennte, wie Mose das Gesetz geoffenbart wurde, das keiner ganz halten

konnte, und wie Jesus als Gotteslamm kam, um die Sünde der Welt auf sich zu nehmen, und daß nach der vollendeten Versöhnung aller Menschen mit Gott der Heilige Geist in die Herzen der wartenden Beter ausgegossen wurde.

Zwei Stunden lang erzählte er dem Geheimdienstchef den Weg des Heils; er unterstrich sein Zeugnis mit christologischen Aussagen aus dem Koran und hätte dem Mann noch stundenlang weitererzählt, wenn der ihn nicht unterbrochen und gesagt hätte: „Dir kann kein Mensch helfen! Du bist ein religiöser Narr! Ich habe begriffen, daß du weder ein Aufrührer noch ein Spion bist, der politische Ziele im Kopf hat. Du meinst nur die Religion. Das fällt nicht in meinen Dienstbereich. Da muß ich dich dem Religionsministerium übergeben.“

Bruder Susi wurde es unbehaglich. Er wußte nur zu gut, daß die Scharia, das islamische Gesetz, den Tod eines jeden Moslems verlangt, der den christlichen Glauben annimmt. Er warf aber auch diese Gefahr in einem Stoßgebet Jesus vor die Füße.

Wenig später wurde ihm ein Formular des Religionsministeriums zum Ausfüllen vorgelegt. Er beantwortete alle Fragen sorgfältig, bis er zu der Frage nach der Religionszugehörigkeit kam. Würde er hier „Moslem“ eintragen, so wäre er gerettet, schrieb er aber „Christ“, so warteten Untersuchungshaft, Gericht, Strafe oder gar Tod auf ihn. Schrieb er aber Atheist, so wäre er ein Lügner. Er trug im Glauben „Christ“ in das entsprechende Kästchen ein, unterschrieb den Bogen und gab ihn dem Beamten zurück. Dieser leitete den ausgefüllten Vordruck an

das islamische Religionsministerium weiter. Der diensthabende Beamte überflog den Bogen, sah bei Religionszugehörigkeit die Bezeichnung „Christ“ eingetragen und warf den Bogen weg. Er knurrte: „Weshalb wird mir ein solches Papier gebracht? Wenn der junge Mann Christ ist, fällt er nicht unter meine Zuständigkeit.“ Er hatte nicht bemerkt, daß Susi, einst Moslem, erst vor kurzer Zeit Christ geworden war. Er meinte, Susi sei schon immer Christ gewesen. So hat der Herr Jesus die Treue Susis belohnt und ihm offiziell bestätigt, daß er ein marokkanischer Christ sei.

Später trat Susi in eine Bibelschule in Beirut ein und wurde der erste einheimische Pastor, der in Marokko wohnte und nicht ins Ausland emigrierte. Er wurde noch des öfteren zu Verhören geholt und dreimal ins Gefängnis gesperrt. Schließlich ließ die Polizei von ihm ab. Er erschien ihr als ein hoffnungsloser Fall. Wenn sie etwas von ihm wissen wollte, unterrichtete die Polizei seinen Bruder mit einer kleinen Notiz. Sie war sicher: Susi flieht nicht! Er kommt freiwillig zur Polizei, wenn sie ihn sehen und hören will.

Bruder Susi begleitete uns zu einem jungen Moslem in Jusefije, der mehrere Traktate von uns zum Verteilen erbeten hatte. Als wir ihn zu Hause besuchten, sahen wir, daß er in einer konservativen islamischen Familie lebte. Sein Zimmer war der islamischen Tradition entsprechend ausgestattet. Wir verstanden nicht, wie er - vor solchem Hintergrund! - das Evangelium verbreiten konnte. Als wir nach einem einleitenden Gespräch offen fragten: „Weshalb verteilst du eigentlich unsere Traktate, obwohl du ein

bewußter Moslem bist?“, schaute er uns groß an und sagte: „Wenn ich diese Blätter lese, wird es um mich herum licht.“

Wir verstanden, was er damit meinte. Wir schrieben wenig vom Gesetz und was der Mensch tun muß und nicht tun darf in unseren Traktaten und Büchern, sondern zeigten, was Gott tut und wie er in das Leben eines Menschen eingreift. Wir stellten die Liebe Gottes und seine wirksame Gnade in den Mittelpunkt. Das brachte Licht in sein Leben. Er hatte nicht ganz verstanden, was er gelesen hatte, aber er spürte den Geist Gottes in den Schriften. Wir ließen ihn auch weiterhin Traktate verteilen und sandten ihm aufbauende Bücher zu. Zwei Jahre später zählte er zu den Ältesten einer Hauskreisgemeinde.

In Meknes trafen wir Miss Davis. Sie wohnte in einem alten herrschaftlichen Haus, in dem die Wände und Türen mit Arabesken echter arabischer Volkskunst geschmückt waren. Wir begrüßten ihre Jugendgruppe, von der mehrere mit uns in regem Briefkontakt standen. Wir hatten das Vorrecht, vor einer Gruppe unverschleierter, heiratsfähiger Mädchen eine Bibelstunde zu halten. Die Mädchen sangen begeistert moderne Jesus-Lieder, machten bei dem Gespräch über der offenen Bibel eifrig mit, stellten jedoch in der Diskussion danach kritische Fragen, die beinahe die Gemeinschaft zerrissen hätten. Eine Studentin fragte: „Glauben sie, daß der Koran Gottes Wort ist?“ Wir antworteten, daß etwa 60 Prozent des Korans mündlich überlieferte Texte aus dem Alten Testament seien und 7 Prozent Berichte aus dem Neuen Testament, so wie sie die christlichen Sklaven in Medina Muhammad aus der

Erinnerung bezeugt hatten. Wir versicherten ihr, daß im Koran verkrustete Splitter göttlicher Wahrheit und staubbedeckte Perlen des ewigen Rechts vorhanden seien. Die Gesamtrichtung des Korans aber werde bestimmt durch Muhammads private Auffassung und enthalte eine Interpretation des Christentums im Sinne der seßhaft gewordenen Beduinen von Mekka und Medina.

Das gab einen Sturm! Die Mehrheit der an Jesus gläubigen Mädchen war überzeugt, daß der Koran eine fehlerlose Verbalinspiration Allahs sei. Wir wurden gefragt: „Glaubt ihr denn nicht, daß Muhammad ein Prophet war?“ Wir antworteten: „Er war ein Wahrheitssucher, ein Diplomat und Staatsmann, ein Feldherr und Gesetzgeber. Er ist die bedeutendste Persönlichkeit der Weltgeschichte nach Jesus. Ein Fünftel der heutigen Weltbevölkerung folgt seiner Botschaft.“ Diese Antwort rief erneut einen Sturm hervor. „Nein“, riefen die Mädchen, „er ist nicht bloß ein Politiker und Gesetzgeber, er ist der größte Prophet aller Zeiten und der Gesandte Allahs, um sein Reich auf dieser Erde aufzubauen.“

Wir versuchten den Mädchen zu erklären, daß Muhammad nie in persönlichem Kontakt mit Gott gestanden hatte. Alle seine Inspirationen hatte er von dem sogenannten Engel Gabriel empfangen. Muhammad kannte den wahren Gott nicht. Deshalb erkannte er auch nie seine eigene Sündhaftigkeit. Jesaja, der die Heiligkeit Gottes von ferne sah, erkannte gleichzeitig seine Unreinheit und rief: „Weh mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen! Denn meine

Augen haben den Herrn Zebaoth gesehen!“ (Jesaja 6,1-8). Da Muhammad nie Gott gesehen noch gehört hatte, fehlte ihm auch der richtende Maßstab, um seine eigene Sündhaftigkeit und sein Verlorensein zu erkennen. Weil er diese beiden Grundvoraussetzungen aller echten Prophetie und Gottes- und Menschenerkenntnis nicht besaß, konnte er auch keine konkreten Prophezeiungen über die Zukunft hervorbringen, außer dem, was er von den Christen über das Weltenende und die Auferstehung der Toten gehört hatte.

Die Gespräche schufen eine große Unruhe unter den Zuhörerinnen, denn bisher hatten sie ihren christlichen Glauben auf dem Fundament des Islam aufgebaut. Keiner der früheren Missionare war in der Lage gewesen, sachlich sowie geistlich Muhammad und Jesus zu vergleichen und den Koran am Evangelium zu messen. Die Art der rein „positiven“ Verkündigung des Heils ohne Überwindung der islamischen Vergangenheit hatte in den Neugewonnenen einen schizophrenen Glauben geschaffen. Diese „Moslemchristen“ waren weder ganze Moslems noch richtige Christen. Die alten Kirchen hatten in ihren TaufLiturgien nicht nur die Annahme Christi und seines Heils formuliert, sondern auch die Absage an Satan, an alle Kulte, Religionen und weltlichen Bindungen mit eingeschlossen. Sie hatten gewußt, daß Christus kein geteiltes Herz krönt.

Es zeigte sich, daß wir unter den Kirchen und Missionen einsam unser Zeugnis aufrecht erhielten, daß Christentum und Islam unvereinbar sind, so wie Feuer und Wasser nicht zusammenpassen. Es genügt nicht allein, den biblischen Christus zu verkündigen; wir müssen auch den Geist des

Islam und seine unbiblische Kultur überwinden und die Lebensweise Jesu und seiner Apostel als Maßstab für ein neues Leben setzen.

Hinter dem bis zu 4000 Meter hohen Atlasgebirge trafen wir am Rande der Sahara in Warzazat eine Gruppe von Hebammen, die in den Hütten der Dorfbewohner und in den Beduinenzelten den Frauen halfen, ihre Kinder zur Welt zu bringen. Das war nicht einfach, wenn sie etwa nachts gerufen wurden und durch eine wegelose Wüste das entsprechende Haus finden mußten. Außerdem gab es kein elektrisches Licht in diesen Hütten, nur Petroleumfunzeln oder an Gasflaschen angeschlossene Gasleuchten. Eine der Hebammen sagte: „Wie soll ich bei solcher Beleuchtung arbeiten? Ich kann doch die Taschenlampe nicht in der einen Hand halten, wenn ich beide Hände für die Geburtshilfe brauche? Da stecke ich einfach die stabförmige Taschenlampe in meinen Mund, dann kann ich mit beiden Händen zupacken und habe außerdem noch genügend Licht, das Neugeborene in Empfang zu nehmen.“

Diese Hebammen haben in einem Hauskreis interessierte Frauen und Mädchen gesammelt. Er trifft sich regelmäßig in ihrer „Klinik“. Ihre tätige Liebe und ihr unentwegter Einsatz hat ihnen das Vertrauen vieler Frauen gewonnen. Die Schwestern hielten es jahrelang am Rand der Wüste auch bei extremer Trockenheit und großer Hitze aus. Nicht wenige Frauen und junge Männer aus ihrer Gegend studierten mit uns die Bibel und die Bücher Iskander Jadeeds.

Die Produktion evangelistischer Kassetten

Durch Umfragen erkannten wir, daß Kassetten bei vielen Briefpartnern beliebter waren als Bücher. Außerdem mußten wir zur Kenntnis nehmen, daß über 60 Prozent aller Araber in den Jahren zwischen 1969 und 1976 noch nicht lesen und schreiben konnten. Hinzu kam die große Zahl der Blinden, für die es ohnehin leichter war zu hören als mit den Fingerspitzen die Brailleschrift zu lesen. Im Jahr 1974 begannen wir mit der Aufnahme von Liedern in arabischer Sprache. Wir erwarben außerdem die Rechte für Aufnahmen von anderen Studios und Missionen. Radio ELWA stellte uns seinen Schatz an Liedern kostenlos zur Verfügung. Die Einrichtung unseres Studios war allerdings noch zu primitiv, um eine breitangelegte Produktion zu beginnen.

Wir waren dem Herrn Jesus dankbar, als Bruder Giger und seine Frau im Herbst 1975 zu uns stießen, um die Kassettenmission auf- und auszubauen. Als Europäer müssen wir umdenken und verstehen lernen, daß Kassetten in der Mission unter Moslems mindestens so wichtig sind wie Bücher, zumal auch heute noch mehr als die Hälfte der Araber weder lesen noch schreiben kann. Die Kassette ist ein Buch im Kleinformat. Gute Lieder werden schnell auswendig gelernt und helfen zum Verstehen der biblischen Texte.

Die Erfahrung lehrte uns, daß Chorlieder keine so starke Wirkung hatten wie gute Sologesänge, denn bei Chorliedern können die Texte oft nicht gut verstanden werden. Deutlich gesungene Lieder von Solisten aber helfen zum Lernen der Worte, so daß die Lieder von den Hörern schnell

nachgesungen werden. Wenn Kassetten nicht langweilen sollen, müssen sie gute und belebende Lieder enthalten.

Bei einer Umfrage stellten wir fest, daß die arabische Jugend sowohl das moderne rhythmische Liedgut des Westens als auch einheimische moderne Lieder der klassischen Musik vorzieht. Nur wenige haben Zugang zur westlichen Kirchenmusik oder zu alten arabischen Mehrtonliedern. Mit der Zeit verstanden wir, welche Melodien zu welchen biblischen Texten ausgesucht werden mußten.

Das Ziel bei allen hergestellten Kassetten blieb dasselbe: Der jungen arabischen Generation mit lebendigen Liedern deutlich zu machen, daß Jesus der einzige Weg, die bleibende Wahrheit und das ewige Leben in Person ist und niemand zum Vater kommt, denn durch ihn.

In Bir Zeit, in der besetzten West-Bank, hatte eine gläubige Studentin, die in einem Mädcheninternat wohnte, versucht, ihre islamischen Kommilitoninnen zu missionieren. Diese aber sagten zu ihr: „Halt's Maul! Wir wollen nichts von Religion wissen. Wir leben in einer Zeit, wo man Aktionen braucht.“ Sie meinten damit die terroristischen Einsätze der Palästinenser. Traurig betete die Studentin um weitere Gesprächsmöglichkeiten. Als sie einige unserer Kassetten mit rhythmischen arabischen Liedern und eingestreuten Bibelworten zugesandt bekam, legte sie eine der Kassetten in ihren Recorder, drehte den Knopf auf leise und lauschte der Musik. Als ihre Mitstudentinnen die mitreißenden Rhythmen hörten, sagten sie zu ihr: „Los, dreh auf! Laß hören, was du hast!“ Da antwortete sie: „Nein, das sind

christliche Lieder! Ihr habt mir erst kürzlich gesagt, daß ihr nichts Religiöses mehr hören wollt.“ Sie antworteten: „Ach, sei doch nicht gleich beleidigt. Laß hören! Alles, was modern ist, klingt gut.“ Sie drehte also die Tonstärke auf und ließ die Kassetten den ganzen Tag laufen. Am Abend sangen alle Mädchen im Zimmer die Lieder auswendig. Hier hat sich wieder einmal bewahrheitet, was Luther sagte: „Das Volk versteht meine Predigt oft nicht beim erstenmal, aber wenn sie meine Choräle singen und auswendig lernen, verstehen sie auch meine Predigt.“ Im Orient geht das Verstehen vom Herzen in den Kopf, nicht umgekehrt.

Im syrischen Homs besuchten wir den missionarisch gesinnten Pastor Peter. Er lud uns zum Mittagessen in ein Gartenrestaurant am Orontosfluß ein. Als wir Kafta (gehacktes Fleisch zu Würstchen geformt und am Spieß gebraten) aßen, ertönten plötzlich durch die Lautsprecher unsere Glaubenslieder - und dies mitten in einer moslemischen Umgebung. Der Pastor hatte dem Wirt eine Kasette gegeben und ihn gebeten, sie aufzulegen, damit der Gast richtige arabische Musik zu hören bekomme. Solange wir dort saßen, hörten alle Gäste diese zeugnisstarken Lieder mit. Später hat der Wirt die Kasette noch öfter aufgelegt, weil hier von Gott und Frieden und nicht ständig von Krieg und Erotik die Rede war.

In Khartum mußte ein Evangelist aus dem Radio eines Sammeltaxis endlos emotionale Liebeslieder mitanhören. Er sagte zu dem Chauffeur: „Hast du nicht Lust, einmal Musik aus dem Himmel und Worte von Gott zu hören?“ Darauf meinte der Chauffeur: „Laß mal sehen, was du hast“ und

steckte die Kasette in seinen Autoradio-Kassettenrecorder.
Die ganze Fahrt über hörten die Mitfahrenden befreienden
Evangeliumsliedern und Kernworten der Bibel zu.



Dienste an Blinden

Nicht nur die Sehenden haben das Recht, Gottes Wort in einer ansprechenden Form verkündigt zu bekommen, sondern auch die Blinden. In den arabischen Ländern gibt es nach einer Statistik etwa 300.000 Blinde; in Wirklichkeit sind es zehnmal mehr. Oft werden blinde Familienmitglieder versteckt, weil sie als Zeichen von Allahs Zorn über ihrer Familie angesehen werden.

In Beirut gibt es eine staatliche und eine evangelische Blindenschule. Als der Leiter der letzteren, Rev. Fuad Nseir, uns bat, unsere Bücher auch in Brailleschrift herauszugeben, besprachen wir diese Frage im Sommer 1972 mit dem Direktor der Christoffel-Blindenmission, Herrn Siegfried Wiesinger, und baten ihn, eine Blindendruckmaschine für den Libanon zu finanzieren. Er zögerte jedoch mit seiner Zusage, weil er meinte, von den Blinden könnten nur wenige ausreichend gut lesen. Er empfahl uns, unter unseren 5000 Traktatverteilern eine Umfrage durchzuführen. Wir sollten sie fragen, ob sie in ihrer Umgebung Blinde kennen würden. Des weiteren sollten wir sie fragen, ob diese Blinden die moderne Brailleschrift lesen und schreiben könnten. Auch wurde den Sehenden vorgeschlagen, den Blinden praktisch zu helfen, indem sie ihnen Bücher vorlasen oder sie auf ihren oft unsicheren Wegen begleiteten. Mehr als 100 unserer Brieffreunde aus allen arabischen Ländern antworteten auf unser Rundschreiben und zeigten Interesse, Fernkurse für Blindenhelfer zu absolvieren und Blinde in ihrer Verwandtschaft oder Umgebung zu betreuen. Damit war ein diakonischer Zweig unserer Bibelschule geboren.

In Oman trafen wir einen orthodoxen libanesischen Juwelier. Er hatte in seiner Heimatstadt am Hermon den Fernbriefkurs für Blindenhelfer mit Erfolg durchlaufen. Als er in Muskat bei seinem Onkel arbeitete, wollte er sein Wissen an den Mann bringen, fand zunächst aber keine Blinden, da diese meist ungeschult und dadurch bewegungsbehindert sind. Dann hörte er von einer blinden Frau aus gehobenen Kreisen, konnte sie aber als Mann nicht besuchen. Das wäre ihr Tod gewesen. Eine ihm bekannte libanesische Frau besuchte diese Blinde von Zeit zu Zeit und fragte sie, ob sie die Punkschrift (Braille) lernen wolle. Sie bejahte begeistert.

Nun begann Michel, der junge Libanese, ihr täglich am Telefon Buchstaben beizubringen. Er hat es mit großer Geduld fertig gebracht, der Blinden im Lauf von anderthalb Jahren am Telefon Lesen und Schreiben in Brailleschrift beizubringen. Er selbst hat sie nie gesehen. Heute liest diese willensstarke Blinde Bibelteile in Arabisch und fängt an, die Brailleschrift auch in Englisch zu lernen.

Im Lauf der Jahre setzte Hanna Joshua, ein blinder Akademiker aus dem Libanon, die ganze Bibel in Blindenschrift, wobei eine Ägypterin ihm die Texte langsam diktierte. Der gespeicherte Bibeltext wurde später in eine gängige Computersprache konvertiert und mehrmals von Sehenden korrigiert. Auf diese Weise setzte ein Blinder für die Sehenden die ganze arabische Bibel in vier bis fünf Jahren. Bis heute sind von dieser Ausgabe der revidierten Van Dyck-Übersetzung bereits 45.000 Exemplare gedruckt und in alle arabischen Länder, besonders in den Irak, versandt worden.

Die korrigierten Texte wurden wieder in die Brailleschrift zurückkonvertiert, so daß die ganze Bibel auf Bestellung in Braille hergestellt werden konnte. Eine Blindenbibel mit doppelseitig bedruckten Blättern hat in einem Regal eine Rückenbreite von etwa 1,20 Metern.

Peter, unser dritter Sohn, hat sich in den Blindendienst eingearbeitet und diesen Zweig unserer Bibelschule erheblich ausgeweitet. Er entwickelte eine vollcomputerisierte Blindenschule, in der sowohl der Lehrer als auch jeder Schüler alle Texte entweder am Bildschirm oder auf einer Braillezeile lesen können. Die Braillezeile besteht aus kleinen Zylindern mit abgerundeten Köpfen, die dem jeweiligen Buchstaben entsprechend herausragen, so daß der Blinde jeden arabischen Text in seinem Computer lesen, neue Texte eintippen und korrigieren kann. Der Lehrer kann am Bildschirm verfolgen, was die einzelnen Schüler schreiben, kann sie korrigieren und weiterführen. Die Produktion dieser computerisierten Blindenschulen ist ein eigenständiger Zweig geworden und als Handelsunternehmen eingetragen, weil er die finanziellen Möglichkeiten unserer Medienmission übersteigt.



Weshalb unsere Medienmission so schnell wuchs

Die Zeit war reif für eine Verkündigung in arabischer Sprache durch die Medien. **Der Sechs-Tage-Krieg** (5. bis 10. Juni 1967) hatte einen tiefen Schock in den arabischen Menschen hinterlassen. In nur einer Woche hatte die Armee der zwei Millionen Israelis die Armeen der 150 Millionen Araber besiegt. Das Selbstvertrauen, das Ehrgefühl und der Glaube an Allah war dadurch in vielen Moslems erschüttert worden. Einer von ihnen schrieb aus Bahrein an uns: Ich weiß nicht mehr, wem ich folgen soll: Muhammad, Jesus oder Mao? Bin ich ein Moslem, ein Christ oder ein Kommunist? Könnt ihr mir helfen, klar zu kommen? Er unterschrieb mit: „Der Durcheinandergebrachte“!

Das war die Situation vieler Araber. Der lebendige Gott selbst hatte die Herzen der Moslems gepflügt. Wir brauchten zwei Jahre nach diesem Krieg nur noch den guten Samen des Evangeliums in die offenen Furchen der aufgerissenen Gemüter zu säen.

Das Trauma des verlorenen Krieges bewirkte auf der anderen Seite aber auch eine Radikalisierung vieler Moslems. Sie verschrieben sich dem Fundamentalismus oder sogar dem blutigen Terrorismus. Die Religions-scheichs predigten immer wieder in den Moscheen: Hättet ihr mehr gebetet, mehr gefastet, mehr geopfert und Allah mehr gehorcht, hätte euch Allah den Sieg über Israel geschenkt. Diese Propaganda entlud sich im **Jom-Kippur-Krieg** (6. bis 25. Oktober 1973). Die

Anfangserfolge gaben den Arabern trotz ihrer nachfolgenden Niederlage wieder ein gewisses Selbstvertrauen zurück. Vor allem aber wurden die ölfördernden Länder reich, weil der Ölpreis seit dem **17. Oktober 1973** drastisch erhöht wurde. Die Renaissance des Islam bekam einen finanziellen Motor, der seine Schubkraft bis heute beweist.

Eigenartigerweise schloß die wachsende Religiosität der Moslems ein steigendes Interesse an der Bibel mit ein. Sie näherten sich ihr nicht mehr mit gebrochenem Selbstvertrauen, sondern im Bewußtsein eines erstarkenden Islam. Unsere Vergleiche zwischen Evangelium und Koran waren die richtige Antwort für diese „neureligiösen“ Moslems.

Der entscheidende Grund für das Wachstum unserer Schriftenmission aber war die Macht und Kraft des Wortes Gottes. Wer alle Bücher des Neuen Testaments und die wichtigsten Texte des Alten Testamentes interessiert durchliest, studiert, darüber betet und schriftlich spezielle Fragen beantwortet, steht unter dem starken Einfluß der Gnade Gottes. Der andauernde Segen in der Schriftenmission kann mit dem Rheinfluss bei Schaffhausen verglichen werden: Wer auf der untersten Kanzel steht, die über die tosenden Wasser hinausragt, dem raubt es beinahe den Atem ob der Fülle der herabstürzenden Wassermassen und ihres ständigen Brausens. Uns erging es ähnlich bei der Auslegung der Bibelverse und ihrer Weiterverbreitung. Wir können das Geheimnis der wachsenden Schriftenmission nur mit den Worten des Apostel Paulus andeuten, der sagte: **„Und aus seiner Fülle haben wir alle genommen**

Gnade um Gnade!“ (Joh. 1,16). Wir wollen Jesus für das Vorrecht danken, daß er der Karmelmission die Aufgabe übertrug, sein Wort in der arabischen Welt - unter Moslems und Christen - zu verbreiten.

Der Herr hat uns ein offenes Ohr für sein Wort geschenkt, aber uns auch das Ohr für die suchenden Herzen, insbesondere der jungen Erwachsenen, geöffnet. Wir hörten ihre Fragen aus den Briefen heraus und Jesus leitete uns, auf die Situation der jungen Generation einzugehen. Wir gaben ihnen Raum zur Mitarbeit. Sie wollten Traktate verteilen, lösten „Waschkörbe voll“ Bibelwettbewerbe, sandten uns ihre Gebete, schrieben Gedichte, zeichneten und schickten uns Szenen aus ihrer Umgebung, schenkten uns ihre Paßbilder und schnitten wichtige Nachrichten oder Fotos für uns aus Tageszeitungen aus. Einzelne legten Opfer in die Kuverts, andere begannen Blinden zu helfen. Viele baten uns um die Herausgabe eines Gesangbuches für junge Erwachsene, indem sie uns die Texte ihrer Lieblingslieder zusandten. Wir ermunterten sie im Rahmen von Wettbewerben in unserer Bibellese zu solcher Mitarbeit. Auf diese Weise wuchsen wir zu einer Arbeits- und Lebensgemeinschaft im Geist des Evangeliums zusammen. Nicht wir trieben „die Karawane“ der Medienmission voran - alle waren in Bewegung gekommen.

Wir erkannten das große Potential, das damals in den zehn Millionen arabischer Christen (heute sind es 15 Millionen) schlummerte und beteten um ihre Erweckung. Nicht wenige ließen sich zur Mission unter der moslemischen Mehrheit in ihrer Umgebung ermutigen.

Von 1969 bis 1972 waren es der Pfarrer Fuad Bahnan, Pfarrer Isterio, der Geschäftsführer des Middle East Christian Council (MECC), Pfarrer Iskander Jadeed und ich gewesen, die vor der Regierung und der Öffentlichkeit die Verantwortung für alle Neuerscheinungen übernahmen. Dieses Team löste sich jedoch nach vier Jahren auf, weil mehrere Partnerkirchen des MECC Einspruch gegen diese Zusammenarbeit erhoben. Ihre Begründung lautete:

1. Ihr missioniert Moslems - das könnte Unruhe schaffen!
2. Ihr stellt Moslems, die Christen geworden sind, als Mitarbeiter ein - das kann Verfolgung bedeuten!
3. Ihr veröffentlicht die Bücher dieser Konvertiten - das ist eine unzumutbare Herausforderung der Moslems!

Damit war unsere Zusammenarbeit mit dem MECC offiziell beendet. Seit 1972 trugen Iskander Jadeed und ich allein die Verantwortung für die Herausgabe aller Bücher. In der Zwischenzeit waren die Bibellese und die Schriften von Iskander Jadeed in alle arabischen Länder vorgedrungen. Der Sog der Antworten und Anfragen war nicht mehr aufzuhalten.







IV
Gnädige Bewahrungen
im libanesischen
Bürgerkrieg
(1975-1976)



Der altböse Feind war selbstverständlich an der Ausweitung unserer Medienmission nicht interessiert. Er versuchte alles, um unsere Arbeit zu beeinträchtigen. Ein entscheidender Schlag gelang ihm mit dem 16 Jahre währenden Bürgerkrieg im Libanon (April 1975 bis Oktober 1991).

Der Libanon ist ein kleiner Staat. Er wurde 1947, nach dem Zerfall der französischen Kolonialmacht, selbständig. Man erzählte sich in Beirut, der Libanon sei von Rom gezeugt und in Paris geboren worden. Tatsächlich entstand hier nach dem endgültigen Abzug der französischen Besatzungsarmee der einzige arabischsprechende christliche Staat. Er war ein Brückenkopf der Christenheit in der Welt des Islam. Rund 60 bis 70 Prozent der Bevölkerung waren Christen. Sie besaßen in der katholischen Sankt-Josefs Universität und der ehemals evangelischen Amerikanischen Universität erstklassige Ausbildungsstätten. Die Moslems, besonders die Schiiten, blieben jedoch weitgehend ungebildet. Die abziehenden Besatzungsmächte meinten, daß es für die Christen ein leichtes sein müsse, die Minderheiten der Moslems und der Drusen in ihrem Staat unter Kontrolle zu halten.

Das Zahlenverhältnis der Bevölkerungsgruppen im Libanon änderte sich jedoch in den Jahren zwischen 1947 bis 1975 erheblich und kollabierte endgültig im blutigen Bürgerkrieg von 1975. Wie war es dazu gekommen?

Die Christen hatten in ihren Schulen eine gute Ausbildung genossen. Sie fanden aber selten eine ihrer Ausbildung entsprechende Anstellung im eigenen Land und wanderten

aus. Die Hälfte aller libanesischen Christen lebt heute im Ausland. Sie konnten jedoch ihre libanesische Staatsangehörigkeit beibehalten.

Die im Lande verbliebenen Christen wurden auf Grund ihrer kaufmännischen Tüchtigkeit und levantinischen Schläue reich. Sie machten sich nicht mehr die Hände schmutzig. Eine halbe Million arabischer Gastarbeiter wurde darum in den Libanon gerufen, 400.000 aus Syrien und 80.000 aus Ägypten.

Die Christen hatten in ihren Familien durchschnittlich zwei, drei oder höchstens vier Kinder. Die Schiiten dagegen zeugten acht, zehn oder gar zwölf Kinder, die ihnen bei der Feldarbeit in der Bekaa oder im Süden des Libanon helfen mußten. Diese Volksgruppe stellt heute mit einer Million ein Drittel der Einwohner des Libanons. Sie ist der stärkste und durch Geburtenüberschuß der am schnellsten wachsende Bevölkerungsteil des Landes geworden.

Die Palästinenser drängten mit der Gründung des Staates Israel (1948) und nach der Niederschlagung ihres Aufstandes in Jordanien (1971) mit Macht in den liberalen, kaum bewachten Libanon, so daß sie bald eine Viertel Million in ihren Flüchtlingslagern ausmachten.

Bei der Gründung des Libanon zählten die Christen noch zwei Drittel während die Moslems und die Drusen zusammen ein Drittel der Bevölkerung stellten. Mit Beginn des Bürgerkrieges im Jahre 1975 aber waren die Mehrheitsverhältnisse bereits umgekippt. Die Moslems bildeten nun die Mehrheit. Am Ende des Bürgerkrieges im

Jahre 1991 hatte sich diese Tendenz verfestigt. Die Christen stellten nur noch 38 Prozent der Bevölkerung, also noch ein gutes Drittel, während der Anteil der Moslems auf 53 Prozent angewachsen war und der der Drusen sich auf sieben Prozent eingependelt hatte.

Diese Bevölkerungsveränderungen in nur einer Generation bilden den Hintergrund und die Ursache des blutigen Bürgerkrieges im Libanon. Die Moslems verlangten entsprechend ihrer Mehrheit mehr Macht und mehr Recht im Staat. Sie wollten den Staatspräsidenten stellen und die Scharia, das islamische Gesetz, einführen. Der Sonntag sollte dem Freitag als Feiertag weichen, und sozialistisch Gesinnte forderten eine Angliederung des Drei-Millionen-Staates an den Zwölf-Millionen-Staat Syrien.

Die wachsenden religiösen, politischen und sozialen Spannungen entluden sich Mitte April 1975. Kriege sind immer gräßlich! Aber Religionskriege können bestialisch werden. Die Greuel, die im Libanon verübt wurden, können kaum beschrieben werden.

Im Anfang waren es noch Heckenschützen, Autobomben, Überfälle und Entführungen, die die 50 Parteien in Atem hielten. Es konnte passieren, daß eine Partei die Angehörigen der anderen durch Anhalten von Autos mit einer Straßensperre entführte. Daraufhin sperrte die betroffene Gruppe alle Straßen in ihrem Gebiet und holte doppelt so viele Vertreter der gegnerischen Partei aus den Autos heraus. Manchmal wurden sie sogar auf der Stelle erschossen. Muhammad selbst hatte in den 30 Kriegen, die er führte, das Prinzip der Geiselnahme und der Auslösung

gegen Geld oder Gefangene legalisiert. Deshalb wird es bis heute im Islam nicht als inhuman angesehen, Geiseln zu nehmen und hohe Lösegelder zu erpressen.

Überall mußte man mit versteckten Bomben rechnen. Einmal ging ich zum Hauptpostamt. Als ich am Ende des Kaufhauses Orosdibak weitergehen wollte, platzte kurz vor mir, noch hinter der Hausecke, eine Stabbombe. Die Splitter und Steine flogen an meiner Nase vorbei. Der Herr hat die Hausecke als Schild für mich benutzt. Einen Augenblick später wäre ich von den Splittern durchsiebt worden.

Als ich zum Postamt kam, sah ich, daß alle geparkten Autos Plattfuß hatten. Der wachhabende Polizist eilte und brachte eine Tretluftpumpe herbei und half den Autobesitzern, ihre Räder wieder aufzupumpen. Sie gaben ihm aus Dank für jeden Reifen einen bestimmten Betrag. Das war ein guter Nebenverdienst für ihn. Wahrscheinlich hatte er einen Jungen damit beauftragt, die Luft aus den Rädern entweichen zu lassen.

Als wir einmal mitten unter Maschinengewehrgeknatter aus der Druckerei unsere Traktate abholten und schwerbeladen mit unserem VW-Variant im Zick-zack aus dem Schußbereich schlichen, rannte ein Junge vors Auto und schrie: „Sondermeldung! Der rechte Mann!“ Wir dachten, der Junge mache Werbung für eine Kriegspartei. Als wir aber das rote Flugblatt in der Hand hielten, war es eine unserer eigenen Schriften, dessen Thema, nach einem Lied von Ernst Moritz Arndt, im Großdruck lautete: „Wer ist ein Mann? Der beten kann und Gott dem Herrn vertraut!“ Der junge Mann hat die Spannung des Krieges benutzt, um

die Botschaft des Friedens mit Hilfe unserer Traktate weiterzusagen.

Damals wohnten wir nicht mehr im Beiruter Vorort Hadath, sondern waren in die Berge nach Schwiet bei Aley gezogen, das 600 Meter höher als Beirut liegt. Dort war es zu Beginn des Bürgerkrieges relativ ruhig. Wir sahen freilich Tag für Tag die Rauchfahnen der brennenden Häuser von Beirut.

In unserem christlichen Nachbardorf kontrollierte ein allzu eifriger Christ die durchfahrenden Autos und ließ Abdeslam, unseren Mitarbeiter, aussteigen. Er schrie ihn an: „Du bist ein Spion! Du bist ein Moslem! Du mußt sterben!“ Er aber antwortete ihm: „Ich bin Christ und Prediger. Ich studierte zwei Jahre in einer Bibelschule in Mansourijeh bei Beirut.“ Der andere wurde immer nervöser und schrie: „Nein, das ist nicht wahr! Du willst nur unsere Stellungen auskundschaften, du mußt sterben!“ Er trieb ihn mit vorgehaltenem Revolver den Abhang ins Tal hinunter, um ihn dort zu exekutieren. Da sah ein Bewohner unseres Dorfes die beiden und schrie dem jungen Mann zu: „Laß ihn! Ich kenne ihn! Er arbeitet mit den Christen in meinem Nachbarhaus!“

Dieser Vorfall machte uns darauf aufmerksam, daß die ehemaligen Moslems unseres Teams in Lebensgefahr schwebten. Trotz ihres Glaubens an Jesus blieben ihre islamischen Namen im Paß erhalten. Es gab keine legale Möglichkeit, die Religionszugehörigkeit in den Pässen zu ändern. Wir mußten etliche von ihnen auffordern, in ihr Heimatland zurückzukehren.

Unsere Kinder fuhrten nach wie vor täglich mit dem Sammeltaxi in ihre Schulen oder zur Universität. Das Auto, in dem Matthias, unser Jüngster, saß, mußte einmal kurz vor einer neu errichteten Straßensperre anhalten. Aus den Autos vor ihnen wurden verdächtige Fahrgäste herausgeholt und abtransportiert. Der Chauffeur konnte in aller Eile wenden und zurückfahren, ohne daß auf ihn geschossen wurde.

Zwischenbericht von Gertrud Wassermann

Es war Heiliger Abend im Jahre 1975. Seit Mitte April tobte bereits der Bürgerkrieg. Die Gegend, in der wir wohnten und in der unser Zentrum lag, war bisher weitgehend verschont geblieben. Mein Mann hatte Peter vor einigen Tagen zum Flugplatz gebracht, da er mit seinen 21 Jahren nirgends mehr vor einer Entführung sicher war. So lebte nur noch Matthias mit seinen 13 Jahren bei uns. Einen Christbaum konnten wir noch bekommen und schmücken. Nun brannten bereits die Kerzen. Nach der Andacht fingen wir an, die wenigen Geschenke, die wir besorgen konnten, auszupacken. Gleich sollten alle Mitarbeiter, die im Dorf wohnten, kommen und mit uns feiern.

Da läutete es. Matthias ging als erster an die Tür, und ich hinterher. Ein junger, schlanker Libanese mit Terroristenkopftuch stand vor uns. Er fragte nach dem Hausherrn. Als mein Mann ebenfalls zur Tür kam, betrat er die Wohnung und sagte: „Ich habe eine wichtige Mitteilung zu machen, aber nicht hier am Eingang, sondern hinten in der Wohnung!“ Er lief schnurstracks den langen Flur vor uns her bis in das Zimmer von Matthias. Wir dachten, das

vielleicht etwas gesprengt werden sollte und wir gewarnt werden mußten. Er aber sagte: „Ich gehöre zu einer der Gruppen, die sich selbst bewaffnet haben. Ich bin mit einer Abordnung hergekommen, um euch zu sagen, daß wir Geld für Waffen von euch verlangen. Die anderen warten unten. Wenn ihr kein Geld gebt, dann bin ich nicht verantwortlich für das, was mit euch geschieht.“ Mein Mann antwortete: „Geld für Waffen geben wir niemandem. Wir sind Ausländer und mischen uns nicht in die politischen Auseinandersetzungen dieses Landes ein. Du kannst von uns Geld für Kleider, Lebensmittel oder Medizin haben, aber nicht für Waffen.“ Als er merkte, daß es meinem Mann ernst war mit dem, was er gesagt hatte, zog er plötzlich einen Revolver aus der Tasche und rief: „Ich will jetzt sofort Geld für Waffen!“ Matthias schrie auf, als er die Schußwaffe sah. Ich selbst spürte die Gegenwart Jesu so stark wie nie zuvor in meinem Leben. In Bruchteilen von Sekunden gingen mir die Verse 14 und 15 aus dem 91. Psalm durch den Kopf:

„Er liebt mich, darum will ich ihn erretten.

***Er kennt meinen Namen,
darum will ich ihn schützen.***

Er ruft mich an, darum will ich ihn erhören.

Ich bin bei ihm in der Not.

Ich will ihn herausreißen und zu Ehren bringen.“

Ich legte Matthias den Arm um die Schultern und sagte: „Hab keine Angst! Jesus ist bei uns, er hilft uns.“ Von dem Bewaffneten wurde er jedoch angeschrien, still zu sein.

Nun läutete das Telefon. Wir wußten, daß unsere Kinder in Deutschland uns zum Heiligen Abend anrufen wollten, weil wir es so ausgemacht hatten. Wenn sie uns jetzt sehen könnten! Wir wurden angeherrscht: „Keiner geht ans Telefon!“ Er trieb uns hinaus auf den Flur und stellte uns an der Wand bei der Eingangstür auf: Matthias hinten, mich in der Mitte und meinen Mann in nächster Nähe vor sich. Er selbst stellte sich mit dem Rücken gegen die geschlossene Hälfte der offenen Doppeltür, die der Eingang zu unserer Wohnung im vierten Stock war. Mein Mann sagte: „Du kannst uns erschießen. Wir wissen, daß wir zu Gott gehen. Aber du lädst eine große Schuld auf dich.“ Von diesem Moment an zitterte seine Hand mit dem Revolver so stark, daß man dachte, er entfiele ihm gleich.

Nun hörte man Schritte im Treppenhaus. Sind das jetzt seine Genossen, mit denen er gedroht hat, daß sie unten warten? Nein, es war einer unserer Mitarbeiter, Maurice, der mit uns zusammen Weihnachten feiern wollte. Da der Bewaffnete neben der offenen Tür stand, konnte Maurice ihn von außen nicht sehen. Er dachte, wir stünden zum Empfang für ihn bereit und kam freudig herein. Weil wir nicht viel sagten, drehte er sich um und wurde kreidebleich im Gesicht, als er den Bewaffneten sah. Er wollte nun auf libanesischer Weise vermitteln und fing an, mit dem Bewaffneten zu sprechen. Dieser aber schrie ihn an: „Sei still und stell dich dorthin!“ Maurice versuchte es noch einmal, doch ohne Erfolg. Er wurde wieder zurechtgewiesen.

Unsere Situation war makaber. Die brennenden Kerzen des Christbaums warfen ihr warmes Licht in den schwach

erleuchteten Flur, wo wir vor dem gezückten Revolver standen. War Jesus nicht auch von der ersten Stunde seines Lebens an bedroht gewesen? Die Häscher des Königs Herodes haben bald nach ihm gefahndet. Nein, wir sind nicht besser dran! Unser Herr hat gesagt: Der Jünger ist nicht über seinem Meister. Aber wie der Vater im Himmel eingriff, um Jesus, das Kind, zu retten, so konnte er auch bei uns eingreifen.

Nun hörten wir wieder Schritte im Treppenhaus. Da wir ein junges Mitarbeiter-Ehepaar mit seinem sieben Wochen alten Baby erwarteten, waren wir beunruhigt, daß der junge Mann, der sichtbar Angst hatte, wild um sich schießen könnte. Mein Mann drehte sich zu mir und sagte: „Ich denke, ich gebe ihm ein Bakschisch, vielleicht geht er dann.“ Er zog seinen Geldbeutel, holte einen Schein heraus und streckte ihm diesen entgegen. Und tatsächlich - er war damit zufrieden. Doch aus der Hand meines Mannes wollte er den Schein nicht annehmen aus Angst, dabei überwältigt zu werden. Er sagte zu meinem Mann, er solle den Schein auf den Gasofen legen. Als mein Mann wieder zurücktrat, nahm er ihn, küßte ihn, berührte seine Stirn damit, ging lautlos zur Tür hinaus und die Treppe hinunter, wo er unseren Mitarbeitern begegnete, die natürlich keine Ahnung von dem hatten, was vorgefallen war.

Das war ein unvergeßlicher Heiliger Abend! Mitten aus dem Feiern heraus wurden wir ans Tor der Ewigkeit gestellt! Aber wir haben die Gegenwart des Herrn Jesus, der verheißen hat, alle Tage bei uns zu sein, in überwältigender Weise erfahren. Er hat uns im Angesicht des Todes Frieden

und Ruhe ins Herz gegeben. Nachdem alles vorbei war, fingen mir die Knie an zu zittern. Aber wir durften getrost sein und mit dem Liederdichter singen:

*„Der Herr ist nun und nimmer nicht
von seinem Volk geschieden.
Er bleibet ihre Zuversicht,
ihr Segen, Heil und Frieden.
Mit Mutterhänden leitet er
die Seinen stetig hin und her.
Gebt unserm Gott die Ehre!“*

(Ende des Zwischenberichtes von Gertrud Wassermann)

Präsident Gaddafi von Libyen hatte an verschiedene islamische Bürgerkriegsparteien und an die Palästinenser im Libanon erhebliche Beträge gezahlt, damit sie den Brückenkopf der Christenheit in der Welt des Islam vernichten sollten. Die Palästinenser stürmten zwischen Sidon und Beirut mehrere christliche Dörfer, sprengten ihre Häuser in die Luft und marschierten auf den Flugplatz in Beirut zu. Da rief der libanesisische Staatspräsident die syrische Armee zu Hilfe. Präsident Assad hatte nur darauf gewartet, legal in den Libanon einmarschieren zu können. Die früher verachteten Gastarbeiter wurden jetzt zur Besatzungsmacht und rächten sich an den Libanesen. LKW-weise raubten sie Häuser und Geschäfte aus und transportierten ihre Beute in ihre Heimatdörfer nach Syrien.

Als Jumblat, der Drusenfürst, sich dem syrischen Diktat nicht beugte, wurde er mit seinem Auto in einen Hinterhalt gelockt und erschossen. Die Schuld an diesem Mord wurde den Christen in die Schuhe geschoben. Zunächst wurden etwa 200 Christen als Sühneopfer geschlachtet, erschossen

oder verbrannt. Später wurden alle Christen aus den Wohnorten der Drusen vertrieben. Entsetzliche Greuel geschahen. Frauen, Mädchen, Männer und Jungen wurden mit Äxten gevierteilt, mit alten Baumsägen zersägt, auf Feuer geröstet, geschändet und gefoltert. Der Haß zwischen Christen und Drusen wuchs. Wir aber wohnten mitten drin! Da wir im Haus eines Drusen wohnten, standen wir vorläufig unter seinem Schutz.

Unser Mitarbeiter Rady Hosh wohnte in Aley und war als evangelischer Prediger im Wasserkomitee der Stadt mitverantwortlich. Er war wegen seiner unparteiischen Gerechtigkeit beliebt. Als das Massaker an den Christen begann, eilte ein befreundeter Druse mitten in der Nacht zu ihm ans Haus, klopfte ihn heraus und sagte: „Sofort weg! So, wie ihr seid, rein ins Auto! Holt nichts mehr aus dem Haus! Die Nacht der langen Messer hat begonnen.“ Bruder Hosh rief seine Frau, seinen Sohn und seine Schwiegertochter mit den zwei Enkelkindern und schob sie in Schlafgewändern in seinen Volkswagen und fuhr mit ihnen auf und davon. Sonst wären sie alle massakriert worden.

Unser Haus lag jetzt im Niemandsland. Christen schossen aus dem Westen und Norden, die Drusen feuerten aus dem Süden und Osten. Von vier Seiten standen wir unter Gewehr- und Granatfeuer. Man schoß nicht ständig, doch ab 11 Uhr vormittags bis in die späte Nacht hinein krachte und pfeiff es fast ununterbrochen. Hier bewährte sich die alte Erfahrung aus dem vergangenen Weltkrieg: eine Kugel, die du pfeifen hörst, ist schon vorbei; die Kugel aber, die du nicht pfeifen hörst, ist für dich bestimmt.

Zwischenbericht von Gertrud Wassermann:

Wir wurden wunderbar herausgerettet aus einer Situation, wie sie in der Hölle wohl nicht schlimmer sein dürfte. Unsere Herzen erheben sich voll Lob und Dank zu unserem Vater im Himmel, der unser Leben erhalten hat. Möge der Rest unseres Lebens zu seiner Verherrlichung dienen!

Nachdem es im Februar und Anfang März 1976 wieder einigermaßen ruhig geworden war, ging das Elend am 12. März erneut los. Matthias war am 11. März noch zur Schule gefahren; am nächsten Tag fuhr kein Auto mehr. Totenstille herrschte im Dorf. Das war stets ein Zeichen dafür, daß die Situation sich wieder verschlechtert hatte. Wir feierten am Sonntag, den 14. März, noch Walters 50. Geburtstag mit unserer kleinen Gemeinschaft. In Kahale wurden 20 Kanonen aufgestellt, und im Lauf der Woche schoben die Falangisten von Araiya mit einer Planierraupe einen Berg Erde auf die Straße zwischen Schwiet und ihrem Ort. So waren wir in Richtung Beirut völlig abgeschnitten.

Am Freitag, den 19. März, begannen die Christen zu schießen, und zwar mit Panzerwaffen, die bis nach Abadije hinüberreichten, unserm Nachbardorf. Dort hatte ein Druse an einer Christenfamilie Rache genommen. Der Christ hatte ihn irgendwann einmal ins Gefängnis gebracht, und nun tötete der Druse dafür sieben Christen. Die Christen von Abadije fingen an, ins Tal hinunter zu fliehen. Abadije erwiderte das Feuer und begann Araiya zu beschießen. Die meisten Granaten schlugen ums Haus unseres deutschen Nachbarn, in der Nähe der neuen Tankstelle, ein. Am Samstagmorgen wurde ein Haus getroffen und brannte. Die

meisten Frauen und Kinder von Araiya waren bereits evakuiert.

Am Samstag, den 20. März, zogen dann in Araiya Scharfschützen auf, die auf alles schossen, was sich bewegte. Auch Schwiet wurde aufs Korn genommen. Am Sonntagmorgen hatte unser Haus schon viele Einschüsse aufzuweisen. In Abu Shädīs Wohnung fuhr eine Kugel ins Wohnzimmer. Bruder Tirani war in den hinteren Teil seiner Wohnung gezogen. Das Bett hatte bisher bei der Tür gestanden. Am Abend vorher dachte er noch, daß es wohl besser wäre, hinter der Wand zu liegen, und zog dorthin. Wie gut! Denn in der Nacht fuhr eine Kugel durch das Glas der Balkontür und durch die geschlossene Zimmertür genau dorthin, wo sonst sein Kopf gelegen hätte.

Am Sonntag nachmittag fing irgend jemand am Weg hinter unserem Haus an zu schießen. Ich trat im Wohnzimmer an die Balkontür, wo die Jalousien heruntergelassen waren, um zu sehen, ob die Christen in Araiya jetzt das Feuer erwidern würden. Ich muß dabei beobachtet worden sein, denn sogleich schlug eine Kugel - nur einen halben Meter neben mir - in Herzhöhe ins Glas der Balkontür ein. Wie dankbar waren wir, daß ich bewahrt worden war. Von nun an waren wir vorsichtig mit dem Hinausschauen. Strom gab es schon zwei Tage keinen mehr, auch kein Trinkwasser. Das Telefon war tageweise weg, kam dann aber immer wieder einmal durch. Familie Giger, Ahmed und Auwad kamen jeden Tag vom Dorf durch den Kugelregen hindurch zu uns, damit wir miteinander beten und auf Gottes Wort hören konnten.

Obst konnte man keines mehr bekommen, aber rote und gelbe Rüben und Blumenkohl aus den Gärten halfen uns durch diese Tage. Weizen hatten wir genug. Er wurde mit einer Handmühle gemahlen, damit wir Brot backen konnten. Gottlob fing es am Dienstag, dem 23. März an, etwas wärmer zu werden, so daß wir nicht mehr heizen mußten. Das Heizöl war ausgegangen. Abends zündeten wir Petroleumlampen an. Wir hatten alles abgedunkelt. Unser so friedliches Dörflein Schwiet war in völliges Dunkel gehüllt; man hörte keine Menschenstimme mehr - nur noch Hundegebell, Fröschequaken und Hähne krähen. Die Ungewißheit lastete auf uns allen. Viele Christen hatten das Dorf bereits verlassen.

Gegen Mitte der Woche fingen dann in der Nacht die Angriffe von Aley aus gegen Kahale an. Raketen und Granaten machten in unserem Tal einen fürchterlichen Krach, da die Felswände am Talende ein starkes Echo erzeugten. Von dem großen Felsen, der über unserem Haus liegt, wurde mit Maschinengewehren und Raketen nach Araiya geschossen. Es zischte nur so über unser Haus hinweg. Doch gab es zwischendurch auch immer wieder Ruhepausen. Nur die Schüsse von der Vorderseite, von Araiya her, waren unberechenbar.

Am Donnerstag überlegten wir, ob wir nicht Ahmed und Familie Giger nach Damaskus schicken sollten. Eventuell konnten auch Matthias und ich mitkommen. Matthias packte begeistert seine Sachen. Dann aber hörten wir, daß Abadije wieder beschossen wurde und gaben den Plan auf. Ich hatte an diesem Tag den Herrn um ein Wort gebeten, und er

zeigte mir Jesaja 9,11: **„In dem allen läßt sein Zorn noch nicht ab, seine Hand ist noch ausgereckt.“** Wir beteten inbrünstig um Gnade für den Libanon, aber das Gericht Gottes war nicht aufzuhalten. Nach Beirut mochte man nicht mehr hinunterblicken. Es war von den vielen Bränden in schwarze Rauchwolken gehüllt.

Die nächtlichen Angriffe wurden immer heftiger und dauerten immer länger. Wir fanden nur noch wenig Schlaf. Die Hölle tobte um unser Haus herum; uns wurde bange. Am Freitag tröstete uns das Wort aus Psalm 63,8-9: „Du bist mein Helfer, und meine Seele klammert sich an dich. Deine rechte Hand hält mich aufrecht.“ Wie ist man in solchen Notzeiten auf Gott geworfen! Wir wurden immer wieder getröstet und gestärkt bei dem Gedanken, daß er es ist, der Himmel und Erde in Händen hält, daß Jesus Christus alle Gewalt im Himmel und auf Erden besitzt.

Die Fensterläden konnten wir nicht mehr öffnen. Wir hausten im Halbdunkel. Die Telefonverbindung zu unserem Nachbarn und Hausbesitzer aber funktionierte noch. Am Samstag, dem 27. März bekamen wir das Wort Jesaja 49,16. Dort heißt es in der Übersetzung nach Menge: **„Siehe, in meine Handflächen habe ich dich gezeichnet. Deine neuzuerbauenden Mauern stehen immer vor meinen Augen.“** Sollte das eine Verheißung für unsere Baupläne in Balluna sein? Sollten wir bleiben und weiterarbeiten?

Wir wußten nicht, was der Herr wollte. Die Ereignisse rollten Schlag auf Schlag über uns hinweg. Wir wußten nur, daß wir unter Gottes Schutz standen. Zum Mittagessen mit

Ahmed, Auwad und Tirani suchten wir jeden Tag einen geschützteren Ort auf.

Samstag nachmittag kam Tirani herauf und erzählte, daß zwei Kinder bei ihm im Erdgeschoß gefragt hätten, ob der Bürgermeister bei uns sei. Zwei Stunden später erfuhren wir, daß der Bürgermeister von Scharfschützen aus Araiya erschossen worden war. Die Christenfrauen flohen daraufhin mit ihren Kindern. Wir holten Familie Giger, Ahmed und Auwad ganz zu uns ins Haus, wozu auch unser Hausbesitzer, ein Druse, riet. Der Bürgermeister hatte vermitteln wollen, daß die Christen von Araiya nicht mehr auf Schwiet schießen. Er ist auf seinem Weg zur Vermittlung erschossen worden. Bis zum Schluß versuchten die Drusen von Schwiet, sich aus dem Kampf herauszuhalten.

Walter und ich fingen nun an, ein wenig zu packen. Die Nacht von Samstag auf Sonntag war fürchterlich. Es war ein ununterbrochenes Knallen und Schießen oben auf der Straße nach Damaskus, aber auch im Tal zwischen Schwiet und Araiya. Die Welt war ein Tollhaus geworden. Es gab keine Aussicht auf einen Waffenstillstand.

Am Morgen packten wir vollends ein, was wir mitnehmen wollten. Um 10 Uhr trafen sich alle im Zimmer von Matthias zur Andacht und zum Gebet. Ein anderes Zimmer konnten wir nicht mehr benutzen, da das Haus ständigem Beschuß ausgesetzt war. Im Wohnzimmer fuhr eine Kugel dicht neben Peters Gitarre in die Wand. Während unseres Singens und Betens sahen wir, daß plötzlich Bewaffnete in großer Zahl ins Dorf strömten. Viele Häuser brannten. Wir dachten zuerst, die Brände seien durch den Beschuß aus Araiya

hervorgerufen worden. Dann merkten wir, daß mehr Christen- als Drusen Häuser brannten. Erst am Abend erfuhren wir, was sich abgespielt hatte. Wir konnten am Mittag kaum noch etwas essen, da die Spannung ständig wuchs. Der Hausbesitzer rief uns an und fragte, ob wir nicht zu ihm ins Haus kommen wollten, damit wir unter seinem persönlichen Schutz seien. Wir hatten aber den Eindruck, daß wir bleiben sollten, wo wir waren.

Mittags ermutigte uns das Wort Jeremia 29,11. Und dann las ich den Bibellesezettel von Aidlingen. Ich wurde sehr getröstet, so daß ich allen vorlas, was in der Auslegung stand: *„Er ist immer bei seinen Jüngern, alle Tage, ohne Unterbrechung! Er läßt sie nicht allein, begleitet sie auf ihrem ganzen Lebensweg. Er ist ihr Beschirmer und Helfer. Es gibt eine Wirklichkeit, die man sehen und greifen kann, aber es gibt auch die unsichtbare Wirklichkeit. Jesus ist bei mir!“* Alle waren getröstet. Mir wurde auf einmal klar, daß wir unter seinem Schutz auch das Haus verlassen und wegfahren könnten, wenn er es wollte. Der Gedanke konkretisierte sich in uns immer mehr, daß wir unser Zentrum verlassen sollten. Walter rief den Hausbesitzer an, ob er bereit wäre, uns aus Schwiet hinauszubringen. Er war bereit, rief aber später wieder an, wir sollten nicht gehen. Im Dorf sei ein Verwandter von ihm erschossen worden; die Situation sei nicht gut. Wir lagen ständig im Gebet vor Gott und fragten nach seinem Willen. Wir baten ganz konkret: *„Herr, wenn wir gehen sollen, dann schicke doch einen dichten Nebel, daß wir in seinem Schutz fliehen können.“* Die Tage zuvor war immer klares Wetter gewesen.

Am Sonntag überzog sich der Himmel mit Wolken. Bei Sonnenuntergang wäre es möglich, daß sich Nebel bildete. Aber es lag nur ein schwacher Dunst im Tal und die Sonne ging unter. Die Schüsse klatschten immer noch ums Haus und in unsere Wohnung hinein. Auwad rannte in seine Wohnung hinüber. Sie schossen sofort auf ihn. Er sah plötzlich neben seinen Füßen in der Wand die pockennarbigen Zeichen von Einschüssen und hüpfte über die Geschoßgarbe hinweg. Sie konnten ihn nicht treffen; der Herr bewahrte ihn.

Um 18 Uhr beschlossen wir, solange anhaltend zu beten, bis uns klar würde, was der Herr von uns wollte. Wir schütteten unsere Herzen wie Wasser vor Gott aus. Matthias fing plötzlich an mitzubeten, und zwar mit solch einem Vertrauen, daß ich im Herzen bat: „Herr, um dieses kindlichen Vertrauens willen wollest du uns doch erhören und eine Antwort geben.“ Wir beteten etwa eine Stunde lang. Draußen war plötzlich eine unheimliche Stille eingetreten. Kein Schuß fiel mehr, kein Laut war zu hören. Wir öffneten die Balkontür und starrten in einen undurchdringlichen Nebel. Das war die Antwort! Das war der Startbefehl! Nun wollten Gigers erst noch in ihre Wohnung, um einige wichtige Dinge zu holen. Auch Ahmed wollte mit ihnen gehen, um auch von seinen Sachen noch einiges zu retten. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Matthias und ich fielen auf die Knie und baten abwechselnd um Schutz für die drei. Mein Mund war vor Erregung total ausgetrocknet. Nach fünf Minuten waren Gigers und Ahmed schon wieder zurück; auch Auwad hatten

sie mitgebracht; alle waren totenbleich. Gigers hatten vor ihrem Haus einen toten Mann liegen sehen. Beinahe hätten sie ihn in der Dunkelheit überfahren. Sie entdeckten, daß ihre Haustür aufgebrochen war und kehrten sofort wieder um. Es war anzunehmen, daß Bewaffnete in ihrem Haus lagen, denn es bot einen guten Ausblick nach Araiya.

Auwad erzählte uns dann, was er gehört hatte. Am Morgen hatten die Drusen im Dorf, die meistens Anhänger von Jumblat waren, verlangt, daß die Christen ihre Waffen abgeben sollten. Die Antwort der Christen war ein „Nein“, und sie schossen zwei Drusen nieder. Nun gingen die Drusen auf die Christen los und erschossen sieben Männer. Außerdem zündeten sie die Häuser und Läden der Christen an. Auwad sagte uns dann noch, daß sein Hausbesitzer ihm dringend geraten hätte, sofort zu gehen, da man Rache von seiten der Christen in Araiya befürchtete. Bruder Tirani kam auch herauf, meinte aber, es sei bereits zu dunkel, um zu gehen.

Wir aber waren uns sicher, daß wir es jetzt probieren sollten und gingen mit unseren Sachen zu den Autos. Tirani wollte natürlich auch nicht allein zurückbleiben und holte seine Koffer. Draußen im Tal lag immer noch dichter Nebel. Ich rief Abu Issam, unsern Hausbesitzer, noch einmal an, um ihm zu sagen, daß wir jetzt gehen und versuchen würden, ihm die Hausschlüssel zurückzugeben. Aber er antwortete nicht, obwohl Lichtschein aus seinem Fenster drang. Wir vermuteten, daß er das Licht nur angezündet hatte, daß wir denken sollen, er sei noch daheim.

Im Schein unserer Taschenlampen und bei Standlicht

luden wir unsere Koffer und Taschen in die Autos. Alles blieb ruhig; kein Schuß fiel; nichts rührte sich. Wir fuhren mit dem VW-Bus los. Walter saß am Steuer. Er streifte den kaum sichtbaren Torpfeiler und mußte zurückstoßen. Ich leuchtete mit der Taschenlampe hinaus. Hinter uns kam Ingrid Giger im VW-Käfer. Als letzter folgte Walter Giger mit Auwad. Bruder Giger verschloß das Tor mit der Kette. Wir hielten bei Abu Issam an, und Walter brachte den Hausschlüssel hinauf. Da niemand öffnete, hing er ihn an die Tür. Den Motor hatten wir laufen lassen, so konnten wir sofort weiterfahren. Drinnen im Ort lag ein erschossener Esel, rechts war ein Laden ausgebrannt.

Da wurden wir plötzlich angehalten. Ein Druse mit gezückter Kalaschnikow herrschte uns an und ließ uns nicht zu Wort kommen. Wir mußten aussteigen, Tirani mit uns. Langsam verstand der Druse, daß wir von Schwiet aus dem Hause Abu Issam kamen. Er hatte sich vor einer Attacke der Christen aus Araiya gefürchtet. Er entschuldigte sich, als er uns erkannte und ließ uns schnell wieder einsteigen und sagte noch: „Gott mit euch! Und ohne Licht fahren!“

Am Ortseingang von Abadije stießen wir auf die nächste Sperre. Wieder glänzten geladene Waffen zu uns herein. Diesmal riefen wir sofort, daß wir von Schwiet kämen und bei Abu Issam wohnten. Da ließ man uns gleich weiterfahren. Wir fuhren nur mit der Taschenlampe. Der Nebel war immer noch so dicht, daß man keine drei Meter weit sehen konnte. Durch drei Sperrren mußten wir noch hindurch. Alle rieten uns, daß wir in der Nacht nicht weiter

als bis Bhamdoun fahren sollten. Es gäbe viele Räuber und Wegelagerer, die Autos und Menschen beraubten.

Als wir auf der Höhe von Bhamdoun ankamen, war der Nebel plötzlich verschwunden. Die Sterne funkelten über uns. Die Häuser waren alle verdunkelt. Mit Gottes Hilfe fanden wir ein schwach erleuchtetes Hotel, in dem wir Aufnahme fanden. Wir konnten es kaum fassen, daß wir aus der Gefahrenzone heraus waren und merkten erst jetzt, daß es ein Wandern durch das finstere Tal der Todesschatten gewesen war. Gott hatte uns wie die Träumenden hindurchgeführt.

Unsere Herzen waren voll Lob und Dank. Wir versammelten uns in einem der Hotelzimmer und priesen Gott. Schlafen konnten wir nicht mehr viel in dieser Nacht, doch waren wir am anderen Morgen alle entspannt. Wir dankten Gott nochmals für das neugeschenkte Leben. Walter hatte erst auf dem Weg nach Abadije gemerkt, daß zwei Koffer in der Aufregung stehen geblieben waren. Sie enthielten die meisten meiner Kleider, Fotoalben und unser Besteck. Wir wollen aber nicht zurücksehen, sondern vorwärtsblicken. Der Herr, der uns aus Schwiet herausgeführt hat, wird auch weiter vor uns hergehen. Ihm sei Preis und Dank!

Bruder Tirani fand ein Sammeltaxi, das ihn auf Umwegen nach Suk al-Gharb brachte. Von dort hoffte er, bis Saida und Nabatiye durchkommen zu können. Wir fuhren über Shtaura zur syrischen Grenze. Nach anderthalbstündigen Verhandlungen erhielten wir ein Transit-Visum. In Damaskus setzten wir Auwad ab. Er wollte dort bei Verwandten bleiben.

Wir fuhren weiter nach Amman, wo fast kein Hotelzimmer aufzutreiben war, da viele libanesische Flüchtlinge dort Unterschlupf gefunden hatten. Schließlich fand jeder ein Plätzchen, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Am nächsten Tag fanden wir freundliche Aufnahme in der Theodor-Schneller-Schule, wo wir eine leerstehende Mitarbeiterwohnung benutzen konnten. Wir sind dankbar und froh und glauben, daß der Herr auch den nächsten Schritt zeigen wird.

(Ende des Berichtes von Gertrud Wassermann)

Als wir in Amman ankamen, telefonierte ich mit unserem Missionsleiter, Samuel Fehr, in der Bundesrepublik und unseren Söhnen. Wir konnten ihnen sagen, daß wir wohlbehalten der Hölle des Libanon entronnen waren und daß keinem unserer Mitarbeiter ein Haar gekrümmt worden war. Wir hatten viel Grund zum Dank und zur Anbetung unseres Herrn und Heilandes.

Zuerst versuchten wir in Jordanien sesshaft zu werden. Wir hatten schon früher vorsorglich alle Adressen und Bücher ausgelagert. Unser örtlicher Mitarbeiter, Abu Shädi, stellte einen Antrag, damit wir ein Medienzentrum eröffnen könnten. Die Antwort war, daß der Geheimdienst mit mehreren LKWs vorfuhr, um Bücher, Adressen, Briefmarken und Kassetten aufzuladen und in den Reißwolf zu werfen. Gott sei Dank haben sie nicht die Tausende von Adressen unter die Lupe genommen, sonst wären viele Brüder und Schwestern in den verschiedenen arabischen Ländern verfolgt und verhört worden. Wir danken dem Herrn auch für diese Bewahrung.

Als der Leiter unsrer Mission nach Amman geflogen kam, beschlossen wir, mit einem Auto in den Libanon zu fahren, um auf Umwegen an den Kampflinien vorbei zu unseren Schwestern und Lehrern nach Majdalona und zu unseren Brüdern in die Rabie zu fahren. Manche rieten uns von dieser Fahrt ab. Doch die Geschwister waren abgeschnitten, allein und besaßen keine Geldmittel für sich und ihre Mitarbeiter.

Wir fuhren über Damaskus nach Zahle zu Bruder Suleiman Arar und von ihm aus weiter in das Schufgebiet, in dem die Drusen wohnen. So kamen wir vom Bergland her nach Majdalona. Unterwegs hatte es allerdings einige kritische Augenblicke gegeben. Bei Ain Naba Safa wurden wir an einer Straßensperre gefragt: „Wie steht ihr zu Jumblat?“ Da die Wächter verhüllte Gesichter hatten, wußten wir nicht, ob es Drusen oder Christen waren. Sagten wir: Jumblat (der Sohn des Ermordeten) ist ein guter Mann, und sie waren Christen, mußten wir mit ernstlichen Schwierigkeiten rechnen. Antworteten wir aber: Jumblat ist ein gefährlicher Mann, und es waren Drusen, die uns kontrollierten, könnte das den Tod bedeuten. Der Herr schenkte die rechte Antwort. Wir sagten: „Wir sind für alle, die den Frieden lieben. Wenn Jumblat den Frieden erwählt hat, ist er ein guter Mann.“ Der Wächter lachte laut und winkte uns durch die Sperre hindurch.

Die Schwestern und Lehrer in Majdalona trauten ihren Augen nicht, als wir ankamen. Sie begriffen, daß wir sie nicht allein ließen und auch in der Not zu ihnen standen. Sie konnten auf ihrer Insel des Friedens noch einige Jahre weiterdienen. Später schlug auch bei ihnen der Bürgerkrieg

unbarmherzig zu.

Auf der Rückfahrt durch den Schuf sahen wir im Wald eine Gruppe von Männern mit langen Messern auf uns zukommen. Sie eilten hastig mit entschlossenen Gesichtern an unserem Auto vorbei in eine bestimmte Richtung, als ob sie sich ein Massaker vorgenommen hätten.

Auf unserem Weg in die Rabie, dem Zentrum unserer Mission im Libanon, mußten wir durch die Kampflinie fahren. Wir erkundigten uns mehrmals nach einem teilweise offenen Übergang und kamen in ein tief eingeschnittenes Tal. Als wir durch ein steinigtes Flußbett hindurchfuhren, blickten wir plötzlich in offene Gewehrmündungen. Die Falangisten waren unsicher, wer wir waren und hatten mehr Angst als wir. Wir beschwichtigten sie und erklärten, daß wir dem Libanon Hilfe bringen wollten. Zögernd ließen sie uns passieren.

In der Rabie, dem Zentrum der Evangelischen Karmelmission im Libanon, wohnten viele Flüchtlinge. Manchmal waren es bis zu 100 Personen, die aus der Kampfzone in Beirut in unser Haus an den Hängen des Libanon flüchteten. Alle waren froh, als wir sie besuchten. Solche Besuche schaffen Vertrauen und stärken die Verängstigten und Verzagten.

In der Bekaa wieder angekommen, meinten wir, das Größte geschafft zu haben. Als wir aber durch das Dorf Bar Elias fuhren, entstand direkt vor uns ein Aufruhr. Plötzlich befanden wir uns in einer Menge von Männern, die kleine Balken von einem Baugelände ergriffen hatten, um Auto-

und Motorradfahrer zusammenzuschlagen. Das war höchste Gefahr. Ich sagte zu Bruder Fehr: „Schnell, gib mir deinen Schweizer Paß!“ Sein Pass war knallrot und hatte in der Mitte ein weißes Kreuz eingedruckt. Als wir den Terroristen die Außenseite dieses Passes ans Fenster hielten, schrie einer: „Rotes Kreuz! Rotes Kreuz! Laßt sie fahren!“ Der Herr hatte ihre Augen gehalten. Sie dachten, das weiße Kreuz im roten Feld sei ein rotes Kreuz im weißen Feld gewesen. Wir konnten ohne einen Kratzer am Auto durch die wild gestikulierende Menge hindurchfahren.

Die Prüfung war jedoch noch nicht zu Ende. Kurz vor Ainjar kam eine letzte Kontrolle. Die Untersuchenden waren unfreundlich, hart und brutal. Wir mußten aussteigen und wurden vorbereitend an einen Graben gestellt. Der Kommandierende zog seine Waffe durch und lud sie. Ich versuchte, ihn zu beschwichtigen und sagte auf Arabisch, ich sei Schulleiter in der nahen Johann-Ludwig-Schneller-Schule gewesen und mein Begleiter sei aus der Schweiz gekommen, um Milchpulver und Hilfe für den Libanon zu bringen. Der Kommandierende zweifelte. Als aber syrische Panzerwagen an der Grenze auftauchten, rannten plötzlich alle los, um einen möglichen Angriff der Syrer abzuwehren. Wir warteten nicht lange, stiegen schnell ins Auto und fuhren auf einem Feldweg nach Ainjar, wo sich das Hauptquartier der Syrer befand und relative Ruhe herrschte.

Als wir wieder in Amman ankamen, war uns klar geworden, daß bei dem anhaltenden Bürgerkrieg im Libanon nicht daran zu denken war, eine flächendeckende Schriftenmission in alle arabischen Länder von dort oder von

Jordanien aus durchzuführen. Sollte dies das Ende unserer Medienmission sein?

Bei unseren Reisen durch den Irak und durch Marokko hatten wir immer wieder abgeschlagene Palmen gesehen. Unsere Situation glich genau diesem traurigen Bild. Aber eine abgeschlagene Palme ist noch nicht abgestorben. Steht der Stumpf auf gutem Grund, so wachsen vier, fünf oder sechs neue Triebe aus dem Baumstumpf hervor und bilden ein Bündel von Palmen. So schöpften wir die Hoffnung, daß das Ende unsrer Dienste im Libanon nicht das Ende der Schriftenmission war, sondern der Anfang für eine noch fruchtbarere Zukunft.

Genau das haben wir in den folgenden Jahren erlebt. Unsere Medienmission breitete sich rasch in alle islamischen Länder aus, so daß wir in den Jahren nach der Flucht das Evangelium in 30 verschiedenen Sprachen verkündigen konnten. Dadurch hat sich das Wort des Johannes neu bewahrheitet: **„Aus seiner Fülle haben wir alle genommen, Gnade um Gnade“** (Joh. 1,16).

Wir danken unserem Herrn Jesus Christus für alle Bewahrungen, Führungen und den überreichen Segen, den er uns in den 21 Jahren unseres Dienstlebens im Libanon geschenkt hat. Wir beten den an, der gesagt hat:



Mir

ist gegeben alle Gewalt

im Himmel und auf Erden!

Darum

geht hin und macht zu Jüngern alle Völker:

Tauft sie im Namen des Vaters

und des Sohnes und des Heiligen Geistes

und lehrt sie halten alles,

was ich euch befohlen habe.

Und siehe,

ich bin bei euch

alle Tage bis an der Welt Ende.

Ein Wort des Dankes!

Dieses Buch wurde auf Grund der Bitte der Brüder Gerhardt Ziegler und Herbert Krapf vom Württembergischen Brüderbund geschrieben.

So Gott will und wir leben ist dieser Augenzeugenbericht der erste Band in einer Reihe mit dem Titel: „**Eine Kette kleiner Wunder**“. Jede Zeile darin will ein Dank für die Bewahrungen und Führungen Jesu Christi sein.

Wir danken Schwester Waltraud Grunert, die alle Tonbandaufnahmen abtippte, ebenso Herrn Erich Lenzing, der die Texte editierte und Familie Werner Spieth, die uns in wichtigen Einzelheiten beriet.

Wir danken allen Freunden der Evangelischen Karmelmission, die uns jahrelang mit ihren Gebeten begleitet haben. Sie mögen erkennen, wie der lebendige Herr Jesus Christus auch heute noch seine Nachfolger bewahrt, segnet und zu wachsenden Diensten führt.

Walter und Gertrud Wassermann

Schorndorf, zum Himmelfahrtstag, am 25. Mai 1995.

